

2024



LANDESWETTBEWERB

Deutsche Sprache und Literatur
Baden-Württemberg

dein_Text

2024

Seminar der Preisträgerinnen und Preisträger

14. bis 17. Juli 2024 in Kloster Heiligkreuztal

dein_Text

Der Landeswettbewerb Deutsche Sprache und Literatur Baden-Württemberg
im Internet:

www.km-bw.de/LandeswettbewerbDeutsch

www.registrierung.landeswettbewerb-deutsch.de

© 2024

© für die einzelnen Beiträge: Bei den Verfassern.

Alle Rechte vorbehalten.

Herausgeber: Landeswettbewerb Deutsche Sprache und Literatur Baden-Württemberg,
Dr. Juliane Horn (Vorsitzende)

Umschlaggestaltung: Juliane Herrmann

Illustrationen in der Anthologie: Schülerinnen und Schüler des Eugen-Bolz-Gymnasiums
(verantwortliche Lehrkräfte: Susanne Brändle, Cristina Cano-Jimenez, Martin Sell) und
des Gymnasiums Hechingen (verantwortliche Lehrkraft Isabelle Mödinger-Thumm).

Fotos vom Kloster: Klosterverwaltung Heiligkreuztal

Layout: Fabian Welsch

Korrektorat der Texte: Preisträgerinnen und Preisträger

sonstiges Korrektorat: Dr. Juliane Horn

Druck und Bindung: Copyshop Fiore Copy & Print

Vorwort



Kaltrina Gjuraj

Meereszauber
Kaltrina Gjuraj 11

Liebe Preisträgerinnen, liebe Preisträger,

herzlich willkommen zum Seminar der Landespreisträgerinnen und Landespreisträger im ehemaligen Kloster Heiligkreuztal!

Seit 1990 fordert der Landeswettbewerb Deutsche Sprache und Literatur Baden-Württemberg alljährlich SchülerInnen der gymnasialen Oberstufe dazu heraus, sich schreibend mit sich selbst und der Welt auseinanderzusetzen. Am 34. Landeswettbewerb 2024 haben 465 junge Menschen aus Baden-Württemberg teilgenommen. Aus diesen Beiträgen hat die Jury Ihre 21 Arbeiten für einen Landespreis ausgewählt. Herzlichen Glückwunsch zu Ihrem Erfolg!

Als Anerkennung Ihrer besonderen Leistung haben wir Sie in die ehemalige Zisterzienserabtei Heiligkreuztal eingeladen. Ins Kloster, abgeschieden vom Treiben der Welt, haben sich seit Jahrhunderten Menschen zurückgezogen. Hier widmete man sich dem geschriebenen und gesprochenen Wort in besonderer Weise, hier fand man Zeit zum Schreiben und Lesen. Klöster waren aber auch Orte der Begegnung, an denen sich Menschen zu Gespräch und Gedankenaustausch trafen. Und nicht zuletzt wurden hier Kunst und Musik gepflegt, davon gibt auch diese wunderschöne Klosteranlage ein eindrückliches Zeugnis.

Diese Tradition wollen wir bei der Gestaltung des Seminars fortsetzen. Wir möchten Ihnen (Zeit-)Räume schaffen, in denen Sie schreiben und sich über Texte austauschen können. Wir möchten Ihnen Gelegenheit bieten zu Begegnung und Austausch mit Persönlichkeiten, die beruflich mit Sprache und Literatur befasst sind (als Schriftstellerin, als Journalist oder Verleger) und mit Mitgliedern des Kuratoriums und der Jury. Darüber hinaus sollen Sie natürlich die Möglichkeit haben, auch die anderen Preisträgerinnen und Preisträger kennenzulernen und mit ihnen ins Gespräch zu kommen.

Zu Glückwünschen gehören üblicherweise Blumen. Unser blauer Blumenstrauß ist diese eigens für Sie gestaltete Broschüre, die Ihre Texte enthält.

Die Texte, von den Jurorinnen und Juroren ausgewählt, sollen Sie neugierig machen auf die Beiträge der anderen Preisträgerinnen und Preisträger. Sie vermitteln einen Eindruck von der Vielfalt der Arbeiten und von der jeweils individuellen sprachlichen und inhaltlichen Gestaltung des gewählten Themas

Daneben bietet die Broschüre Informationen zum Programm des Seminars. Und es gibt leere Seiten – diese können Sie selbst gestalten, mit Fotos und Kommentaren, Widmungen und Notizen, mit Erinnerungen an besondere Momente.

Mein besonderer Dank gilt den Jurorinnen und Juroren, die dieses Seminar mitgestalten und jedes Jahr ein sehr großes Lektürepensum bewältigen. Bedanken möchte ich mich auch ausdrücklich beim Kuratorium. Ein weiteres, herzliches Dankeschön geht an Fabian Welsch für das Layout der Broschüre.

Den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des Tagungshauses Kloster Heiligkreuztal danke ich für den aufmerksamen und ausgezeichneten Service in ihrem Haus. Wir freuen uns, dass wir in diesem Jahr zum zweiten Mal hier zu Gast sein dürfen.

Und nicht zuletzt möchte ich mich bei unseren Sponsoren und Partnern bedanken, die den Landeswettbewerb alljährlich mit vielfältigen und großzügigen Spenden unterstützen.

Bereits seit der Mitte des 12. Jahrhunderts gab es hier bei Heiligkreuztal fromme Frauen, das Kloster wurde 1227 gegründet und die Frauen wurden offiziell in den Orden der Zisterzienser aufgenommen. Ihnen, liebe Preisträgerinnen und Preisträger, wünsche ich nun bereichernde und unvergessliche Eindrücke und Erfahrungen an diesem alten und wahrhaft wunderbaren klösterlichen Ort!

Im Juli 2024

Ihre

A handwritten signature in blue ink, appearing to read "J. Horn".

Dr. Juliane Horn
Vorsitzende des Kuratoriums

Programm



Tobias Meyer

**Seminar der Landespreisträgerinnen und Landespreisträger
vom 14. bis 17. Juli 2024 im Bildungshaus Kloster Heiligkreuztal**

Programm

Sonntag, 14. Juli 2024

11.30 Uhr	Eröffnung des Preisträgerseminars DR. JULIANE HORN Vorsitzende des Kuratoriums	8.00 Uhr	Frühstück
12.00 Uhr	Mittagessen	9.00 Uhr	Menschen und Räume Schreibwerkstatt
13.30 Uhr	Wie entsteht (n)ein Text? Werkstattgespräch MITGLIEDER DER JURY	12.00 Uhr	Mittagessen
15.30 Uhr	Was ich lese, wer ich bin Kennenlernen	13.30 Uhr	Figuren interagieren DR. MELANIE HONG Jurorin UND TOBIAS KÖRNER Juror
18.00 Uhr	Abendessen	16.30 Uhr	lesen - loben - verwerfen Literaturkritik im 21. Jahrhundert DR. TILMAN SPRECKELSEN Autor, Redakteur, Herausgeber
20.00 Uhr	Lesung aus den Preisträgertexten	18.00 Uhr	Abendessen
	DANIEL EBERT-JANKA Juror DR. JULIANE HORN Vorsitzende des Kuratoriums	20.00 Uhr	„Lichtungen“ - Lesung und Gespräch mit der Autorin Iris Wolff Moderation: DR. JULIANE HORN Vorsitzende des Kuratoriums

Montag, 15. Juli 2024

11.30 Uhr	Frühstück	8.00 Uhr	Frühstück
12.00 Uhr	Menschen und Räume Schreibwerkstatt	9.00 Uhr	Menschen und Räume Schreibwerkstatt
13.30 Uhr	Figuren interagieren DR. MELANIE HONG Jurorin UND TOBIAS KÖRNER Juror	12.00 Uhr	Mittagessen
15.30 Uhr	lesen - loben - verwerfen Literaturkritik im 21. Jahrhundert DR. TILMAN SPRECKELSEN Autor, Redakteur, Herausgeber	13.30 Uhr	lesen - loben - verwerfen Literaturkritik im 21. Jahrhundert DR. TILMAN SPRECKELSEN Autor, Redakteur, Herausgeber
18.00 Uhr	Abendessen	16.30 Uhr	Abendessen
20.00 Uhr	„Lichtungen“ - Lesung und Gespräch mit der Autorin Iris Wolff Moderation: DR. JULIANE HORN Vorsitzende des Kuratoriums	18.00 Uhr	Abendessen

Dienstag, 16. Juli 2024**Mittwoch, 17. Juli 2024**

8.00 Uhr	Frühstück	8.00 Uhr	Frühstück
10.00 Uhr	<i>Trödeln am Rand kleiner Straßen</i> Schreib-Workshop IRIS WOLFF, Autorin	9.00 Uhr	<i>Den Raum mit der Stimme erforschen</i> Münster Heiligkreuztal DR. WOLFGANG SPRECKELSEN Juror
12.00 Uhr	Mittagessen	10.00 Uhr	Das Preisträgerseminar: Rückblick und Rückmeldung MITGLIEDER DER JURY
13.30 Uhr	Führung durch das Kloster Heiligkreuztal UWE ENGLING Stephanus-Gemeinschaft e.V.	11.30 Uhr	Feierliche Preisverleihung im Stucksaal des Klosters Heiligkreuztal JAN A. WOHLGEMUTH Ministerialrat Ministerium für Kultus, Jugend und Sport Baden-Württemberg
16.00 Uhr	Das Qualifikationsverfahren – Vom Landespreis zur Studienstiftung DR. JULIANE HORN Vorsitzende des Kuratoriums FABIAN WELSCH Alumnus der Studienstiftung	17.30 Uhr	Verlagsberufe: Schulbuchredakteurin BIRGIT LÖNNE Ernst Klett Schulbuchverlag Gruppenleiterin Deutschredaktion
19.00 Uhr	Abendessen	13.30 Uhr	Empfang
20.00 Uhr	Preisträger und Juroren im Gespräch	15.00 Uhr	Ende des Seminars

Ort: Das Kloster Heiligkreuztal



Porta patet – cor magis

Die Tür steht offen, mehr noch das Herz.

Dass den Menschen im Frauenkloster Heiligkreuztal seit seiner Stiftung 1227 eindrucksvolle Türen offen stehen, ist nicht zuletzt der Äbtissin Maria Holzapfel zu verdanken: Unter ihrem Vorstand wurde das Kloster in den Jahren 1723 bis 1761 in seine heutige Bauform überführt. Obschon in diesem Zuge im barocken Stil modernisiert, sind die Elemente der Spätgotik weithin sichtbar – trugen doch die gründenden Zisterzienserinnen des Klosters zur Verbreitung dieser architektonischen Stilrichtung in Deutschland maßgeblich bei.

Da in das Kloster Heiligkreuztal vorwiegend Töchter aus Adelsfamilien eintraten, „gewann es durch Schenkungen zunehmend an Wohlstand“.¹ Dieser Wohlstand verhalf dem Kloster im Laufe seiner Geschichte den vielen Plünderungen in Kriegszeiten zu trotzen und sich ständig baulich erweitern zu können.²

So ist das Kloster nicht nur „eine der eindrucksvollsten Klosteranlagen in Südwestdeutschland“, sondern auch ein Kunstwerk für sich:



Der restaurierte Kreuzgang des Klosters Heiligkreuztal

¹ Diözese Rottenburg-Stuttgart: Kloster Heiligkreuztal. Tagungshaus. URL: <https://www.kloster-heiligkreuztal.de/fileadmin/default/user/files/Alle_Haeuser/Prospekte/Kloster_Heiligkreuztal.pdf> [Stand 09.06.2023].

² Diözese Rottenburg-Stuttgart: Chronik. Auszug aus der Geschichte. URL: <<https://kloster-heiligkreuztal.com/#eindruecke>> [Stand: 09.06.2023].

Nach dem Auszug der letzten vier Zisterzienserinnen im Jahr 1843, bedingt durch die Auflösung des Klosters im Jahre 1803 im Zuge der Säkularisierung, wurde es Ende des 20. Jahrhunderts als Bildungs- und Begegnungsstätte ausgebaut.³ Durch stete Renovierungen in den vergangenen Jahren ist das Kloster Heiligkreuztal heute eine Schatztruhe von Kunstwerken und architektonischen Sehenswürdigkeiten.

Das Herzstück der Klosteranlage bildet das Münster mit prachtvollen Kunstwerken wie der berühmten Christus-Johannes-Minne aus dem Jahr 1310, zu bewundern in einer Nische an der Chorstirnwand, oder den Fresken des Meisters von Meßkirch aus dem 16. Jahrhundert.

Doch auch die Refektorien, die Zellen der Klosterfrauen, der Engelgarten sowie die Außenanlagen wurden in den letzten Jahren aufwendig restauriert. All dies macht das Kloster Heiligkreuztal zu dem „sehenswerteste[n] Frauenkloster der Zisterzienser“⁴ und zu einem beeindruckenden Rahmen der diesjährigen Preisverleihung.



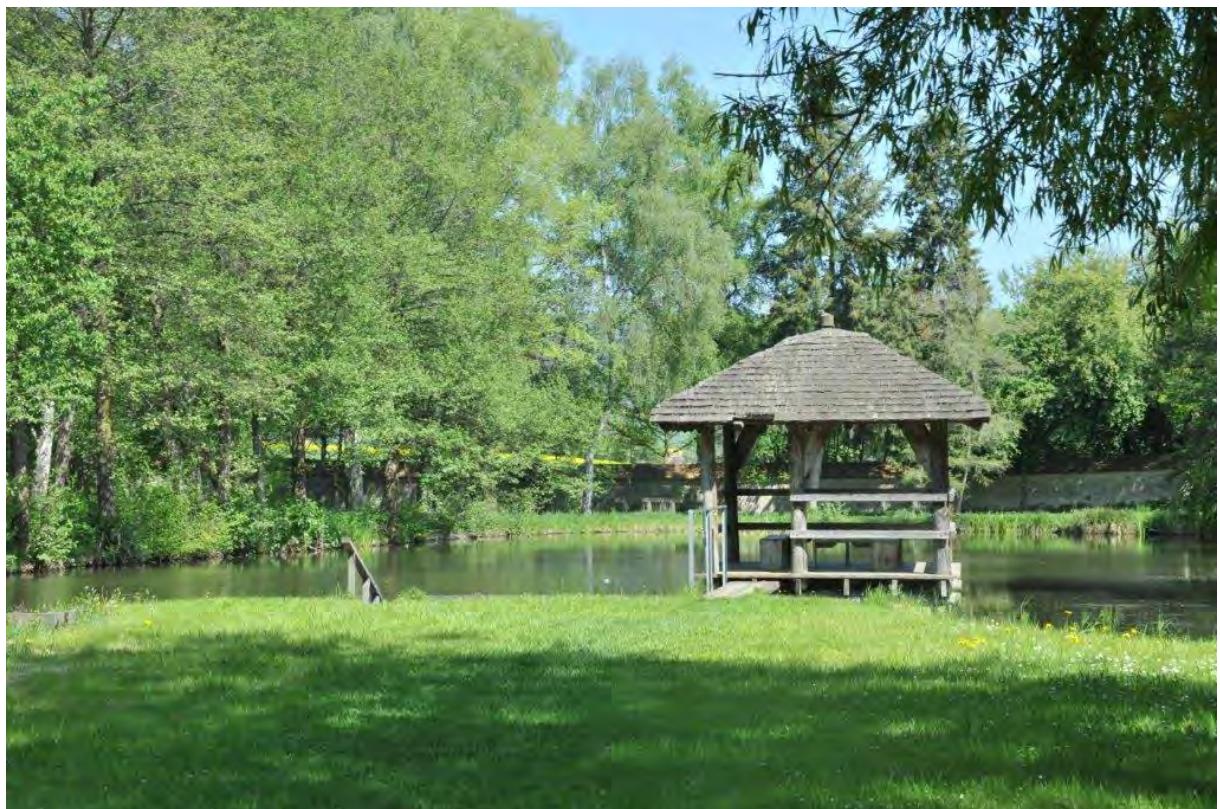
Der Engelgarten des Klosters Heiligkreuztal

³ Diözese Rottenburg-Stuttgart: Chronik. Auszug aus der Geschichte. URL: <<https://kloster-heiligkreuztal.com/#eindruecke>> [Stand: 09.06.2023].

⁴ Staatliche Schlösser und Gärten Baden-Württemberg: Erlebnis Kloster. URL: <<https://www.klosterheiligkreuztal.de/erlebnis-kloster>> [Stand: 09.06.2023].



Zelle der Klosterfrauen



Pavillon am Klosterweiher

Begegnungen



Anima Echtner

Iris Wolff



Foto: Maximilian Gödecke

Iris Wolff, geboren in Hermannstadt, Siebenbürgen. Die Autorin wurde für ihr literarisches Schaffen mit zahlreichen Auszeichnungen geehrt, darunter mit dem Marieluise-Fleißer-Preis und dem Marie Luise Kaschnitz-Preis für ihr Gesamtwerk. Zuletzt erschien 2020 der Roman »Die Unschärfe der Welt«, der mit dem Evangelischen Buchpreis, dem Eichendorff-Literaturpreis, dem Preis der LiteraTour Nord und dem Solothurner Literaturpreis ausgezeichnet sowie unter die fünf Lieblingsbücher des Deutschen als auch des Deutschschweizer Buchhandels gewählt wurde. Die Autorin lebt in Freiburg im Breisgau.

Tilman Spreckelsen



Tilman Spreckelsen, 1967 im hessischen Kronberg geboren, lebt als Journalist und Autor in Frankfurt am Main. Er studierte in Freiburg Deutsch und Geschichte und wurde mit einer Arbeit zu Androiden im Werk Karl Immermanns promoviert. Nach einigen Jahren als freier Mitarbeiter verschiedener Zeitungen wurde er 2001 Literaturredakteur im Feuilleton der Frankfurter Allgemeinen Zeitung (F.A.Z.). Von 2003 bis 2016 arbeitete er im Wissenschaftsressort der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung, seit 2016 ist er wieder Literaturredakteur der F.A.Z. Außerdem ist er zuständig für Kinder- und Jugendbücher und die Berichterstattung über Archäologie. Für seine Texte wurde er mehrfach ausgezeichnet, unter anderem mit dem Theodor-Storm-Preis der Stadt Husum, dem Dietrich-Oppenberg-Medienpreis der Stiftung Lesen und dem georgischen Saba-Preis für Literaturkritik.

Seit 1998 erschienen von ihm einige Anthologien, ein Essayband über das Herz als kulturelle Metapher, ein erzählerisches Lexikon zur Welt von König Artus, ein Kinderbuch, drei Bände Nacherzählungen von Sagen aus Island, Finnland und Georgien, eine Biographie des Kinderbuchautors Otfried Preußler sowie eine fünfbändige Krimireihe um den Autor Theodor Storm als Ermittler. Bei S. Fischer gab er die Kinder- und Jugendbuchreihe „Die Bücher mit dem blauen Band“ heraus.

Beim Preisträgerseminar wird Tilman Spreckelsen von seiner Arbeit als Journalist berichten. Im Zentrum steht dabei die Rezension als Textform. Im Gespräch mit den Teilnehmerinnen und Teilnehmern werden beispielhaft Rezensionen diskutiert und bewertet: Welche Voraussetzungen sind nötig, um einem Text rezensorisch gerecht zu werden? Welche Textformen gibt es außerdem, um journalistisch über Literatur zu sprechen? Welche Abhängigkeit besteht dabei von dem Medium, für das der Text verfasst wurde? Und welches neue Feld tut sich mit audiovisuellen Formaten auf Youtube oder TikTok für die Literaturkritik auf?

Birgit Lönne

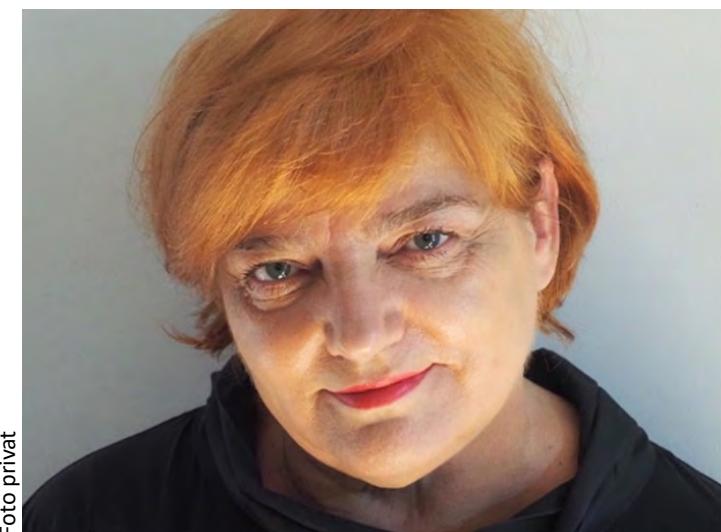


Foto privat

Germanistikstudium mit Promotion (Leipzig), Akademie der Künste zu Berlin (Abteilung Edition und Bibliografie), DAAD-Lektorin in (Nizza) Frankreich, Redaktion des Kulturmagazins *Leipziger Blätter*/Fernsehbeiträge für das Kulturmagazin *artour*, Redaktion, dann Gruppenleitung in der Deutschredaktion des Ernst Klett Schulbuchverlags



**Gesichter des
Wettbewerbs:**
Daniel Ebert-Janka
Melanie Hong
Juliane Horn
Tobias Körner
Wolfgang Spreckelsen
Fabian Welsch



Preisträgerinnen und Preisträger



Jonathan Haug

Jonathan Haug

Preisträgerinnen und Preisträger 2024

Marie-Madeleine Amiras

Landesgymnasium für Hochbegabte Schwäbisch Gmünd
Thema 1

Julia Fiege

Markgrafen-Gymnasium Durlach
Thema 1

Moritz Grevel

Freie Waldorfschule am Illerblick
Thema 2

Ann-Marie Grieb

Goldberg-Gymnasium Sindelfingen
Thema 2

Marcia Lindenhahn

Gymnasium am Hoptbühl Villingen-Schwenningen
Thema 2

Sophie Lonsinger

Schubart-Gymnasium Ulm
Thema 2

Leander Rathe-Schneider

Goethe-Gymnasium Ludwigsburg
Thema 2

Philip Bartz

Erasmus-Widmann-Gymnasium Schwäbisch-Hall
Thema 3

Tim Clemens

Albertus-Magnus-Gymnasium Stuttgart
Thema 3

Jan Schick

Eugen-Bolz-Gymnasium Rottenburg am Neckar
Thema 3

Lilian Treffinger

Edith-Stein-Gymnasium Bretten
Thema 4

Cécile Wolters

Gymnasium Hechingen
Thema 4

Lilly Allmendinger

Mörike-Gymnasium Göppingen
Thema 5

Ella Wolf

Kreisgymnasium Riedlingen
Thema 5

Martha Walter

Hans-Furler-Gymnasium Oberkirch
Thema 6

Nils Christian Gathmann-Maneval

Karl-Friedrich-Gymnasium Mannheim
Thema 7

Ida Kapp

Gustav-Stresemann-Gymnasium Fellbach
Thema 7

Luisa Maxine Klahr

Johann-Sebastian-Bach Gymnasium Mannheim
Thema 7

Arne Seifert

Scheffel-Gymnasium Lahr
Thema 7

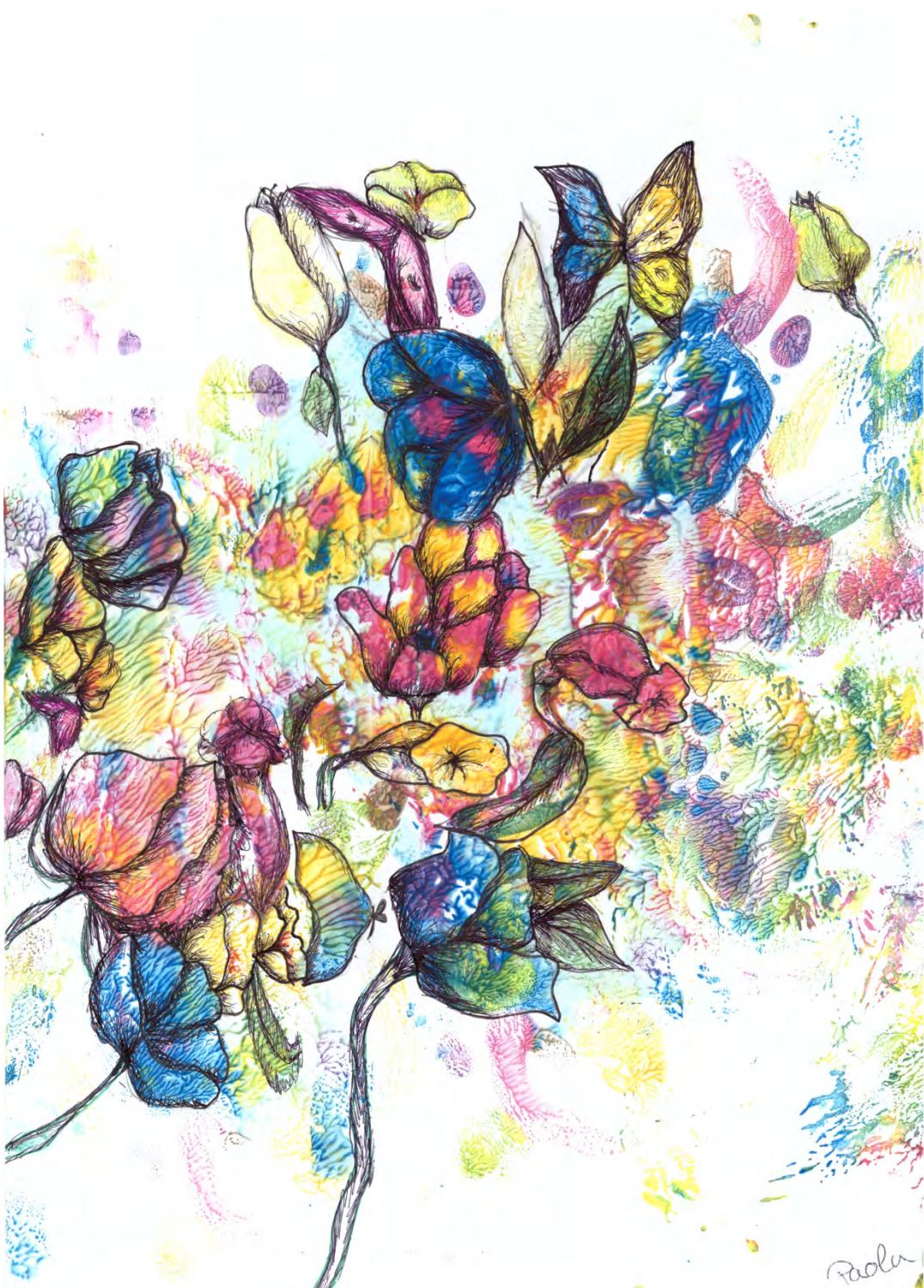
Felicia Eger

Kolleg St. Blasien
Thema 8

Joshua Knapp

St. Rafael Gymnasium Heidelberg
Thema 8

Themen



Paola Afrodit Galic

Themen des 34. Landeswettbewerbs

Deutsche Sprache und Literatur Baden-Württemberg 2024

Thema 1	Lücke(n) Beobachten, beschreiben, reflektieren Grundlage für das Gelingen der Arbeit ist, dass konkret und genau beobachtet wird. Die Beobachtungen sind Ausgangspunkt für Beschreibung und Reflexion.
Thema 2	Zum 100. Todestag Franz Kafkas Kafkas Räume – finden Sie einen Zugang.
Thema 3	Die Zukunft des Schreibens in Zeiten der KI
Thema 4	SPRACHE - MACHT - KRIEG Schreiben Sie einen Essay.
Thema 5	Im Schatten Gestalten Sie eine Situation. Eine Situation soll unter dem genannten Thema gestaltet werden. Beachten Sie, dass das Thema im Vordergrund steht und dass Sie die Gestaltung einer Situation ins Zentrum stellen.
Thema 6	Mittelalter ohne Ende  Untersuchen Sie die anhaltende Faszination mittelalterlicher Welten in Literatur, Kunst und Medien.
Thema 7	Abschied von der Insel Schreiben Sie einen literarischen Text.
Thema 8	Schreiben Sie ein journalistisches Porträt über eine Person, die ein Ehrenamt ausübt. Ein Porträt zeigt die Person authentisch und beleuchtet sie aus verschiedenen Blickwinkeln. Wie eine Reportage erzählt auch das Porträt eine Geschichte (die der Person aus vielen Perspektiven). Umfassendes Hintergrundwissen und Gespräche mit weiteren Personen aus dem Umfeld sind Grundvoraussetzung. Aus intensiver Recherche geht eine These hervor, die als roter Faden dient.

 bedeutet: Partnerarbeit ist möglich

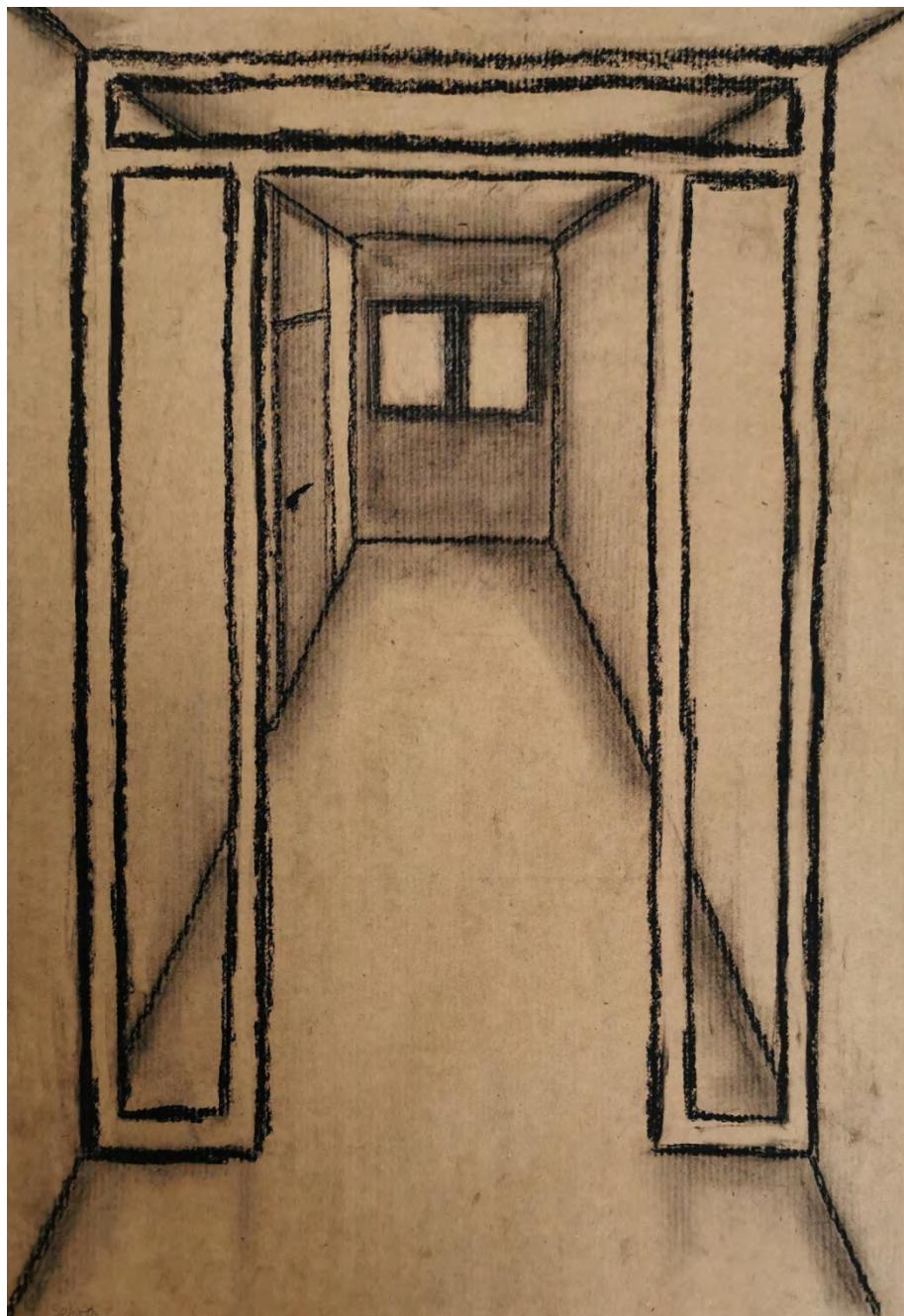
Sonderpreis wissenschaftliches Arbeiten möglich für Thema 2, 3, 4 oder 6.

Hinweise zum wissenschaftlichen Arbeiten im Bereich Germanistik finden Sie auf den Homepages der Universitäten, z.B. am Deutschen Seminar in Tübingen in der Schreibwerkstatt für Studierende. Hier gibt es online ein sehr hilfreiches Handbuch.

Wichtig: Wo es nicht explizit vorgeben wird, entscheiden Sie, ob Sie ein Thema wissenschaftlich-analytisch oder kreativ bearbeiten möchten.

Lücke(n)

Beobachten, beschreiben, reflektieren



Selina Dorsch

LANDESWETTBEWERB DEUTSCHE SPRACHE & LITERATUR 2024

*Thema 1: Lücke(n) – Beschreiben,
Beobachten, Reflektieren*



Marie-Madeleine Amiras
Landesgymnasium für Hochbegabte, Schwäbisch Gmünd

Lücke(n)

Beschreiben, beobachten, reflektieren

Das eingepflasterte Gebäude – es atmet nicht, seine Bewohner atmen durch die Wände hindurch und scheinen ihren Geruch so meilenweit um das Gelände, ihren Garten, zu verbreiten. Es nähert sich nur, wer das Parfüm schon in seiner Kleidung trägt, es tastet nur an den Fensterbänken, wer sich die dort wahrende Klage einverleibt hat und sich nicht mehr von ihr (ver)stören lässt. So ist das Haus, das Heim, die Beständigkeit, durch seine Bewohner zum Leben erwacht und lässt sich nun zum Gegenteil herab: nicht beständig, kein Haus, kein Bau. Ein Ameisenhaufen mit Ameisen ist es.

Das Gebäude ist steril, denn es stemmt sich nicht in den Boden. Kein Monstrum. Leider. Ein Gerüst in der Landschaft wäre von Charakter und/oder von Bedeutung. Dein Zuhause ist dafür zu viel. Zu sehr. Zu rehabilitiert und es scheint zu schweben, als wäre es seiner Position im Grund unsicher. Oder die Luft vibriert. Oder du hast wieder getrunken.

So kannst du nicht denken. Eiswürfel ziehen in der Nase, kalt, stöhnend, schmerhaft, tröstend und sie sind das einzige Reelle. Die Luft lässt sich auf deiner Haut nieder und wie sie es tut ist zutiefst befremdlich. Dieses dichte „Etwas“ im Raum ließe sich auch als den Geruch feuchter, roher Kartoffeln beschreiben. Das wirke aber angenehmer – als befändest du dich tatsächlich in einer Familienküche. Dabei reist das Essen in gestapelten orangenen Boxen auf orangenen Wägen zu Tisch, und du weißt nicht, woher es kommt. Sie sind orange, wie die Klebestreifen an den kalten Metallstangen einer Baustelle, und eigentlich ist dieses Bild so treffend, dass du überzeugt bist, sie servierten dir mit Absicht Baustellen-Essen: ihr als schweißtriefende Arbeiter.

Das Gebäude ist kein Lager. Ihr ruht euch alle formidabel aus. In grün beleuchteten Erdgeschossräumen mit offenen, vulnerablen Fensterfronten, auf blauen und roten Yoga-Matten und während sie mit euch meditiert, hustet sie sich die Glasscherben aus dem Leib.

Du hast Nichts.

Es ist ein früher November. In den Ästen einer Kastanie wiegt sich orangenes Rampenlicht, das das Zimmerinnere überflutet – schon bald und die Wände brennen. Deine Glieder schmelzen sanft in eine schwammartige, gelbe Matratze, die sich unter dir ausdehnt und sich deinem Körper fügt, anstatt dich abzuweisen. Du bist nahezu dankbar dafür. Das Zimmer ist bald von der Nachmittagssonne vollständig entzündet und lodert, an den Fensterecken fangen Schattenarme an sich zu erstrecken, sich um sich selbst herum zu winden; die Kastanie sah doch friedlich aus. Alles scheint an Proportion verloren zu haben und der Raum ragt über dir. Wie das Ende. Das sich nicht entscheiden kann.

Bevor du in die Hitze des Bettes gefallen bist: Du hast heute Tagebücher gestohlen. Die eine, die weiß nicht, ob sie andere Mädchen mag und hat zahlreiche Brüste karikaturisiert, auf einem Blatt voller regenbogenfarbener Motive und zweier Schmetterlinge, direkt neben dem Penis, der die ganze Seite entstellt. Diese und die andere und eigentlich alle, sie schreiben maschinengesteuert und sie schreiben ehrlich. Viel ehrlicher als alles außerhalb des Gebäudes. Sie wiegen sich in der Annahme, es gehöre nur ihnen; sie helfen, sie bemalen aus ihren Büchern heraus, die beunruhigend glatten, benutzerfreundlichen Holztüren und sie schaffen durch ihre Worte, dass Leben außerhalb beiger Likör-Tapeten durch die Adern fließt. Eine andere glaubt, nur selbst zu wissen, dass das ungemähte bisschen Gras unter der Westseite des Gebäudes nun in Bolognese getränkt ist, verklebt und verankert auf der grauen unteren Schicht der Außenwand. Sie beschreibt nahezu narzisstisch, wie präzise die Aktion war, dass an ihrem Fensterspalt nicht der kleinste Beweis Tomatensoße hängt. Noch eine andere tut es im Toilettenraum – der sich an einer Ecktür zu deinem Zimmer befindet. Die Bewohner sind alle weiblich. Das ist der Grund, warum. Ihretwegen dehnt die Leere sich über das Gelände hinaus, dass die stummen Schreie in die ganze Welt ragen.

Da ist Nichts.

Die Novembersonne ist versiegt. Es regnet jetzt. Es schneit jetzt. Es steht still. Die Bewohner bekommen nichts davon mit, denn die grauen Fensterfronten und Balkone sind geschlossen, eingerostet, als wären sie nie berührt, geschweige denn geöffnet worden. Sie sind wie

Lücken in dieser kleinen, kryptischen Idylle und das, was sie zeigen, verwirrt das Ausgesetzte (also dich) und lässt es gierig werden.

In der Nähe des unsicheren Gebäudes habt ihr jedoch ein weiteres mögliches Zuhause entdeckt. Es ist zu erkennen, aus den Scheiben der Gruppenräume. Auf pinken Metallstühlen herabgelassen, ergreifst du jeden Morgen, was vor dir ruht: den gelblichen Putz und die Mosaikfenster von etwas Neuem. Einer Antithese. Sie ist ein Monstrum. Zum Glück. Ein Gerüst in der Landschaft. Sie ist alt und zerbrechlich und sie ist schön. Das Holz an ihren Balken ist beschaffen, wie die Haut alter Männer und die Holzfetzen lösen sich langsam auf und werden zu Papierstücken im Wind, Splittern unter den Nägeln. Es ist verlassen und längst kein Heim mehr, hat aber das Potential, zu einem zu werden. Die Fensterscheiben, die keine bunten Mosaik-Kreise sind, sind eingeschlagen von Mädchenfäusten, Schneebällen, Vandalen wie dir, die durch die Scherben getreten sind und sich niedergelassen haben; alles ist angesprayt mit Obszönitäten – es ist einladend, es ist ein Entwurf.

Dorthin sehnt ihr also. Ihr rauer Handschuh blockiert den Kontakt. Du ergreifst, umschließt ihre zurückhaltenden Finger trotzdem in deinen und schlägst es vor. Ein unbedenkliches, zustimmendes Nicken. Ihr rast an dem neuen Gebäude vorbei, durch den Schnee, der noch so niedrig ist, dass er an den Schuhsohlen klebt, ihr lauft, rennt, hastet am Garten vorbei und hinaus. Und während die Flocken fadig auf eure Gesichter fallen und die Seele glückselig keucht: Ihr begreift, dass die Lücke auch außerhalb des Geländes klafft. Wahrscheinlich bist du erkältet.

Warum Nichts?

Die Wendung ist Winter und ihr schlaft zu zweit in einem Kinderzimmer. Yoga ist nur noch eine halb so große Last. Sie nimmt neulich Antibiotika gegen das Husten. Ihr habt euch entschieden, im anderen Gebäude zu wohnen, wie alte obdachlose Männer und ihre Haut, ihr habt einen Unterschlupf zwischen zwei Büschen gefunden, möglichst weit von der sterblichen Kastanie entfernt. Dort ist matschiger, rutschiger Schnee wie eine Schlittschuhbahn hinunter zu der Garage, der verlassenen, des anderen Gebäudes und eine

ungesehene Nische, in der die Bewohner sich aufhalten, weil dort Frieden ist. Sie rauchen dort, weil Frieden ist und festgehalten werden muss. Zwischen den kahlen Baumwipfeln steigt der Frieden auf und ihr könntet es immer so haben, müsstet ihr nur nicht zurück in die Gruppenräume wo der pinke Kleber von allen Seiten am Gewissen zehrt.

Aus einer alten Kiste summt Grundschulkinder-Autofahrten-Urlaubsmusik und in den grellen orangenen Boxen schiebt ihr Weihnachtsessen, in gelben und braunen missbrauchten Schnee eingedeckt; wenn ihr oft genug schiebt, dürft ihr eine Runde Tesla fahren – er steht geparkt vor dem Eingang, grau wie die Außenwelt und er gehört keinen Wahnsinnigen. Die Anlassgebäcke sind gut, der Dezember frisst sich in die Fußnägel und in die Kehle, der Dezember hallt in den Ohren nach, der Dezember schneit die Lücken zu und wird zur warmen Decke für das Ich. Das Ende hat sich beinahe entschieden, seine Entscheidung hinauszögern und von nun an, drehst du nur noch Kreise um die anderen Bewohner herum, mit dem Stift im Kreis auf dem unzähligsten Tagebuch, Kreise vom einen zum anderen Gebäude und Zigarettenstummel, die violette Kreise auf den Oberschenkeln hinterlassen, wenn du fest genug verbitterst.

Manchmal ist Etwas.

Der Dezember wird dunkler. Und dann Januar und etwas beginnt. Wenn ihr nicht gerade ungezwungenen Wasserfarbenschmetterlinge malt, Flügel-Metaphern vermessst, hockt ihr im knietiefen, abtötenden Schnee, lasst euch von schwarzen Bäumen verschlucken und legt euch dann hin, dass das Eis sich erbarmt, so gut es euch bereits kennt. Die undurchdringlichen Wände, die das Zuhause beplastern, sind zu endlosem Terrain geworden, in dem Yoga und Gelächter und Unmengen von verbotenen Lebendlichkeiten. Die Lücke ist nicht vergessen worden, du hast sie bloß beiseitegeschoben. Dort liegt sie verbarrikadiert und du bist frei – frei mit deinen Frostbeulen und deiner Friedenspfeife. Die Bewohner singen, wenn die Balkone angetastet werden, morgens und abends und im Notfall, manchmal singst du mit, andere Male stiehlst du ihre Bücher mit den Gesangstexten und vergräbst sie in der Nische zu Hause, dass sie dein Eigentum sind und die Mitbewohner nur deinetwegen singen, mit Gitarre oder Radio-Banalität.

Die Bewohner rosten ein im Atem des Gebäudes, riechen sich selbst nicht mehr. Im Kinderzimmer spielt man Bier-Pong mit Wasser in Plastikbechern. Die Matratze stöhnt auf und ab. Und dann die Narbe.

Du fühlst etwas.

In einer Februarnacht, einer beinahe glückseligen, kristallisiert sich aus dem Mädchenhaufen Persönlichkeit heraus. Da ist ein Bewohnerklagetrupp, der in grünen Räumen turnt, rote Bolognese aus grauen Fenstern kotzt und Sommerlieder in gelbe Tagebücher schreibt. Da sind Bewohner, deren Zimmerdecke schneit und DU, deren Brust bebt vor Heimweh. Das Gebäude sperrt ein und sterilisiert, das Gebäude macht frei, das Gebäude ist unersättliche Liebe.

Du bist etwas.

Und die Bewohner zetern bloß wie Fremde.

Der ohrenbetäubende November dämmert zum zweiten, dritten, unendlichsten Mal.

Du bist immer noch dort. Jeder Atemzug in scharfen Schnitten, kalt hinunter die Kehle, kommt von der schwarzen Abendluft – im Winter, aus dem gekippten, verschlossenen Fenster. Jede Zigarette ist der trockengelegte Duft in den Haaren und das Kopfkissen, von damals, das weiße Kopfkissen und der Rauch darin. Jeder Kieselstein im Schuh, der sich in die Ferse bohrt, hat dort schon seinen Platz und eine Kerbe gefunden, von der mürben Terrasse vor deinem ehemaligen Zuhause, die Terrasse mit der kleinen Rampe – ein aufgestelltes Holzbrett – um durch das Fenster zur Nische zu klettern.

Du bist immer noch dort und es tut nicht weh. Du liegst immer noch in den Armen Anderer und leckst den gelben Joghurt aus violetten Plastikbechern. Du träumst immer noch auf deiner Bettdecke, der cremefarbenen, nach Rauch duftenden und das Kopfkissen auf den Boden gefallen. Die Welt dreht sich immer noch auf der schattigen Decke, die vom Gitterlicht befallen wird. Die Welt steckt immer noch in diesen Wänden und deinen Knöcheln an der Tür

der Eltern, deinen Knöcheln auf dem Buchdeckel eines Tagebuchs. Der Entzug macht dich nicht frei, jede Zigarette liegt im Schnee mit nackten Füßen und roten und blauen Zehen vor dem Heim, jede Zigarette ist jung, heimlich in Dezembernächten, glücklich, jede eine Pflicht, um dort zu bleiben.

Du bist immer noch dort und es tut nicht weh, es ist richtig, du willst im Kinderzimmer kuscheln und die Luft riecht nach frisch gewaschenen Kartoffeln, frischer Bratensoße und gelben Bananenstücken im Plastikbecherjoghurt und das Radio singt unter der geschmückten Plastikanne von denselben Sommerliedern. Du bist immer noch dort, zwischen den Fingern eine juckende Narbe von den Glasscherben aus den bunten Fenstern, du bist Teil von den Filmen, die ausgeschalten werden, du bist immer noch erwartungsvoll vor dem ersten Schnee auf der roten Nasenspitze und in den rotbraunen kurzen Haaren, du bist der Mp3 Player in der Faust, der von Winter singt und das Radio übertönt, du bist der Winter selbst, eiskalter, hundertmal erzählter, hundertmal gequälter, du bist ein Wasserfarbenschmetterling an der Kinderzimmerwand, du bist ein Gedicht auf einer herausgerissenen Buchseite, du bist ein zu kurzer Rock, eine zu dünne Jacke, ein strahlendes Lächeln, eine laute Stimme, eine zu makabre Nostalgie, eine zu beharrende Identität, eine getäuschte Erinnerung, ein zu altes Kind mit Zuhause und Liebestrunkeneheit und Erfolg und einer vorsichtig **eingepflasterten Lücke.**

THEMA 1: LÜCKE(N)

34. Landeswettbewerb Deutsche Sprache und Literatur Baden-Württemberg



Julia Fiege

MARKGRAFEN-GYMNASIUM

29. Januar 2024

Lücken

Ihr Daumen streift am Rand der Karte entlang; hoch und runter, von links nach rechts. Die bunten und verschieden nummerierten Karten sind über die Jahre an den Rändern leicht ausgefranst und geknickt. Ihre Hände zittern schon förmlich als sie eine Karte zögerlich hinter die andere sortiert. Sie schlägt das eine Bein über das andere und streicht erneut über den Rand der Karten. Jetzt allerdings mit ihrem zitternden Zeigefinger; hoch und runter, immer und immer wieder. Ihr Bein fängt an ruhelos zu wippen in einem Takt, den scheinbar nur sie hören kann. Als nächstes reibt sie unruhig die Hände an ihrer Jeans, sucht die Berührung ihrer Kette und den Ohrringen. Die Bluse ist am Kragen zerknittert, die Haare wirbeln auf ihrem Kopf in alle Richtungen, durcheinander und scheinbar kaum zu bändigen. Die Augen gleiten unruhig durch den Raum; vom Tisch mit dem von ihr bestickten Tischläufer über das Ledersofa mit den vielen Kissen wieder zu den Karten. Sie sitzt auf dem dunkelbraunen fast schon schwarzem Ledersofa. Das Wohnzimmer trägt ihre Handschrift. Massive, schwere Eichenmöbel, weiße, sorgfältig gehängte Gardinen rahmen den Blick auf den gepflegten Garten mit dem einladenden Strandkorb und den ordentlich geharkten Rosenbeeten. In der Vitrine wartet das sorgfältig sortierte alte Porzellan auf seinen nächsten geselligen Einsatz. Sitzen heißt bei ihr zu diesem Zeitpunkt noch: immer ganz vorne, direkt an der Kante des Sofas, des Stuhls, kerzengerade mit aufmerksamem Blick. Nie lehnt sie sich an, nie ruht sie sich aus. Immer ist sie auf dem Sprung: eifrig zu helfen, emsig Kaffee oder Tee einzubringen, aufmerksam einen Nachschlag anzubieten. Sie wacht über die Tische wie eine Herrin über ihr Reich. Der kleine Tisch aus Eichenholz steht in der Mitte von uns. Das Bein, welches über das andere geschlagen war, nimmt sie wieder neben das andere. Sie rutscht an den Rand der Sitzfläche. Vorschnell greift sie mit ihren von Arthritis geplagten Fingern erneut nach den Karten. In der hektischen Bewegung hält sie kurz inne. Ihre Augen suchen nach Hilfe. Nur bei wem? Sie zögert, eine Karte gleitet durch ihre Finger hindurch und landet langsam auf dem Boden. Ihre Augen fangen an die Bewegung zu verfolgen, schweifen allerdings noch während des Falls ab. Die verlorene Karte lässt eine Lücke in der Kartenhand zurück. Ihr Blick bewegt sich weiter ziellos im Raum umher. Es wirkt als hätte sie es gar nicht bemerkt. Unsicher sortiert sie die Karten nach unbekanntem System neu; ihre Augen schweifen jedoch wieder orientierungslos im Raum umher: von den Karten zum Sofa, zum Boden mit dem gemusterten Teppich und wieder zu den Karten. Unsicher rutscht sie wieder ganz auf die Sitzfläche, dann auf dem Sofa hin und her; nach rechts und links und nach vorne

und zurück. Immer und immer wieder fährt sie ihre Kleidung ab, als würde sie mehrere Fussel von ihrer Kleidung entfernen. Sie fängt an zu summen, ohne dass daraus eine Melodie entsteht, als würde es ihr Halt geben. Ab und zu fängt ihr Bein an zu zittern, als wäre sie nervös. Ich suche den Blickkontakt, schaue ihr in die Augen. Sie beachtet mich allerdings kaum, ihre Augen irren wie verloren durch den Raum; ohne Anfang, ohne Ende. Ihr Blick streift mich nur im Vorübergleiten, als wäre sie auf der Suche nach etwas, wüsste aber selbst nicht wonach. Es scheint als wüsste sie nicht einmal, dass ich ihr gegenüber sitze und ihre Aufmerksamkeit suche. Die fünf Karten in ihrer Hand rauben ihre gesamte Konzentration. Wenn sie nicht mit den Karten spielt, schaut sie im Raum umher und wenn sie nicht im Raum umherschaut, zupft sie an ihrer Kleidung, an ihren Haaren oder an ihrer Perlenkette. Diese ist in den letzten Wochen sehr strapaziert worden, die einzelnen Perlen halten der Unruhe der Besitzerin kaum stand. Auch ihre Ohrringe, die kleinen Stecker, und der silberne Armreif müssen mit der Rastlosigkeit ihrer Besitzerin zurechtkommen. Wieder und wieder wird an ihnen gedreht. Die Frisur, sonst immer makellos, ereilt das gleiche hektische Schicksal. Geübte Handgriffe, die aus Haaren eine Frisur machten, lösen diese neuerdings wieder auf. Wieder und wieder suchen die Hände nach neuem Halt, um nicht verloren zu gehen und nichts zu verlieren. Ach, wie viel sie bereits verlor: den kleinen neuen Knirps, ihren schicken roten Schal und die Telefonnummer ihren jüngsten Sohnes. Sie weiß um ihre Not und versucht deshalb umso mehr, ihre letzten Habseligkeiten zusammenzuhalten.

Sie schaut mir in die Augen. Ihr Blick scheint für Momente leer und beinahe ein wenig verwirrt. Früher waren die Augen klar, voller Aufmerksamkeit und Freude, wenn sie mich angeschaut hat.

„Oma du bist dran!“ sagt mein Bruder eindringlich rechts von mir. Sie schaut ein wenig erschrocken, als ob die Aufforderung sie aus einer anderen Welt geholt hätte. Dann überlegt sie eventuell wer von den Personen am Tisch gesprochen hat, was gesagt wurde und ob es wohl mit ihr zu tun habe. Oder vielleicht sortiert sie ihre Fragen in einer anderen Reihenfolge? Sie versucht Ordnung in den Moment zu bringen, kurz scheinen sich die Lücken zu verkleinern, alles macht vielleicht doch wieder Sinn. Ja, jetzt! Sie schaut meinen Bruder an, als hätte sie gar nicht damit gerechnet, dass sie ihn noch jemals wieder findet. Sie weiß, dass er mit ihr gesprochen hat und freut sich. An seiner Reaktion erkennt sie, dass sie richtig liegt. Er hat sie angesprochen. Aber was wollte sie eigentlich gerade tun? Will er was von ihr? Hat er was gefragt? Da verfliegt ihre Freude wieder und die Lücke ist schlagartig wieder

da. Ahnungslos blick sie in ihre Karten, als wüsste sie nicht, wonach sie suchen sollte. Sie schaut wieder hoch: in seine Augen und anschließend in meine... als könnte sie zu ihrer aufkommenden Frage die Antwort in unseren Augen sehen, als stünde in unseren Augen die Lösung geschrieben. Das Kartendeck zittert immer mehr. Ihre Hilflosigkeit und Überforderung sind klar zu erkennen. Als wüsste sie eigentlich, was sie machen möchte, kann es aber nicht mehr greifen. Verloren. Es ist, als stünde sie neben sich und könne nicht mehr klar erkennen, wohin sie gehen möchte. Ihr Gedanken Nebel legt sich über uns alle für einen Moment. Fast ist ihre Lücke greifbar: was macht man als Nächstes? Was soll sie als Nächstes machen, sagen? Unsicher, ob sie überhaupt weiß, was sie tun soll, lehnt sich mein Bruder über die Sessel Lehne. Er schaut in ihre Karten. Sie lässt es zu. Er zeigt auf eine Karte. Mit zitternden Fingern nimmt sie die Karte aus ihrem Kartendeck und legt sie nach kurzem Zögern auf einem Stapel ab. Dann geht ihr Blick hoch in die kleine Runde, hoch zu uns. Wir lächeln sie an. Sie hat es geschafft, freut sich und lächelt zurück. Ich sehe förmlich wie ihr die Last von den Schultern fällt, so erleichtert scheint sie. Sie hat sich kurz beruhigt: Ihre Hände und Augen hören für einen Moment auf zu suchen. Als hätte die Ahnung, dass sie gleich den Zug machen muss, sie so sehr mitgenommen. Jetzt schaut sie mir wieder erleichtert in die Augen. Nur kurz und direkt danach eher durch mich hindurch. Ich schaue auf meine Karten und nach meinem Zug wieder in die Runde. Auch jetzt scheint ihr Blick eher suchend. Fehlt noch jemand? Wie geht es hier am Tisch weiter? Ein bisschen irritiert spielen wir weiter.

In einer besseren Zeit, vor den Lücken, schaue ich sie an. Ihre Augen fokussieren mich und meinen Bruder. Ihre Haltung ist gerade und sicher, als könnte sie nichts aus der Bahn werfen. Ein Bein ist über das andere geschlagen. Ihre Hände halten die geordneten Karten fest in der Hand. Wenn sie nicht dran ist, legt sie ihre Hände in den Schoß, den nächsten Zug nur abwartend. Die Ausstrahlung ist sehr selbstbewusst und sicher in jeder einzelnen Bewegung. Ihr Blick wendet sich zielgerichtet von ihrer Kartenhand zu mir und wieder zurück. Der restliche Raum ist unwichtig. Wir beide bekommen ihre volle Aufmerksamkeit. Das Kartenspiel ist unwichtig. Der Raum verschwindet. Für mich wirkt es, als gäbe es nur uns. Ihr ganzer Körper scheint ruhig und selbstbestimmt. Die Kleidung gebügelt, ohne Falten und perfekt aufeinander abgestimmt. Die Haare sind perfekt frisiert. Ihr Aussehen eine Form von Perfektion. Als sie dran ist, hat sie schon ihre Karte, die sie legen möchte, bereit und legt sie gezielt auf den richtigen Stapel ab. Als wäre es keine schwere Aufgabe gewesen. Nach ihrem Zug ist die Aufmerksamkeit wieder voll auf mir. Als gäbe es nichts Leichteres als diesen

Moment. Sie sitzt auf dem Sofa und spielt UNO als hätte sie nie etwas Anderes gemacht oder an etwas Anderes gedacht.

Als sich die erste Lücke zeigt, sind wir auf dem Weg ins Theater. Sie ist regelmäßig dort, da sie ein Abonnement hat. An diesem Abend hat sie meine Mutter und mich eingeladen. Schon bevor wir losfahren, fällt uns allen auf, dass sie sich viel zu früh umzieht und sich darüber wundert, dass wir noch nicht bereit sind. Sie trägt ihre schwarze Anzugshose mit der weißen Bluse; ihr typisches Theateroutfit. Auch ihre Haare sind mit besonderer Mühe frisiert. Nicht nur mir fällt es auf. Alle sind verwundert. Mein Opa weist sie darauf hin: „Du bist aber früh dran“. Sie stockt kurz. Mit einer schnellen Handbewegung wimmelt sie ihn ab und schiebt gleichzeitig die erste für mich sichtbare Lücke beiseite. Irren ist menschlich. Ein wenig irritiert und nichts ahnend spiele ich mit meinem Bruder weiter. Später an diesem Abend fahren wir mit dem Auto in das Parkhaus des Theaters. Wir sind zum ersten Mal da und kennen uns nicht aus. Nach der Vorstellung suchen wir unser Auto. Schon nach dem Bezahlen des Parktickets schaut sie in beide Richtungen und zögert kurz. Sie läuft zügig und selbstbewusst in die eine Richtung. Wir gehen einfach hinter ihr her ohne jegliche Zweifel. Nachdem wir ein paar Mal abbiegen, bleibt sie stehen und schaut etwas verwirrt um sich. Dann läuft sie wieder in die Richtung, aus der wir gerade gekommen sind. Meine Mutter schaut mich etwas irritiert an. So etwas ist ihr noch nie passiert. Wir laufen ihr weiter hinterher. Nach jeder Abbiegung schaut sie in alle Richtungen. Es dämmert mir, dass sie nicht mehr weiß, wo unser Auto geparkt ist. Meine Mutter und ich kennen dieses Parkhaus nicht und sind durch ihr Suchen irritiert. Jetzt stehen wir drei irgendwo in einem Parkhaus und wissen nicht, wo das Auto steht und auch nicht, durch welchen Eingang wir reingekommen sind. Meine Mutter schaut sie verwirrt an. Sogar sie scheint irritiert von sich selbst. Zusammen fangen wir an das Auto zu suchen. Nach zwei Stockwerken finden wir endlich das Auto und fahren nach Hause. Schon zum zweiten Mal an diesem Abend offenbart sich eine Lücke. Der Moment ist vorbei. Zum ersten Mal frage ich mich: „Was ist hier los?“. Sie füllt die Lücke, indem sie uns von Umleitungen im Parkhaus erzählt und uns umständlich erklärt, wie kompliziert die heutige Zeit geworden sei. Die Lücke ist für uns verschwunden.

Ein paar Wochen später besuche ich sie erneut. Diesmal fallen mir direkt vereinzelte kleine gelbe Post-it Zettel und Notizen im gesamten Haus auf. An dem Wasserhahn in der Küche hängt ein Zettel. Durch genaueres Hinschauen merke ich, dass es ihre Schrift ist. Der Zettel

hat die Aufschrift: „Für warmes Wasser nach links drehen“. Als ich sie drauf anspreche, meinte sie nur, dass sie einige Dinge vergessen habe und ihr die Zettel helfen würden. Sie könne sich somit noch selbst im Haus zurechtfinden. Es sei die Idee von ihrem Arzt, dass sie sich nicht mehr so verloren oder fremd mit den Gedächtnislücken fühle. Etwas mitgenommen laufe ich weiter ins Wohnzimmer. Dort hängt ein weiterer mit der Aufschrift: „Licht aus“. In diesem Moment dämmert mir zum ersten Mal wie stark die Beeinträchtigungen sind und wie groß ihre Gedächtnislücken geworden sind; wie viel schon fehlt. Ich finde immer mehr Lückenfüller. Im Bad hängt noch einer: „abspülen“. Selbstverständliche Dinge gehen in den Lücken verloren. Die von ihr geschriebenen Zettel verkleinern die Lücken in ihrem Kopf, für einige Zeit. Später wird es schwer, sie zu verstehen, ihnen Sinn zu geben. Noch später wird es unmöglich sein, sie selbst zu schreiben. Auch ihre makellose Handschrift wird von den Lücken verschluckt werden.

Vermehrt läuft sie in die Küche zu dem Kalender auf der Ablage. Bisher notierte sie nur ein paar Dinge wie Geburtstage, Zahnarzttermine oder Handwerker. Jetzt fängt sie allerdings an, auch andere, vorher selbstverständliche Dinge einzutragen wie ihre Chorprobe, die seit 40 Jahren jeden Dienstagabend zur gleichen Uhrzeit beginnt. Alles Versuche, zuerst die Lücken zu verstecken, später zu verkleinern, nicht größer werden zu lassen. Auch diese kleinen Ergänzungen im Kalender kosten sie viel mehr Kraft als früher. Früher, als es die Lücken noch nicht gab. Die Lücken, die das Leben jetzt so erschweren. Sie lassen sich nicht planen, tauchen heimtückisch und unerwartet auf, überfallen sie in sicheren Gefilden und nehmen verschiedene Formen an. Mal breiten sie sich in ihrer Sprache aus, mal können die Hände sie greifen oder sie tauchen in den Zimmern ihres Hauses auf. Sie verstecken sich in Schränken und erschweren ihre Ordnung, ihr Leben.

Die Lücken sind unerbittlich, sie vermehren sich genauso schnell wie die kleinen gelben Zettel. „Nicht rausgehen“. Warum ist es so schlimm, wenn sie raus geht? Wieder in ihrer Schrift, auch wenn es dieses Mal ein wenig krakeliger und nicht ganz gerade geschrieben ist. Jetzt sind es wichtiger Dinge wie „Herd ausmachen“ oder „Fenster wieder zu machen“. All diese Anweisungen werden wichtiger und dienen ihr als Sicherungsseil, um nicht in dem Sumpf der Lücken zu ertrinken. Manche Zettel werden immer wieder umgehängt. Ich habe es aufgegeben ihr zu erklären, warum sie einen festen Platz haben. Sie, die mir meine Welt als Kind durch ihre Erklärungen geordnet hat, stiftet zunehmend Unordnung in ihrer Welt. Die Fotos mit den Inhalten der Schränke werden sinnlos, wenn sie an den Wänden anstatt

der Schranktüren hängen. Hilflos muss ich dabei zuschauen, wie die Lücken sie bestimmen und immer mehr Raum einnehmen, ohne dass ihr jemand beim Ordnen helfen könnte. Sie arrangiert sich gezwungenermaßen auf ihrer neuen Landkarte ohne Himmelsrichtungen und Kompass so gut und so lange es geht.

Manchmal sehe ich sie vor Alltagsdingen. Bei jedem Gegenstand steht sie mit einem fragendem Blick. Was macht man mit Gegenständen, an denen kein Zettel hängt? Was ist es? Wozu steht es hier? Wie funktioniert es? Warum macht es Geräusche? „Das ist eine Uhr, es ist halb fünf“, höre ich mich sagen. Ich will ihr helfen, immer wieder helfen, als ob diese eine Bemerkung alles erklären könnte. Natürlich sehe ich an ihrem Blick, dass mein Versuch nicht funktioniert. Uhren? Uhrzeiten? Alles schon in der Lücke verschwunden.

An diesem Tag sehe ich sie mehrmals in der Küche stehen mit ihrem Kalender in der Hand. Immer öfter bleibt sie länger stehen, blättert vor und zurück. Welcher Tag ist heute? Ist es der, der rot um kringelt ist? Ihre Stirn legt sich in Falten. Sie seufzt. Konzentriert versucht sie die Notizen in ihrem Kalender zu lesen und zu verstehen. Ihrem Leben im Kalender Sinn zu geben. Was ist an den Tagen, an denen nichts notiert ist? Ich blicke über ihre Schulter.

Mittlerweile stehen nicht nur kleinere, eher unwesentliche Dinge in dem Kalender, sondern vermehrt wichtigere wie zum Beispiel „Müll rausbringen“. Es ist nicht mehr nur sie allein, die in den Kalender schreibt. Mehrere Einträge von verschiedenen Personen sammeln sich auf den Seiten. Sie schließt den Kalender ohne, dass er ihr eine Hilfe war, ihr eine Auskunft geben konnte. Da ist sie wieder die Lücke, wonach wollte sie eigentlich schauen? Sie sieht mich im Türrahmen stehen und ich sehe die Lücke in ihren Augen. Sie registriert mich in der Küchentür und lächelt unsicher. Was sie ursprünglich wollte, ist vergessen. Die Lücke hat wieder einmal nach ihr gegriffen.

An ihrem Geburtstag gehen wir mit der ganzen Familie essen. Schon auf dem Hinweg fängt sie etwas nervös an zu summen und mit ihren Fingern zu spielen. Immer wieder schaut sie von dem Autofenster zurück zu ihren Händen. Ihre Nervosität und Unsicherheit sind klar zu erkennen. Wo geht es hin? Mit wem? Warum? Immer mehr Fragen sind förmlich greifbar, gestellt werden sie nie. Ihr Mann erklärt geduldig die Antworten zu manchen der Fragen, die sie nicht gestellt hat. Schließlich kennt er seine Frau schon lange. Er kann manchmal ihre Lücken erahnen. Alle anderen üben das noch: finden Sachen, die sie verloren hat, entdecken

Dinge, nach denen sie sucht oder formulieren Worte für sie. Wollte sie das so sagen? Wer weiß das schon?

Im Restaurant angekommen werden wir an unseren Tisch gebracht. Sie sitzt in der Mitte des Tisches und die Enkelkinder an einem Tischende. Die Erwachsenen sitzen an dem anderen Tischende. Was soll sie jetzt machen? Kann sie sich an alle Personen an diesem Tisch erinnern? Wahrscheinlich kennt sie jeden. Die Stimmen kommen ihr bekannt vor. Alle sprechen freundlich mit ihr. Was wollen sie? Muss sie etwas tun? Soll sie etwas entscheiden? Sie wirkt plötzlich kleiner und älter, ganz verloren und einsam auf ihrem Stuhl. Als sie im Raum umherschaut und versucht sich einen Reim aus der ganzen Situation zu machen, versuche ich ihren Blick einzufangen, aber es gelingt mir nicht. Der Blick eilt weiter. Auch wenn jemand versucht, sie in Gespräche einzubinden, blickt sie diese Person nur etwas verwirrt an. Selbst einfache Fragen an sie schweben wie luftige Girlanden im Wind und finden keine Antwort mehr.

Als das Essen von den Bedienungen gebracht wird und alle anfangen zu essen, sitzt sie hilflos dar. Was soll sie jetzt machen? Ihr Blick schweift etwas ratlos im Raum umher. Ich versuche ihre Aufmerksamkeit zu bekommen, auch dieses Mal ohne Erfolg. Endlich erkennt auch jemand anders ihre Ratlosigkeit und Überforderung. Direkt richtet sich die Aufmerksamkeit aller auf sie. Eher unwohl mit der plötzlichen Aufmerksamkeit rutscht sie auf dem Stuhl hin und her. Mein Opa, der ihr gegenüber sitzt, ist sichtlich erleichtert, als einer von ihren Söhnen die Aufgabe übernimmt. Die Aufgaben Lücken wieder und wieder zu füllen, ohne dass es gelingt, erschöpft auch ihn.

In einem leisen Ton redet ihr Sohn auf sie ein. Er versucht ihr zu erklären, wieso sie da ist und dass sie das Gericht, welches vor ihr steht, essen soll. „Das schmeckt dir immer gut.“ Zögerlich schaut sie auf den Teller hinunter. Sie mustert ihn ein wenig perplex. Immer noch unsicher, was ihr Sohn gemeint hat. Sie ist ratlos, was sie an dem Tisch mit den fremden Menschen tun soll. Sie nimmt allerdings ihre Gabel in die Hand und fängt langsam an das Gemüse von links nach rechts zu schieben. Nachdem sie ein Stück Kartoffel gegessen hat, legt sie die Gabel wieder hin. Vor ihren Augen ist die Gabel wieder in der Lücke verschwunden. Die Lücke hat augenblicklich einen neu errungenen Teil wieder geschluckt. Ein paar Momente später wird ihr Sohn ihr das Besteck wieder reichen und liebevoll erklären, was damit zu tun sei.

Manchmal, wenn ich bei ihr ins Wohnzimmer zu dem langen Fensterband gehe, sehe ich sie auf einem Sessel sitzen. Dem Fenster zugewandt starrt sie hinaus in den Garten. Ihr Blick ist sehnsüchtig auf die Vögel gerichtet. Sie realisiert meine Anwesenheit nicht. Ich bleibe ein wenig stehen und beobachte sie. Sie trägt eine schwarze Jeans und einen dunkelblauen Strickpulli. Eine Farbkombination, die sie früher so nie getragen hätte. Die Kleidung ist nicht mehr von ihr selbst ausgesucht, sondern von meinem Opa, der mit aller Mühe versucht, die Gedächtnislücken bei ihr auszugleichen. Allerdings stößt auch er an Grenzen. Es ist, als bricht ein Stück ihres Charakters und ihrer Persönlichkeit weg. Bevor es die Lücken gab, hat immer jedes Teil ihres Outfits zu einem anderen Teil gepasst.

Es hatte alles immer Sinn gemacht. Jetzt spiegelt ihre Kleidung schon fast ihren Gemütszustand wider: etwas durcheinander. Der Sinn, der sie in irgendeiner Art und Weise immer ausgemacht hat, ist verschwunden und durch etwas Praktischeres und Leichteres ersetzt worden. Die Lücken werden gefüllt. Nur von wem? Mittlerweile ist es auch nicht mehr sie, die sich die Haare frisiert. Inzwischen sieht man ihr die Schwierigkeiten, die ihr die Lücken bereiten, an.

Auch ihr Blick, der nach außen gerichtet ist und scheinbar ins Nichts geht, hat früher nicht auf diese Weise existiert. Jede Minute an jedem Tag hat sie etwas Sinnvolles gemacht, war sie nützlich. Pausen wurden als nutzlos angesehen. „Hast du nichts zu tun, mein Kind?“ Kuchenbacken, putzen, stricken, nähen - es gab immer viel zu tun in ihrem Leben als tüchtige Hausfrau. Niemals hätte sie sich in diesem Moment auf einen Sessel gesetzt und einfach aus dem Fenster geschaut. Was sie dabei sieht oder beobachtet bleibt ihr Geheimnis. Heute aber sitzt sie auf dem Sessel wie ein verlorenes kleines Kind. Ich weiß nicht, wie lange sie schon dasitzt. Es scheint so, als wüsste sie nicht, dass sie aufstehen und wo anders hingehen kann. Was denkt sie wohl in diesem Moment? Kann sie überhaupt noch klar denken? Ich gehe weiter in das Wohnzimmer hinein. Sie hört mich, dreht sich um und lächelt mich ein wenig unsicher an. Als würde sie sich in diesem Moment fragen, was sie überhaupt auf dem Sessel wollte, steht sie auf und dreht sich zu mir um. Für einen Moment zögert sie. Unwissend, wohin sie als nächstes gehen soll.

An Ostern färben wir beide immer gemeinsam für die ganze Familie Eier. Einmal waren es sogar 60 Eier. Dieses Jahr, am Karsamstag, stehen wir zwei wieder in der Küche. Auf der Verpackung der Farben steht die genaue Anleitung: Erst die Eier kochen und dann in die

Gläser mit der Farbe und dem Essig reinlegen. Sie nimmt zwar die Verpackung und schaut auf die Anleitung, allerdings scheint sie direkt wieder alles vergessen zu haben. Deshalb nehme ich die Verpackung und sage ihr, was sie machen soll. Auch wenn ich ihr direkt sage, dass sie beispielsweise einen Topf für die Eier herausholen soll, überfordert sie es. Diese Überforderung führt dazu, dass ich alles mache. Sie sitzt am Küchentisch und schaut mir zu. Vor ein paar Jahren hat sie mir geholfen, weil ich noch zu klein war. Jetzt muss ich ihr helfen, weil sie sich nicht mehr an alles erinnern kann. Dies war das letzte Jahr, dass es selbst gefärbte Eier an Ostern gab. Die Lücke hat uns unsere Ostertradition genommen. Die Rollen haben sich vertauscht und irgendwie ist es nicht mehr das Gleiche. Genauso ist es mit dem Kuchenbacken. Sie hat immer ganz viele Kuchen gebacken. Am Anfang hat sie mir noch auswendig genau gesagt, was ich zu tun habe. Egal, ob es ein Erdbeerkuchen oder eine Torte war, sie konnte alles immer perfekt. Ein paar Jahre später backe ich wieder mit ihr. Was mich direkt verwundert ist, dass diesmal ein Fertigteigboden auf dem Küchentisch liegt. Normalerweise haben wir immer selbst den ganzen Kuchen gebacken. Jetzt sagt sie mir nur welchen Kuchen wir backen und blättert erst einmal ein Rezeptbuch auf. Zum ersten Mal sehe ich meine Oma mit einem Rezeptbuch in der Hand. Sie liest in dem Buch, was zu tun ist, dreht sich um und steht einen Moment ratlos da. Sie hat vergessen, welche Zutat sie holen wollte. Etwas schockiert gehe ich in ihre Richtung, um ihr zu helfen. Das restliche Rezept versuche ich mit ihr so zu lösen, dass sie nicht frustriert wird. Die Lücken beschäftigen nicht mehr nur sie. Es ist, als ob sie sich auch in der Beziehung zu allen breit machen, die ihr nahe sind. Wenn sie merkt, dass sie gewisse Dinge vergessen hat, dann ist sie frustriert. Das Backen war vorher immer eine Sache, die ihr Freude bereitet hat. Aus diesem Grund versuche ich ihr so zu helfen, dass sie es am wenigsten merkt. Natürlich weiß sie, dass sie Dinge leicht vergisst und nicht mehr weiß, aber sie noch mehr darauf aufmerksam machen, will ich nicht. Also lese ich möglichst unauffällig das Rezept mit und sage ihr die Zutaten, die wir brauchen. Der lückenlose Teil von ihr, muss nicht noch von negativen Gefühlen geprägt werden. Im nächsten Jahr backen mein Vater und ich einen Kuchen. Bei dem Anblick fangen ihre Augen an zu funkeln, als würde sie sich an das Kuchenbacken erinnern.

Heute hat sie einen ihrer Arzttermine. Dieses Mal sind mein Vater und ich dabei und die Lücken natürlich, die sie inzwischen zuverlässig mit sich trägt wie früher ihre Perlenkette. Wir sitzen im Flur und warten ungeduldig, dass wir in das Besprechungszimmer hineingerufen werden. Sie ist sichtlich nervöser als sonst. Ihre Finger, die sonst viel mit

einander spielen, kommen gar nicht mehr zur Ruhe. Ihr Bein fängt an zu wippen, als könnte sie nicht einfach auf einem Stuhl sitzen und warten. Es wirkt schon fast so, als würde das Bein im nächsten Moment von selbst auf die Idee kommen loszulaufen. Sie kann sich vor Nervosität kaum auf den Stuhl halten. Sie rutscht hin und her; immer und immer wieder. Bei jeder Bewegung, die in ihrem Augenwinkel geschieht, dreht sie sich ruckartig um und verfolgt diese mit ihrem Blick, bis sie wieder verschwunden ist. Nach ein paar Minuten scheint sie schon fast ein wenig müde zu sein. Ihre Augen schweifen die weißen Wände entlang bis sie sich auf einen imaginären Punkt auf der Wand fokussieren. Wie in Gedanken verloren scheint sie alles um sich herum zu vergessen. Ihr ganzer Körper beruhigt sich, da sie wahrscheinlich den Grund ihres Wartens vergessen hat. Türen öffnen und schließen sich. Jedes Mal ist sie überrascht und zuckt zusammen. Wieder in der Realität angekommen fängt ihr Körper nach einem raschen Blick in ihre Umgebung erneut an, Zeichen von Nervosität zu zeigen. Sie hat vergessen, warum sie überhaupt an diesem Ort ist. Sie schaut sie sich um. Das Geschehen auf dem Flur beobachtet sie wie eine der unzähligen Fernsehsendungen, die sie inzwischen schaut. Auch hier kann sie sich die Handlung oder das Geschehen nicht wirklich erschließen. Alles scheint nur noch ein einziger bunter Fluss an Bildern zu sein, der immer im gleichen Tempo an ihr vorbei rauscht. Ich frage mich, was die neuen Tests über ihre Lücken aussagen werden. Es sind nur noch Aussagen über ihre Lücken, nicht mehr und nicht weniger. Aussagen über sie selbst können kaum noch getroffen werden. Die Lücken sind inzwischen allgegenwärtig und riesengroß. Zunehmend fällt es uns allen schwer, diese für sie oder für uns zu füllen.

Der Arzt kommt aus dem Zimmer. Sie schaut ihn an und erkennt ihn nicht. Er stellt sich vor und erklärt ihr, warum sie überhaupt dort ist. Er mache erneut Tests. Nach einem kurzen Gespräch gehen wir alle in das Besprechungszimmer. Mittlerweile hat sie sich wieder etwas beruhigt, ist aber trotzdem noch unsicher. Sie setzt sich hin, zwischen meinem Vater und mir, als könnten wir sie beschützen vor dem nahenden Unheil neuer Ergebnisse. Er sagt ihr drei Wörter, die sie sich merken soll: Auto, Uhr und Hund. Sie sagt die drei Wörter zwei Mal langsam vor sich hin, in der Hoffnung sie sich besser einzuprägen. Dann fängt er an mit uns über andere Themen zu reden wie beispielsweise über ihre Familie. Er stellt ihr viele Fragen, dass sie nicht mehr aktiv an die drei Wörter denkt. Wie viele Kinder sie hat, was sie beruflich machen, ob sie verheiratet ist, wie viele Enkelkinder sie hat.... Das Gespräch strengt sie und uns alle an. Wir versuchen uns nichts anmerken zu lassen. Schließlich geht es um sie und

nicht um uns. Aber sitzen wir nicht unweigerlich mit in diesem Boot, was zunehmend mehr Lecks aufweist? Allerdings fürchten wir uns alle davor, den Fortschritt der Lücken schwarz auf weiß attestiert zu bekommen. Hier gibt es nur eine Richtung. Die Lücken sind eine Einbahnstraße und das Tempo, in dem sie sich vergrößern und entstehen nimmt Fahrt auf.

Ich merke, wie ich selbst bei dem Termin mit meinen Gedanken abdrifte. Nach circa fünf Minuten fragt der Arzt sie freundlich nach den drei Wörtern. Enttäuscht und ein wenig hoffnungslos schaut sie den Arzt an. Sie erinnere sich nicht mehr an die Wörter. Ihre Schultern sacken ab. Etwas beschämmt schaut sie nach unten. Die Scham und die Lücken waren von Anfang an gemeinsam in ihrem Alltag. Nur wurden sie mit der Zeit immer sichtbarer. In diesem Moment nehmen beide förmlich Gestalt an.

Wir versuchen sie zu beruhigen und sagen, dass es nicht schlimm sei. Ihre zitternden Hände greifen nach ihrer Kette. Beim zweiten Versuch nimmt sie den Anhänger in die Hand und fährt mit ihm die Kette entlang; hin und her, immer und immer wieder. Diese Bewegung und das Rauschen des Gesprächs um sie herum beruhigen sie wieder. Als sie sich gefangen hat, soll sie eine Uhr zeichnen. Der Arzt schiebt ihr ein weißes Blatt Papier und einen orangenen Kugelschreiber über den Tisch. Ein wenig überfordert mit der neuen Aufgabe schaut sie meinen Vater und mich hilflos an. In diesem Moment begreife ich, dass sie weder weiß, was eine Uhr ist noch wie eine Uhr aussieht. Ermutigend legt mein Vater eine Hand auf ihre Schulter und streift ihr über den Rücken. Sie holt tief Luft, nimmt den Stift in die Hand und hält ihn ein paar Zentimeter über dem Papier. Mit voller Konzentration fängt sie, an etwas zu zeichnen. Als sie fertig ist, schaue ich auf ihr Papier. Sie hat etwas gezeichnet, mit zittrigen Linien. Ich schaue in die Gesichter meines Vaters und des Arztes. Mein Vater schaut traurig, der Arzt bedankt sich professionell und souverän. Mein Gedanken fahren Karussell. Sie hatte mir und meinem Vater geholfen, eine Uhr lesen zu lernen... Ich schaue sie an. Ihr Blick ist wieder nach unten gerichtet. Ihre Scham füllt den Raum inzwischen komplett.

Kurz bevor es endet, werden wir angerufen. Mein Onkel sagt, dass wir sie noch einmal besuchen kommen sollen, da es ihr immer schlechter geht. Also fahre ich mit meiner ganzen Familie, was sich später rausstellt zum letzten Mal, zu ihr. Zu diesem Zeitpunkt ist sie schon länger in einem Pflegeheim. Schon beim Aussteigen aus dem Auto muss ich einmal tief durchatmen, weil ich schon eine Vorahnung habe. Auf dem Weg zu ihrem Zimmer sagt keiner etwas. Kurz vor ihrem Zimmer treffen wir einen der Pfleger, der uns zu ihr führt. In

diesem Moment klopft mein Herz so stark, dass ich fast nur noch ein Pochen höre. Ich weiß intuitiv, dass dieser Moment der letzte sein wird. Nach erneutem tiefen Durchatmen gehen wir ins Zimmer. Dort liegt sie, in ihrem Bett ganz blass mit weißen Bettlaken. Wir begrüßen sie. Sie bewegt sich nicht, als hätte sie uns nicht gehört. Das Fernsehprogramm zeigt eine Dokumentation über das Meer. Ihr Blick ist nur ab und zu auf den Fernseher gerichtet, auch wenn ich bezweifle, dass sie bewusst etwas mitbekommt. Die meiste Zeit schläft sie. Die Lücken der vergangenen Jahre haben sie erschöpft. Ich gehe vorsichtig auf sie zu. Sie röhrt sich immer noch nicht. Nicht einmal ihre Augen wenden sich uns zu. Ich berühre ihre Hand. Nicht einmal dann bewegt sie sich viel. In dem Moment scheint es mir, als wäre sie schon tot. Ich kämpfe mit den Tränen. Ich sehe eine Liste neben ihrem Bett auf dem Nachtisch liegen. Auf dieser Liste wird dokumentiert, wie viel sie schon getrunken hat. An diesem Tag waren es erst 120 Milliliter Wasser. Spätestens dann dämmert es mir, dass es so nicht mehr lange weitergehen wird. Wir stehen um sie herum und erzählen ihr viel. Irgendwann öffnen wir die Fenster und sorgen für ein wenig frische Luft und mehr Tageslicht. Es fühlt sich alles nicht real an.

Am Ende hat sich die Lücke sogar in ihrem Herzen breit gemacht. Wie viele Lücken kann ein Herzschlag verkraften?

Von meiner ersten Reihe aus sehe ich besonders gut: viele Blumen, manche in Sträußen, manche zu Kränzen gebunden. Daneben steht ein Foto von ihr. Sie sieht aus wie früher. Ich erkenne sie viel eher, als in den letzten Monaten. Vielleicht liegt es an ihrem Blick, der noch voller Leben ist. Keine noch so winzige Lücke ist zu sehen. Ich kann mich noch genau an den Tag erinnern: ein Tag, an dem sie glücklich und froh war. Sie feierten ihre Goldene Hochzeit, ein Bild aus einem anderen Leben. Die Lehne der Bank lässt mich kerzengrade sitzen. Das hat sie auch ohne Lehne geschafft. Ich schaue auf meine Füße, die sich völlig unüblich in Ballerinas wiederfinden. Die hätten ihr gefallen. Ich ertappe mich dabei wie ich immerzu an sie denke. Es fühlt sich noch kälter hier an als sonst. Durch die bunten Glasfenster kommt das Licht in schönen Farben.

Alle sind da. Jeder sitzt auf einem Platz und füllt den Raum mit den eigenen Erinnerungen. Sie war beliebt. Nicht jeder findet einen Platz. Noch ist es ganz still. Als es los geht, schweifen meine Gedanken ab. Was hätte sie zur Feier gesagt? Hätte es ihr gefallen?

Seitdem sie gar nicht mehr da ist, ist das Haus leerer, wenn ich zu Besuch bin. Opa gibt sich alle Mühe, aber diese Lücke kann nicht geschlossen werden. Ihr Platz am Tisch bleibt leer. Die Kuchenrezepte liegen seither unangetastet in der Schublade, feinsäuberlich mit Notizen in ihrer Handschrift versehen. Die Angaben darauf waren einfach nicht genau genug. Das schöne Sonntagsgeschirr bleibt hinter verschlossenen Türen. Opa hat immer noch Angst, dass sie mit ihm schimpft, falls etwas kaputt geht. Ihre Gitarre steht im Musikzimmer neben dem Klavier. Sie ist schon länger stumm und inzwischen schon leicht angestaubt. Im Vorgarten wuchert die große Buchskugel unordentlich vor sich hin. Wie Opa wohl mit der großen, endgültigen Lücke zurecht kommt? In meinem Leben hat sie eine Lücke hinterlassen, groß wie ein schwarzes unendliches Loch. Diese Lücke spüren auch ihre Kinder und Enkelkinder. Jeder, der sie kannte, spürt die Lücke weiter im Leben. Aber jeder geht anders damit um und fühlt sie individuell anders. Man könnte schon fast sagen, dass ihre Lücke von allen Angehörigen geteilt wird. Vielleicht sogar, dass sie schon während ihres Lebens ein Teil der Lücke an jeden weitergegeben hat und mit ihrem Tod eine noch größere Lücke entstanden ist. Schon in den Jahren nach der Diagnose ist mit jeder Lücke, welche bei ihr entstand, ein Teil von ihr verschwunden. Mit ihrem Tod ist, wie ich es noch nie erfahren musste, ebenso ein Teil meines Lebens und meiner Kindheit verschwunden. Nach ihrem Tod ist mir ein Umfeld mit Menschen, die meine Lücke zu füllen versuchen, sehr wichtig. Ich habe mit jeder Person in meinem Leben die Lücke geteilt, bis die entstandene Lücke nur noch sehr klein ist. Diese kleine Lücke wird nie mehr ganz weg gehen, aber ich habe angefangen, sie mit meinen wertvollen und schönen Erinnerungen an unsere gemeinsame Zeit zu füllen. Auch die Fotoalben und Geschichten von anderen können Erinnerungslücken an sie füllen.

Wenn ich mir eine starke, selbstbewusste Frau vorstelle, sehe ich immer noch sie vor mir. Wenn es mir nicht wirklich gut geht, denke ich an sie. Wenn ich Inspiration brauche, frage ich mich, was sie wohl gesagt hätte. Vielleicht ist es auch gut, dass immer eine kleine Lücke bleibt, weil ich sie so nie vergessen werde. Sicher kann ich allerdings sagen, dass es für mich unerklärlich ist, dass eine Frau, die immer alles richtig oder gar perfekt gemacht hat, so ein Schicksal erleiden musste. Wenn man eine Frage hatte, war sie immer diejenige mit einer Antwort. Es muss unerträglich für sie gewesen sein, alle Sicherheiten, alle Perfektion und alle Antworten lückenlos verloren zu haben.

Als ich noch etwas jünger war, habe ich nicht verstanden, was all das für ihr Leben und auch meins zu bedeuten hat. Ich habe immer nur ihre Verhaltensänderungen bemerkt und konnte

mir nicht im Traum vorstellen, dass Menschen solche essentielle Dinge vergessen können. Bis ich dann realisiert habe, dass alles nie wie vorher sein wird, sind wenige Jahre vergangen. In diesen Jahren hat sie immer mehr verloren und die Lücke hat sich immer weiter vergrößert. Bei mir hat sich im Gegensatz in diesen Jahren so viel entwickelt, dass ich auch irgendwann vieles begriffen habe. Leider muss ich selbst sagen, dass ich heute immer noch nicht alles begreifen kann. Vor allem nicht, warum genau sie es treffen musste. Meine jüngeren Cousins haben leider nicht das Glück gehabt, sie in ihren guten Jahren kennenzulernen. Sie sind alle jünger als ich und kennen somit nur die immer weiter schwindende Oma. Der Kleinste wird sich vielleicht später gar nicht mehr an sie erinnern und sie nur aus Erzählungen kennen. Ich finde es schade, dass sie genau diese Jahre mit den anderen verpasst hat. Da bin ich sehr dankbar, dass ich sie wirklich noch kannte.

Von den Orgelklängen werde ich aus den Gedanken gerissen. Alle stehen auf und greifen nach den Liedblättern. Ich brauche mein Liedblatt nicht. Es ist eines ihrer Lieblingslieder. Bei den Taufen, bei den Erstkommunionsfeiern meiner Cousins und Cousinen ist das Lied immer beliebt. Alle kennen es und die meisten singen gerne mit.

Sie sang immer gerne: bei der Gartenarbeit, im Kirchenchor und sogar beim Abwaschen. Die Texte vieler endloser Strophen gingen ihr mühelos über die Lippen. Ihr Repertoire schien endlos. Aus einem Einschlaflied wurde bei jeder Übernachtung ein ganzer Konzertabend. Sie saß neben unseren Betten auf einem Stuhl, natürlich kerzengerade, und sang ein Lied nach dem anderen. Natürlich gehörte zu der Vorstellung auch ihre strenge Bemerkung, dass das nun folgende Lied, das letzte für den Abend sei. Allerdings zwinkerte sie schon dabei und erfüllte uns schon unseren nächsten Wunsch. Auch mit mehreren Lücken, die sich langsam ausbreiteten, blieben die Liedtexte noch lange, zumindest in den Refrains. Die Lücken trauten sich nicht, die Liedtexte zu klauen. Wenn wir gemeinsam sangen, manchmal auch zum Radio oder zu einer alten Schallplatte, war sie für dieses eine Lied lang wieder wie früher. Dann in der Tagesgruppe stimmte sie immer die Lieder an. „Annemarie, das kannst du am besten!“ Selbst nachher im Seniorenheim, als sie fast nur noch aus Lücken bestand und ihr jegliche Worte abhandengekommen waren, sang sie noch im Chor mit. „Kommt ein Vogel geflogen, setzt sich nieder auf mein Fuß“. Diese Zeilen waren wohl die letzten, die trotz der Lücken lange Zeit überlebten und am Ende doch von ihnen geschluckt wurden. Auch als ihr längst die Worte fehlten, suchten sich die Melodien immer noch einen Weg an den Lücken vorbei und erreichten noch lange Zeit ihr Herz. Ich hatte das Glück diesen

magischen Moment ein paar Male zu erleben. Denn dann fingen ihre Augen an zu leuchten. Es schien, als ob ihr ganzer Körper die Klänge wieder aus früheren Zeiten erkannte und sich daran freute. Plötzlich war sie im Hier und Jetzt. Musik war bis fast zuletzt eine flüchtige Verbindung zurück in ihr Leben ohne Lücken, ohne Scham, ohne die schier endlose Traurigkeit, die alle hilflos machte und ihr den Boden unter den Füßen nahm.

Jeder Schmerz über alles Verlorene war für einen Augenblick vergessen. Sie schien ganz kurz wieder bei sich und gleichzeitig bei mir zu sein. Wenn das Lied zu Ende war, tat sich erneut die große Lücke auf und alles, was gerade noch zum Greifen nah war, löste sich in Luft auf. Vorbei.

Der Orgelspieler spielt noch einmal den letzten Refrain. Ich versuche, meinen dicken Kloß im Hals hinunterzuschlucken und fange an mitzusingen. Es gelingt mir nur lückenhaft, nicht weil mir auch die Worte fehlen, sondern weil mir Tränen im Weg sind.

„Von Mächten wunderbar geborgen, wir getrost, was kommen .
ist mit uns am und am Morgen
und ganz gewiss an neuen Tag.“

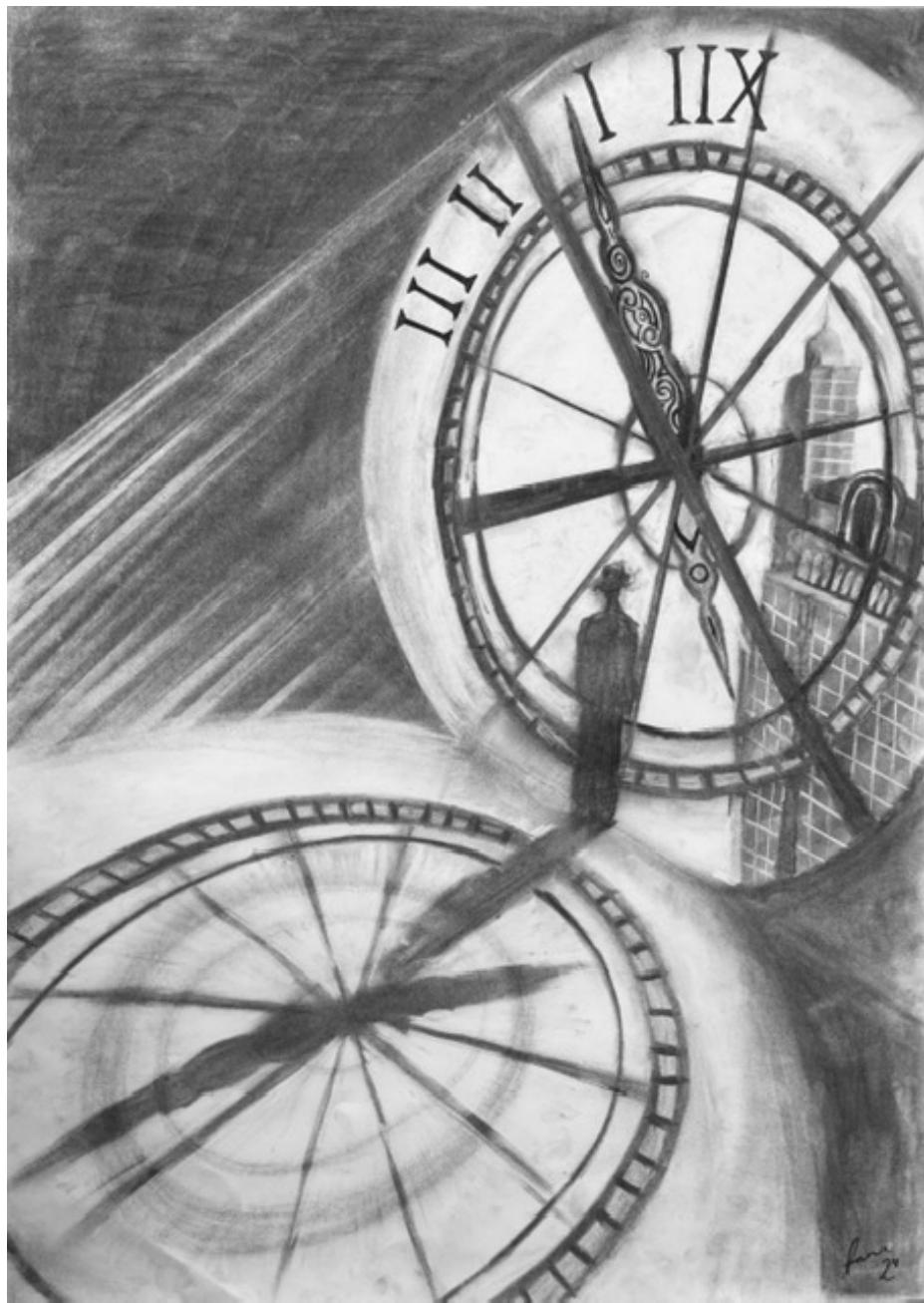
Das letzte Lied ist gesungen. Die Feier ist vorbei.

Jetzt existiert sie nur noch in unseren Gedanken. Die Lücken haben ihre Bedeutung verloren. Übrig bleiben nur die schönen Dinge, die wertvollen Erinnerungen.

Ich werfe noch einen Blick auf ihr Foto. Wir gehen nach draußen.

Kafkas Räume – finden Sie einen Zugang.

Zum 100. Todestag Franz Kafkas



Anna Aldinger

Moritz Grevel



34. Landeswettbewerb
Deutsche Sprache und Literatur
Baden-Württemberg 2024

Kafkas Räume

Inhaltsverzeichnis

1.) Kafkas Räume – zur Aktualität des Themas.....	S. 1
2.) Kafkas Räume – eine Annäherung.....	S. 1
3.) Kafkas Räume in der Literaturwissenschaft.....	S. 4
4.) Kafkas Räume am Beispiel seiner Erzählung „der Bau.....	S. 5
Gliederung.....	S. 6
- Teil A – Der Bau, eine Beschreibung.....	S. 6
A1 „Ich habe den Bau eingerichtet“.....	S. 6
A2 „Auf diesem Burgplatz sammele ich meine Vorräte“.....	S. 6
A3 „Im Freien bin ich eigentlich nicht“.....	S. 7
A4 „Ich habe nur einen Schritt zu tun“.....	S. 7
A5 „Dass ich allein bin“.....	S. 7
A6 „Niemand ist mir gefolgt“.....	S. 7
A7 „Halb schlafend“.....	S. 8
- Teil B – Der Bau in Gefahr.....	S. 8
B1 „Ein kaum hörbares Zischen“.....	S. 8
B2 „Das gleiche Geräusch auch hier“.....	S. 8
B3 „Aber es wäre ja nicht ein einzelnes Tier“.....	S. 8
B4 „Dass das Tier mich einkreist“.....	S. 9
B5 „Alles blieb unverändert“.....	S. 9
Analyse.....	S. 9
- Der Bau als Bild für Kafkas Leben.....	S. 9
- Schutz und Bedrohung.....	S. 10
- Drinnen und draußen.....	S. 12
- Schuld und Strafe.....	S. 13
5.) Ausblick: Kafkas Räume – Abschottung, Lebensräume.....	S. 13
Literaturverzeichnis.....	S. 16

1.) Kafkas Räume – zur Aktualität des Themas

„Ich heiße Kavka. Doch alle sagen Kafka zu mir, es geht auch nicht anders. Der Name ist mein Fluch.“ „Meine Tante in Liberec hieß Kafková.“ „Wirklich?“ „Ja. Kafková mit einem F. Schreiben Sie auch Bücher?“ „Nein. Nie. Mit diesem Namen kann man doch nicht schreiben. Ich arbeite bei der Post. Ich sortiere Briefe.“¹

Franz Kafka hat dieses Jahr 100. Todestag. Der kleine Ausschnitt der Erzählung „Weihnachten in Prag“ von 2023² macht bereits deutlich, wie präsent Kafka und seine Werke auch heute noch sind.

Schon im Rahmen des Abiturs lernen viele Schüler den Roman „Der Verschollene“ kennen. Kafkas Relevanz zeigt sich auch in der umfangreichen Editionsgeschichte und immer neuer Publikationen in der Kafkaforschung. Auch das Interesse an Kafkas Leben ist ungebrochen.³

Auch für die Kunst ist Kafka aktuell. Anlässlich des 100. Todestages zeigt die Villa Stuck in München in einer Ausstellung, wie der Autor auch heute noch Künstler inspiriert.⁴ U. a. wird die Fotoarbeit „Gregors Room I“ gezeigt. Hier ist Gregor Samsa aus Kafkas Erzählung „Die Verwandlung“ zu sehen, allerdings wie er seinen Raum nach Abhörwanzen absucht. Ein Foto des 8-teiligen Sets ist auf dem Titelblatt meiner Arbeit zu sehen.

Bereits diese Beschäftigung mit Franz Kafkas Werken verdeutlicht, dass er auch noch 100 Jahre nach seinem Tod zu den wichtigsten Autoren des 20. Jahrhunderts zählt.

2.) Kafkas Räume – eine Annäherung

Kafkas Räume – das sind zunächst einmal Orte in Kafkas Leben. Diese Lebensräume sind Städte, in denen Kafka lebte oder in die er reiste, Wohnungen, in denen er lebte oder die er aufsuchte, und schließlich einzelne Zimmer.

Kafka wurde am 3. Juli 1883 im Haus „Zum Turm“ 27/I, an der Ecke Karpfengasse/Enge Gasse in Prag geboren.⁵ Franz wuchs zusammen mit seinen drei Schwestern Gabriele (1889-1942), Valerie (1890-1942) und Ottilie (1892-1943) auf. Zwei Brüder von Franz Kafka, Georg (geb. 1885) und Heinrich (geb. 1887), starben im Kindesalter. Kafkas Eltern Julie Kafka, geborene Löwy (1856-1934), und Hermann Kafka (1852-1931), der aus einer jüdischen Handwerker- und Händlerfamilie stammte, heirateten 1882. In diesem Jahr eröffnete Hermann Kafka sein Geschäft, eine Großhandlung für

1 Rudiš 2023, 23.

2 Rudiš 2023.

3 Dafür steht u. a. die 2002 bis 2014 erschienene dreibändige Kafka-Biografie von Reiner Stach.

4 Ausstellung: „Kafka: 1924“ in der Villa Stuck, München.

5 Stach 2014, 56.

Kurzwaren und Modeartikel. Unter den Wohnungen aus Kafkas Kindheit und Jugend ist besonders die Zeltnergasse 3 zu erwähnen. Von 1896 bis 1907, also vom vierten Gymnasialjahr bis zum Ende des Studiums, wohnte Kafka mit seiner Familie im Haus „Zu den Drei Königen“. Hier besaß Kafka das erste Mal ein eigenes, wenn auch sehr kleines Zimmer. Eine eigene Wohnung bezog Kafka erst 1915 in der Lange Gasse 18. Alle diese Wohnungen befanden sich in unmittelbarer Nähe des Altstädter Rings in Prag.⁶

1902 lernte der Student Franz Kafka in Prag bei einer Diskussion über Schopenhauer den damals 18-jährigen Max Brod in der Lese- und Redehalle⁷ der deutschen Studenten in Prag kennen.⁸ Eine langjährige Freundschaft entstand.⁹ Brod gilt als Schlüsselfigur für Kafkas Leben. Vor allem hat er aber die fröhe Deutung von Kafkas Werk durch seine Editionstätigkeit nach Kafkas Tod maßgeblich bestimmt.¹⁰ Über seine Zeit in Prag und über die Freundschaft zu Kafka erzählt Max Brod in seinem vermutlich letzten großen Interview aus seinem Todesjahr 1968.¹¹

Brod spricht von der mit Kafka gemeinsamen Heimatstadt Prag als Zentrum ihrer Existenz.¹² Er berichtet von einem weltoffenen Klima und dem Aufeinandertreffen deutscher, tschechischer und jüdischer Kultur¹³ und wie er mit dem von ihm als elegant und unauffällig erscheinenden Kafka durch die winkligen Gassen Prags spazierte.¹⁴ Als Kafka noch bei seinen Eltern wohnte, hatte er nur ein recht kleines Zimmer, in dem er keinen Besuch empfangen konnte. Später zog er in eine eigene Wohnung, in der er sich allerdings sehr bald erkältete. Brod vermutet, dass dies der Beginn von Kafkas Lungenkrankheit gewesen sein könnte.¹⁵

Max Brod erzählt, wie Kafka ihn eines Tages zu Hause besuchte und um in Brods Zimmer zu kommen durch das Wohnzimmer musste, wo Max Brods Vater auf einem Canapé lag. Als der Vater im Halbschlaf eine Bewegung machte, sagte Franz Kafka: „Betrachten Sie mich als einen Traum.“ Laut Brod war dies ein Beispiel, wie bei Kafka Leben und Dichtung ineinander übergingen.¹⁶

6 Stach 2014, 56.

7 Die Lese- und Redehalle der deutschen Studenten in Prag bestand bis 1939 und besaß die zweitgrößte Bibliothek der Stadt (vgl. Čermák 2001).

8 Max Brod wurde 1884 in Prag geboren und emigrierte 1939 nach Palästina.

9 Vgl. Stach 2014, 238ff.

10 Kafka wies seinen Freund an, seine unveröffentlichten Manuskripte nach seinem Tod „rest- und ausnahmslos zu verbrennen“, doch Max Brod veröffentlichte Kafkas Werk (Vgl. Brod 1968, ab 24:08).

11 Vgl. Brod 1968.

12 Vgl. Brod 1968, 0:43.

13 Vgl. ab 2:56.

14 Vgl. ab 7:23.

15 Vgl. ab 12:42.

16 Vgl. 13:22-13:54.

Im Hinblick auf die große Bedeutung, die Max Brod für Franz Kafka hatte, aber auch sein Vater Hermann¹⁷ und seine Schwester Ottolie¹⁸, genannt Ottla, sind diese Orte des gemeinsamen Wohnens und Arbeitens für das weitere Leben von Franz Kafka von zentraler Bedeutung. Das gilt aber auch für seine Sanatoriumsaufenthalte¹⁹, seine Reisen²⁰, sein Büro der Arbeiterunfallversicherung²¹ und die Wohnungen in Berlin.²²

Kafkas Räume sind aber nicht nur Orte in Kafkas Leben. Kafkas Räume sind auch die Räume in seinen Texten. Es gibt zahlreiche Verweise auf biografische Lebensräume in Kafkas Werk. Diese Lebensräume spiegeln sich nicht einfach in ihnen. Räume haben in Kafkas Werk eine viel größere Bedeutung als nur Schauplatz zu sein.

In zahlreichen seiner Texte spielen Räume die Hauptrolle. Das zeigt sich besonders eindrücklich in Kafkas Roman „Das Schloss“. Entstanden 1922 und erschienen 1926 geht es im Romanfragment um „K.“, der als Landvermesser in einem rätselhaften Dorf arbeiten soll. Als er zu Anfang in einem Wirtshaus ankommt, erfährt er von einem geheimnisvollen Schloss, von dem aus alle Vorgänge im Dorf kontrolliert werden. Doch auch verschiedene andere Räume spielen hier eine Rolle. K. begibt sich in das Haus eines Boten, später in ein anderes Wirtshaus, das nur Beamten des Schlosses vorbehalten ist. Später stellt sich seine Gegenwart zur falschen Zeit in einem bestimmten Gang und im Zimmer eines Sekretärs als Grund für unendliche Komplikationen heraus. Er lernt Frieda kennen, mit der er in eine Schule zieht, um dort als Schuldienner zu arbeiten. K. ringt um Anerkennung im Dorf und versucht mehr über das Schloss herauszufinden, welches sich ihm immer wieder entzieht.

Auch in zahlreichen Erzählungen haben Räume eine zentrale Bedeutung. So zum Beispiel in der 1912 entstandenen und 1915 veröffentlichten Erzählung „Die Verwandlung“²³. Gregor Samsa findet sich eines Morgens in ein Ungeziefer verwandelt. Er hat große Mühe sich zu bewegen und bleibt in seinem Zimmer. Seine Familie nimmt immer weiter Abstand von ihm, hält sich im Rest der Wohnung auf und lässt Gregor in seinem Zimmer immer mehr verwahrlosen. Als Gregor schließlich

17 Das anspruchsvolle Verhältnis zum Vater zeigt sich besonders im 1919 von Kafka verfassten, allerdings nie abgeschickten „Brief an den Vater“. „Als Anlass des Briefes bezeichnet der Epistolograph seine ‚Furcht‘ vor dem Vater“ (Engel, Auerochs 2010, 294).

18 Kafka hatte ein besonderes Verhältnis zu seiner Schwester Ottolie, genannt Ottla, vgl. Kafka 1981.

19 Diese beschreibt Kafka genauer in seinen Briefen an Milena Jesenska, vgl. Kafka 1954.

20 Der 1987 erschienene Band „Eine Freundschaft – Reiseaufzeichnungen“ bietet einen umfassenden Einblick die Reisen, die Kafka und Brod zusammen unternommen haben, z. B. an Orte wie Paris, Mailand und Weimar.

21 Ott 2002, 41 – 78.

22 Kafka wohnte mit seiner letzten Lebensgefährtin Dora Diamant in Berlin. Wegen finanzieller Probleme aufgrund der Hyperinflation, die damals in Deutschland herrschte, mussten sie zweimal umziehen (vgl. Stach 2008, 553ff).

23 Kafka 1994 a.

aus seinem Zimmer hinauskommt, wird er vom Vater mit Äpfeln beworfen und erliegt seinen Verletzungen. Die Familie hat Gregor ausgebeutet, da er als einziger die Familie ernährte. Nach seiner Verwandlung zeigen sie keinerlei Anteilnahme und sind sogar für seinen Tod verantwortlich.

3.) Kafkas Räume in der Literaturwissenschaft

Es stellt sich schnell die Frage, wovon eigentlich auszugehen ist, wenn man vom Begriff „Raum“ in der Literatur spricht. Es geht zunächst um die Beschreibung eines Raums in einem literarischen Text. In Kafkas Roman „Der Proceß“ ist ein Kirchenraum Schauplatz des zentralen Kapitels „Im Dom“²⁴. Dieser Raum ist eine Ortsangabe, ein Ort der Handlung. Zweifelsohne ist er aber noch viel mehr als das. Hier setzt die weitere literaturwissenschaftliche Analyse ein. Dieser geht es u. a. um die bildlichen Funktionen eines Raums.²⁵ Also „[...] um die Relationen zwischen Figuren, Schauplätzen und Handlungsebenen, welche die jeweils spezifische, topologisch zu denkende Räumlichkeit eines literarischen Textes ausmachen“²⁶. Damit kann der Kirchenraum als Bild für die Einschüchterung des Protagonisten Josef K. gesehen werden. So kann sich also auch Handlung im Raum widerspiegeln oder es kann ein besonderes Verhältnis zwischen Figuren und Räumen vorhanden sein. Also eröffnen literarische Räume „besondere Denk- und Wahrnehmungsräume“²⁷.

Das Domkapitel in „Der Proceß“ enthält als literarischer Raum darüber hinaus auch eine „raumsemantische[] Opposition“²⁸, nämlich eine Grunderfahrung, die nicht nur Kafkas Leben bestimmte, sondern auch sein Werk. Es ist die Opposition von drinnen und draußen. Beispielhaft dafür ist die „Türhüterparabel“ aus dem Domkapitel, ein Text der unter dem Titel „Vor dem Gesetz“ bereits 1915 veröffentlicht wurde.²⁹ Ein Mann versucht vergeblich das Gesetz zu betreten, der Eingang wird ihm aber von einem Türhüter verwehrt. Der Mann wartet sein ganzes Leben lang und versucht sogar den Türhüter zu bestechen, doch er kommt nicht in den beschriebenen Raum hinein. Kurz vor seinem Tod fragt er, warum niemand außer ihm Einlass wollte. Der Türhüter antwortet, die Tür sei nur für ihn bestimmt und er werde sie jetzt schließen.

24 Kafka 1990, 209ff.

25 Vgl. Müller, Weber 2013, 3.

26 Müller, Weber 2013, 3.

27 Müller, Weber 2013, 3.

28 Müller, Weber 2013, 3, 3.

29 Kafka 1994 b.

In den letzten Jahren hat sich die Kafkaforschung im Kontext des sogenannten „Spatial Turns“ vermehrt der Kategorie des Raums in seinem Werk zugewandt. Besondere Bedeutung hat dabei der 2013 von Dorit Müller und Julia Weber herausgegebene Sammelband „Die Räume der Literatur“. Darin werden Möglichkeiten einer raumbezogenen Literaturwissenschaft am Beispiel von Kafkas später Erzählung „Der Bau“ erkundet. Die Bedeutung dieser Erzählung für das Thema „Kafkas Räume“ ist offensichtlich: Erzählt wird von einem Tier, das sich in seinem Bau aufhält. Der Text thematisiert durchgehend Raumerfahrungen und Raumkonstruktionen. In ihm spiegeln sich zahlreiche literarische Themen aus Kafkas Werk, man kann diesen kurz vor seinem Tod entstandenen Text als die Summe von Kafkas Räumen lesen. Anders als die heute populären Texte „Das Schloss“, „Die Verwandlung“ oder „Vor dem Gesetz“ ist die Erzählung „Der Bau“ den eher noch unbekannten Texten Kafkas zuzuordnen. Das hängt zum einen mit der komplizierten Editionsgeschichte³⁰ des Textes zusammen, zum anderen mit seiner Komplexität. Dorit Müller und Julia Weber schreiben über diese Erzählung: „Kafkas Erzählung entwirft einen komplexen imaginären Raum, der sich trotz detaillierter Angaben zu seiner Konstruktion dem Verständnis des Lesers entzieht. Zwar finden sich im Text genaueste Beschreibungen zur Anlage des Baus mit seinen Gängen, Plätzen und Verbindungs wegen, doch sind die Raumbeschreibungen im Ganzen verwirrend und widersprüchlich. Das Erzählen verstrickt sich – ähnlich der verschlungenen, unentwegt in Veränderung begriffenen räumlichen Anlage – in Täuschungen, Paradoxien und Tautologien, so dass topographische Unterscheidungen zwar unentwegt aufgebaut, aber gleichzeitig permanent destabilisiert und unterwandert werden.“³¹

Trotz dieser besonderen Herausforderungen an die Interpretation dieses Textes ist es m. E. sehr lohnend, die Erzählung „Der Bau“ in den Mittelpunkt der weiteren Arbeit zu stellen.

4.) Kafkas Räume am Beispiel seiner Erzählung „Der Bau“

Julia Weber gliedert den Text in drei Abschnitte³². Im ersten Teil (576-589) befindet sich das Tier im Bau. Im zweiten Teil (589-602) verlässt die Erzählerfigur den Bau. Im dritten Teil (602-632) kehrt das

30 Die Erstveröffentlichung des Textes erfolgte posthum durch Max Brod in der Kulturzeitschrift *Witiko* 1928. Hier schrieb Max Brod ein eigenes Ende der Fragment gebliebenen Erzählung. 1931 wurde „Der Bau“ nochmals im Band „Beim Bau der Chinesischen Mauer und andere Schriften“ veröffentlicht, und schließlich in der kritischen Ausgabe, in „Nachgelassene Schriften und Fragmente II“, von 1992.

31 Müller, Weber 2013, 3, 16ff.

32 Weber 2013, 89ff.

Tier in den Bau zurück. Katrin Dennerlein unterscheidet lediglich zwei Teile.³³ Im ersten Teil (576 - 605) wird der Bau beschrieben. Davon ist ein zweiter Teil zu unterscheiden (605 – 632), „in dem singuläre Ereignisse in chronologischer Reihenfolge erzählt werden“. Beide Gliederungen lassen sich gut miteinander verbinden.

Der Text schildert aus der Ich-Perspektive die Reflexionen eines alternden Wald-Tiers über seinen Bau, sein Lebenswerk. Dabei fließen Beschreibungen des Baus ein, in welchen die fragile innere und äußere Situation des Tiers zu Tage tritt: Es erlebt sich als vulnerabel.

Teil A – Der Bau, eine Beschreibung (576 - 605)

A1 „Ich habe den Bau eingerichtet“ (576, 3)

Bereits im ersten Absatz³⁴ der Erzählung³⁵ (vgl. 576, 3 – 578, 27) wird deutlich, dass der Bau dem Tier nur eine Scheinsicherheit bietet. Der moosbedeckte Eingang birgt einerseits die Gefahr vor Eindringlingen von außen, wird aber andererseits als Fluchtweg vor möglichen Feinden aus dem Erdreich gebraucht. Es befürchtet Feinde von außerhalb der Erde (vgl. 577, 4f), aus dem Erdreich selbst (vgl. 577, 21) und aus mythologischen Sphären (vgl. 578, 17). Das Tier geht sogar davon aus, dass es sein Verderben durch seine Rettungsversuche herbeiführt (vgl. 578, 25), hält aber aus „Hoffnung“ (578, 26f) daran fest.

A2 „Auf diesem Burgplatz sammle ich meine Vorräte“ (581, 21)

Im zweiten Abschnitt (vgl. 579, 1 – 586, 10) folgen genauere Beschreibungen des Baus. Zwischen den Gängen hat das Tier Plätze gebaut (vgl. 579, 26), in der Mitte des Baus hat es unter harter Arbeit einen größeren Platz gebaut, den es den „Burg-Platz“ (580, 24) nennt. Das Tier ist dankbar den Bau zu haben, fühlt sich sicher und genießt die Stille (vgl. 579, 12). Auf dem Burgplatz sammelt das Tier alle seine Vorräte (vgl. 581, 21), verteilt diese aber bei Anflügen von Befürchtungen und Angst unter großen Strapazen auf die kleineren Plätze um (vgl. 581, 4ff). Danach schleppt es alle Vorräte wieder

33 Dennerlein 2013, 153ff.

34 Die erste Seite, die dem Text vorausgeht (575 – 576, 2) steht in keinem erkennbaren Bezug zum Rest der Erzählung. Es geht um einen „K.“ der ein Haus findet und sich hineinbegibt. Die Tatsache, dass es um „K.“ geht und dass die Seite die Nummer 26 trägt, wären eindeutige Hinweise darauf, dass es sich hier um einen Teil des Romanfragments „Das Schloss“ handelt. Dieses bricht beim 25. Kapitel ab.

35 Schon die unterschiedlichen Gliederungsansätze von Julia Weber und Katrin Dennerlein zeigen, dass der Text nicht leicht in Abschnitte zu unterteilen ist. Er enthält auch kaum Zäsuren. Die Gedanken des Tieres gehen assoziativ ineinander über. Prinzipien meiner Gliederung sind Ortswechsel, Abschweifungen in der Erzählchronologie in frühere Zeiten und Einschnitte im Gedankengang des Tiers.

auf den Burgplatz, da ihm dies doch als bessere Lösung erscheint (vgl. 585, 9-11). Während seiner Arbeit erscheint es getrieben (vgl. 583, 11-14) und von Verlustangst gezeichnet (vgl. 584, 18f).

A3 „Im Freien bin ich eigentlich nicht“ (590, 5)

Im dritten Abschnitt (vgl. 584, 18 – 593, 26) verlässt das Tier seinen Bau durch eine labyrinthische Ein- und Ausgangsschleuse. Die Vorteile besserer Nahrung und „neue[r] Kräfte“ (590, 7) im Freien versteckt sich das Tier. Es sieht sich nicht zum „freien Leben bestimmt“ (590, Z. 17), versteckt sich in der Nähe des Eingangs und beobachtet den umgebenden „Verkehr“ (591, 19f). Das Tier will schließlich das Leben im Freien und damit auch „unnütze Beobachtungen“ (593, 26) aufgeben.

A4 „Ich habe nur einen Schritt zu tun“ (595, 8)

Der nächste Abschnitt zeigt sein Zögern und seine Angst in den Bau zurückzukehren, so wie es vorher gezögert hat herauszukommen. (593, 27 – 595, 20). Es befürchtet, ein anderes Tier könne es beobachten, während es zurück in den Bau geht. (vgl. 594, 4ff). Es gräbt einen „Versuchsgraben“ (594, 13) um eine sichere Methode für das Einstiegen in den Bau zu entwickeln, die es aber nicht findet. Das Tier bricht einen unüberlegten Versuch in den Bau einzutreten ab und bestraft sich dafür selbst (vgl. 595, 8 -14). Es stellt sich vor, ein Artgenosse würde den Eingang zum Bau entdecken (vgl. 596, 1). Das Tier malt sich aus, wie es den Eindringling töten würde (vgl. 596, 11ff).

A5 „Dass ich allein bin“ (598, 20)

Im folgenden Abschnitt malt das Tier sich aus, wie es wäre, ein anderes Tier zu haben, dem es vertrauen könnte und welches die Umgebung beobachten könnte, während es selbst in den Bau steigt. (596, 27 – 598, 13). Im Gegensatz zum vorherigen Abschnitt, wird hier die Einsamkeit und der Wunsch des Tieres nach Hilfe deutlich.

Das Tier stellt nach diesem Exkurs fest, dass es doch „nur [sich selbst] und dem Bau“ vertrauen kann (598, 13f). Es „verlier[t] [sich] in technische[n] Überlegungen“ (599, 3f) und fängt wieder an seinen „Traum eines ganz vollkommenen Baus zu träumen“ (599, 4f). In den nächsten Seiten macht sich das Tier wieder allgemeine Überlegungen zum Bau und dessen Sicherheit (599, 12 - 602, 13). Es ringt um eine realistische Einschätzung der Sicherheitslage (600, 8ff).

A6 „Niemand ist mir gefolgt“ (603, 1) Nun steigt das Tier schließlich in den Bau. (602, 14 – 603, 17). Es sagt, der Bau gäbe ihm „neue Kräfte“.³⁶ Es verstaut als erstes seine immensen Mengen an Vorräten, die es draußen gejagt hat (603, Z. 17 – 604, 11).

A7 „[H]alb schlafend“ (602, 15)

Der nächste Abschnitt beginnt mit der Beschreibung der intensiven Verbindung des Tiers zum Bau und vor allem zum Burgplatz (604, 11 – 605, 16). Es redet ihn und andere Teile des Baus sogar direkt an (vgl. 604, 6f). Es spricht von einer „Revision“ (604, 26) des Baus und auch von vergangenen Freundschaften, was wieder seine Isolation zeigt (604, 17f).

Teil B – Der Bau in Gefahr

B1 „[E]in kaum hörbares Zischen“ (606, 3)

Nun schläft das Tier ein und wird nach einiger Zeit von einem als Zischen beschriebenen Geräusch geweckt, welches es zunächst auf das „Kleinzeug“ (606, 4) zurückführen versucht. (vgl. 605, 17). Selbstsicher fängt das Tier mit den Nachforschungen über das Geräusch an, doch findet es keine Erklärung und ihm fällt das Gleichbleiben des Geräusches an allen Orten auf. (605, 17 – 609, 6).

B2 „Das gleiche Geräusch auch hier“ (609, 26)

Im nächsten Abschnitt ist das Tier weiterhin auf der Suche nach der Ursache des Geräusches (609, 6 – 612, 10). Da das Geräusch überall gleich ist, kann es die Quelle des Zischens nicht feststellen. Das Tier bedauert, die Idee eines kleinen Hohlraums in der Wand des Burgplatzes, in den es sich jetzt zurückziehen könnte, früher nicht umgesetzt zu haben (vgl. 610, 25ff).

B3 „Aber es wäre ja nicht ein einzelnes Tier“ (613, 17)

Ein nächster Abschnitt (612, 10 – 622, 24) gilt neuen Hypothesen über Art und Anzahl eines Eindringlings, der das Geräusch verursacht (vgl. 613, 1ff, 12ff, 17ff und 614, 3). Scheinbar rationale Untersuchungen folgen, bei denen das Tier jedoch die Kontrolle verliert und seinem Bau Schaden zufügt (vgl. 614, Z. 6-15). Es schwankt zwischen dem Anlegen eines neuen Grabens und der Einsicht in den eigenen Kontrollverlust durch unüberlegtes Wühlen (vgl. 616, 15 – 23). Das Tier erscheint immer getriebener, weiß nicht mehr was es tut und verstrickt sich in Widersprüche (vgl. 619, 9 – 620,

36 Dieselbe Formulierung findet sich auch auf 11, aber auf die Außenwelt bezogen.

1). Schließlich erlebt es eine „völlige Umkehrung der Verhältnisse im Bau“ (621, 18). Nahe der Moosdecke erfährt es nun von draußen Ruhe und auf dem Burgplatz, dem früheren Ort des Friedens, den Lärm.

B4 „Dass das Tier [...] mich einkreist“ (623, 24)

Daraufhin (vgl. 622, 24 – 628, 21) malt sich das Tier den Angreifer erneut aus, nun als ein einziges großes, ihm bisher unbekanntes, sehr gefährliches und vitales (vgl. 624, 24) Tier (vgl. 622, 24ff). Es verbindet dieses neu eingebildete Tier mit dem Urheber eines Geräusches, das es als Jungtier beim Graben gehört hat und auf das es neugierig reagierte.

B5 „Alles blieb unverändert“ (632, 13)

Der letzte Abschnitt (628, 21 – 632, 14) beginnt mit Anzeichen von Entkräftung und Todessehnsucht (vgl. 628, 24 – 629, 2). Das Tier imaginiert eine Begegnung mit dem fremden Gräber (vgl. 630, 23ff). Es sieht sich ihn mit Vorräten besänftigen (vgl. 630, 18), dann wieder gegen ihn kämpfen (vgl. 630, 24ff). Schließlich sieht es seinen eigenen Bau als Teil des größeren Baus des anderen Tieres vereinnahmt (vgl. 630, 15). Gerade als das Tier zu der Auffassung gelangt, es sei vor dem Angreifer sicher, da dieser ihn gar nicht gehörte haben könne (vgl. 632, 4), bricht der Text mitten im Satz ab.

Analyse

Der Bau als Bild für Kafkas Leben

Die Komplexität des Textes verbietet es, den Raum des Baus einfach als Bild im Ganzen zu sehen. Der Bau ist vieles zugleich: Bild für Kafkas Leben, Verweis auf seine Werke, seinen Gesundheitszustand zum Zeitpunkt der Niederschrift. So ist das „Zischen“³⁷, das der Erzähler im zweiten Teil der Erzählung mehrfach hört und welches ihn verunsichert, ein klarer Hinweis auf Kafkas Lungenkrankheit.³⁸ Die Erzählung kann als Alterswerk gelten, in dem es um die Erfahrung von Alter, Krankheit und nachlassenden Kräften geht: „Ich werde alt, es gibt viele die kräftiger sind als ich und

37 606, 3.

38 Liska 2010 sieht „Interpretationsansätze [...] von engen autobiographischen Deutungen, die der Erzählung – vor allem im Zischen und Rauschen im Bau – Hinweise auf Kafkas Lungentuberkulose“ geben, 339.

meiner Gegner gibt es unzählige, es könnte geschehn, dass ich vor einem Feind fliehe und einem anderen in die Fänge laufe [...]“ (578, 4ff). Diese „Verzweiflung körperlicher Ermüdung“³⁹ ist das Resultat permanenter Bautätigkeit des Tiers. Das Motiv des Schlafs spielt auf den nahenden Tod an: „Alle hundert Meter etwa habe ich die Gänge zu runden Plätzen erweitert, dort kann ich mich bequem zusammenrollen, mich an mir wärmen und ruhen. Dort schlafe ich den süßen Schlaf des Friedens, des beruhigten Verlangens, des erreichten Ziels, des Hausbesitzes.“ (579, 26 – 580, 4).

Das Motiv des abgelegenen Platzes, in dem sich der Erzähler in seinem Bau in Sicherheit bringt, begegnet in Kafkas Briefen bereits 1912. In einem der ersten Briefe an seine spätere Verlobte Felice Bauer, den er aus einem Nebenzimmer seines Büros schrieb, notiert Kafka am Ende: „Entgiltiger Schluss, entgiltiger Schluss für heute. Schon auf der vorigen Seite haben die Störungen selbst in diesem stillern Zimmer, in das ich mich versteckt habe, angefangen.“⁴⁰ Kafka benötigte für sein Schreiben eine ruhige Umgebung, die durch die Räume, in denen er sich aufhielt, oft nicht gewährleistet war. Oft schrieb er nachts oder in Räumen, die besonders von ihm gewählt waren: „Meine Lebensweise ist nur auf das Schreiben hin eingerichtet und wenn sie Veränderungen erfährt, so nur deshalb, um möglicherweise dem Schreiben besser zu entsprechen, denn die Zeit ist kurz, die Kräfte sind klein, das Bureau ist ein Schrecken, die Wohnung ist laut und man muss sich mit Kunststücken durchzuwinden suchen, wenn es mit einem schönen geraden Leben nicht geht.“⁴¹ Anders „Der Bau“: „Das schönste an meinem Bau ist aber seine Stille, freilich ist sie trügerisch.“⁴²

Vor allem aber werden im Bau die Themen von Kafkas Werk am Ende seines Lebens noch einmal aufgerufen. Da man den Bauplan des Baus nicht wirklich nachvollziehen kann, macht die Erzählung die Erfahrungen in einem labyrinthischen Raum sichtbar. M. E. lassen sich die „raumsemantischen Oppositionen“⁴³ auch in der Erzählung „Der Bau“ wiederfinden. Dies wird bereits am Beginn der Erzählung deutlich. Die Textpassage durchziehen starke semantische Spannungen:

- „Ich habe den Bau eingerichtet“ vs. „er scheint wohl gelungen“ (576, 3f).
- „Von außen ist eigentlich nur ein großes Loch sichtbar“ vs. „dieses führt aber in Wirklichkeit nirgends hin“ (576, 4f).
- „ich will mich dessen nicht rühmen“ (576, 7) vs. „viele vergebliche Bauversuche“ (576, 9).

39 580, 26.

40 Brief Nr. 6 an Felice Bauer, 24.10.1912.

41 Brief Nr. 12 an Felice Bauer, 1.11.1912.

42 579, 12.

43 Müller, Weber 2013, 3, 3.

Schutz und Bedrohung

Der Bau dient einem Tier als Schutz. Die Maßnahmen, diesen Schutz zu gewährleisten sind vielfältig. Der Bau ist mit einem Scheineingang versehen, der wirkliche Eingang ist unter einer Moosdecke getarnt.⁴⁴ Im Eingangsbereich des Baus befindet sich eine labyrinthische Wegeanlage⁴⁵, die Eindringlinge daran hindern soll, an zentrale Orte des Baus zu gelangen. In der Mitte des Baus befindet sich der „Burgplatz“⁴⁶. Er ist durch seine Lage besonders gesichert und dient der Unterbringung von Vorräten.⁴⁷ Um einen kontinuierlichen Schutz zu gewährleisten, versucht das Tier den Bau permanent weiterzuentwickeln.⁴⁸ Insgesamt weist die Anlage eine Größe von mehreren hundert Quadratmetern auf. Mit mehr als 50 gesicherter Plätze⁴⁹, zu den Plätzen führen 100 Meter lange Gänge.⁵⁰

Das Motiv eines Raumes, in dem man sich vor anderen schützen möchte, ist tief in die literarische Tradition eingeschrieben. Das wird besonders deutlich bei Ritterburgen und Klosteranlagen, aber auch bei mittelalterlichen Befestigungsanlagen, die eine Stadt schützten. Im Unterschied zu der Erzählung „Der Bau“ standen historisch gesehen die Schutzmaßnahmen in direkter Beziehung zur Bedrohung der Einwohner. In der Erzählung „Der Bau“ ist diese Beziehung aufgesprengt. Das Tier nimmt eine diffuse Bedrohung war und es ist völlig ungewiss, ob die getroffenen Schutzmaßnahmen vor der Bedrohung schützen können. Das liegt daran, dass die Bedrohung selbst für den Erzähler nicht fassbar ist. So nimmt er ein „Zischen“⁵¹ wahr, kann aber die Richtung, aus der das Geräusch kommt, nicht orten (B1). Die Bedrohung ist überall. Auch ist der Erzähler nicht sicher, ob es sich um einen oder mehrere Eindringlinge handelt. Und auch das Ausmaß der Bedrohung bleibt im Ungewissen. Damit verwandelt sich der Bau permanent von einem Schutzraum zu einem Bedrohungsraum. Diese Ungewissheit ist ein wichtiges Merkmal für Kafkas Idee vom Raum. Kulturgeschichtlich haben Schutzräume wie Burgen oder Klöster eine Kehrseite. Sie schützen ihre Bewohner nicht nur, sondern isolieren sie auch zugleich von ihrer Umwelt. Diese Isolation kann selbstgewählt sein, wie beim Kloster, oder auf Zeit, wie bei der Belagerung einer Burg.

44 576, 17ff.

45 586, 21.

46 580, 24.

47 581, 21.

48 599, 3f.

49 580, 15.

50 579, 26.

51 606, 3.

Die soziale Isolation drängt dagegen in Kafkas Erzählung „Der Bau“ in den Vordergrund. Ob das Tier diese Isolation selbst gewählt hat, wird nicht vollends deutlich, aber das Leben im Bau ist verbunden mit Einsamkeit und Abgrenzung. Die Erfahrung einer Isolation ist eng mit Räumen in Kafkas Werk verbunden. Räume haben bei Kafka ausschließenden Charakter wie in den bereits erwähnten Werken „Die Verwandlung“ und „Das Schloss“.

Drinnen und draußen

In der Erzählung „Der Bau“ gibt es eine klare Trennung zwischen „drinnen“ und „draußen“. Im Bau ist das Tier verhältnismäßig sicher, im Gegensatz zur Außenwelt, wo gefährliche Feinde lauern. Doch auch im Bau selbst gibt es eine noch weiter innen gelegene Ebene: Die Plätze, vor allem der Burgplatz, sind gesicherter als die Gänge und auch die nicht umgesetzte Idee eines Hohlraums, in den sich das Tier noch weiter zurückziehen könnte, wäre ein weiterer Innenraum im Bau.

Der Bau ist unterirdisch angelegt und somit auch auf vertikaler Ebene vom Außenraum abgegrenzt. Einerseits bietet ein unterirdischer Raum mehr Schutz, andererseits assoziiert man damit auch ein Grab.

Nach einiger Zeit, die das Tier im Bau verbracht hat, entscheidet es sich ihn zu verlassen und sich in die gefährliche Außenwelt zu begeben.⁵² Als es wieder hineingehen will, hat es große Angst ein anderes Tier könne es sehen und ihm folgen.⁵³ Schließlich in den Bau zurückgekehrt, wiegt es sich im Gefühl von Sicherheit und Heimat.⁵⁴

Doch das Verhältnis zwischen drinnen und draußen verschiebt sich völlig. Sobald das Tier das „Zischen“⁵⁵ wahrnimmt, fühlt es sich immer unsicherer im Bau. Schließlich stellt es fest, dass der einzige stille Ort im Bau am Ausgang unter der Moosdecke ist⁵⁶. In der Außenwelt ist es also nun weniger gefährlich als im Bau.

Betrachtet man andere Werke Kafkas unter der Gegenüberstellung von drinnen und draußen stellt man schnell fest, dass sich dieses Thema auch weiteren Texten wiederfinden lässt. In der Parabel „Vor dem Gesetz“ wird dem Protagonisten sein Leben lang der Einlass in das Gesetz verwehrt. Er kommt also nicht vom Außen- in den Innenraum. Ähnlich ist es beim Roman „Das Schloss“. K. versucht Zugang zum Schloss zu finden, scheitert aber. In der Erzählung „Die Verwandlung“ ist es

52 Gliederungsabschnitt A3.

53 Gliederungsabschnitt A4.

54 Gliederungsabschnitt A5.

55 606, 3.

56 621, 18.

Gregor Samsa aufgrund seiner Käfergestalt sehr erschwert, aus seinem Zimmer zu kommen. Erst am Ende der Erzählung verlässt er es, was bekanntlich tödlich endet.

Beim Vergleich mit der Erzählung „Der Bau“ mit den anderen genannten Werken Kafkas wird deutlich, dass das Tier in „Der Bau“ sich freiwillig von der Außenwelt abschottet, während in „Vor dem Gesetz“ und in „Das Schloss“ Zugang zu einem Raum gesucht wird. Außerdem bleibt das Verhältnis von drinnen und draußen in den beiden Werken gleich, im Gegensatz zur Erzählung „Der Bau“. „Die Verwandlung“ lässt sich zwischen den Werken einordnen, Gregor Samsa will auch zu einem gewissen Teil im Zimmer bleiben und die Außenwelt ist gefährlich für ihn. Jedoch gibt es hier keine Verschiebung der Verhältnisse von drinnen und draußen.

Schuld und Strafe

Zu den rätselhaftesten Passagen der Erzählung gehört ein kurzer Abschnitt über Schuld und Strafe: „Und ich reiße mich los von allen Zweifeln und laufe geradewegs bei hellem Tag auf die Tür zu, um sie nun ganz gewiss zu heben, aber ich kann es doch nicht, ich überlaufe sie, und werfe mich mit Absicht in ein Dornengebüsch um mich zu strafen, zu strafen für eine Schuld die ich nicht kenne.“⁵⁷ Kafkas gesamtes Werk kreist um die Frage der Schuld des Einzelnen. Diese Schuld zieht zwangsläufig eine Strafe nach sich, in mehreren Fällen den Tod. Kafkas Texte thematisieren dabei die Ausweglosigkeit des Handelns, das in eine Schuld führt, die das Individuum nicht versteht. Menschen erfahren sich verstrickt in undurchsichtige Verfahren des Schuldnachweises, wie im Roman „Der Proceß“.

In der Erzählung „Der Bau“ wird das Motiv von Schuld und Strafe nur am Rande sichtbar. Worin die Schuld besteht, ist auch hier unklar. Aber die Annahme einer unverstandenen Schuld führt zu einer masochistischen Annahme der Strafe mit dem absichtlichen Sturz des Tiers in ein Dornengebüsch.

5.) Ausblick: Kafkas Räume – Abschottung, Lebensräume

Die Analyse von Kafkas „Der Bau“ ergab u. a. die große Bedeutung des Motivs „Bedrohung und Schutz“. Für Kafka spielten selbstgewählte Rückzugsräume für sein Schreiben, wie in den Briefen an Felice Bauer erwähnt, eine wichtige Rolle. Aber wie gehen heutige Leser mit der klastrophobischen Grundintention des Textes um? Erschließt sich seine Bedeutung vor allem für Menschen mit einer

57 Vgl. 595, 8-14.

ausgeprägten Sozialphobie? Dafür spräche die Ähnlichkeit zu der japanischen Hikikomori-Bewegung. Ein Phänomen unserer Gegenwart ist die starke Zunahme, nicht nur in Japan, von Jugendlichen und jungen Erwachsenen, die sich freiwillig sozial isolieren und über längere Zeiträume in ihren eigenen Zimmern bleiben. Hier hat die neuere Kafkaforschung Verbindungen zwischen jugendlicher Subkultur und Kafkas Erzählungen herausgearbeitet.⁵⁸

Dagegen spricht, dass das Tier sich im Bau nicht freiwillig isoliert. In der Außenwelt erfährt es eine diffuse Bedrohung, weshalb es den Bau anlegt. Und auch im Bau selbst hat es schließlich aufgrund des nicht näher bestimmbarer „Zischens“⁵⁹ Angst vor Angreifern. Es fürchtet ein einziges großes, ihm bisher unbekanntes, sehr gefährliches und vitales⁶⁰ Tier⁶¹. Das hiermit greifbare Lebensgefühl ist durch die Coronapandemie für viele Menschen Wirklichkeit geworden. Diesen Bezug stellt die amerikanische Literaturwissenschaftlerin Corina Stan her. Sie analysierte während des ersten durch Corona bedingten Lockdowns mit ihren Studierenden Kafkas Erzählung „Der Bau“ und stellte im Rückblick später fest: „The story of “The Burrow” hit close to home during that tumultuous semester. The creature’s burrow, which can be understood not only as a dwelling, but also as a physical representation of the meanings we attach to our lives, was disrupted and turned unrecognizable by the intrusion of an invisible, insidious beast. COVID-19 was our beast: It interrupted our lives in a sudden and complete way, casting us all as anxious characters in a Kafka parable.“⁶² Covid-19 was our beast. Diese Lebenserfahrung teile auch ich.

Zeitgleich mit der 1923-24 entstandenen Erzählung „Der Bau“ veröffentlichte Joseph Roth seinen Roman „Hotel Savoy“⁶³ Ein Vergleich beider Texte liegt nicht nur wegen der gleichzeitigen Entstehung nahe, sondern weil auch hier der Raum eine zentrale Rolle spielt. Im Mittelpunkt von Roths Roman steht das „Hotel Savoy“ im polnischen Losz und seine Gäste in der Zeit des Übergangs nach dem Ersten Weltkrieg. Der 1894 in Brody in Ostgalizien geborene Roth war Soldat im Ersten Weltkrieg und erlebte in den Folgejahren den Zerfall des alten Habsburgerreichs. Wie Kafka war Roth ein Grenzgänger deutscher Sprache und Kultur. Der gewählte Raum des Hotels unterscheidet sich zunächst von Kafkas „Der Bau“. Der Bau in Kafkas Text ist hermetisch abgeschlossen. Roths

58 Nowotny, Jossen, 2015 171ff.

59 606, 3.

60 Vgl. 624, 24.

61 vgl. 622, 24ff.

62 Corina Stan, Op-Ed: Connecting with Kafka during our pandemic isolation, zit. nach <https://www.latimes.com/opinion/story/2021-07-08/franz-kafka-pandemic-isolation-literature>.

63 Ein Vorabdruck des Textes erfolgte in der Frankfurter Zeitung 1924, die Veröffentlichung 1924 im Berliner Verlag „Die Schmiede“.

„Hotel Savoy“ dagegen ist ein Ort des Übergangs und des Austauschs. In Roths Roman werden Menschen geschildert, die durch den Krieg traumatisiert wurden. Gabriel Dan, Soldat und Heimkehrer aus dem Ersten Weltkrieg und Ich-Erzähler des Romans, schreibt zu Beginn „Ich freue mich, wieder ein altes Leben abzustreifen, wie so oft in diesen Jahren. Ich sehe den Soldaten, den Mörder, den fast Gemordeten, den Auferstandenen, den Gefesselten, den Wanderer.“⁶⁴ Als der Protagonist Gabriel Dan nach mehrjähriger Gefangenschaft in Sibirien im Hotel Savoy eintrifft, notiert er: „Zum ersten Mal seit fünf Jahren stehe ich wieder an den Toren Europas. Europäischer als alle andern Gasthöfe des Ostens scheint mir das Hotel Savoy, mit seinen sieben Etagen, seinem goldenen Wappen und livriertem Portier.“⁶⁵ Dans Zimmer befindet sich allerdings in einem der obersten Stockwerke des Hotels und zeigt damit den sozialen Status des Kriegsheimkehrers an. Dort in den oberen Stockwerken befanden sich die preisgünstigsten Hotelzimmer. Faktisch waren seine Bewohner von dem Hotelluxus ausgeschlossen.

Im Vergleich zu Kafkas „Der Bau“ wird bei Roth die gesellschaftliche Dimension einer Ausgrenzung und Isolation in den Mittelpunkt gerückt. Gerade im völligen Fehlen dieser sozialen Dimension erweist sich Kafkas Erzählung als frei und subjektiv. Der prinzipiell mögliche Austausch zwischen Menschen unterschiedlicher Herkunft im Hotel wird bei Roth in Frage gestellt und er verarbeitet die Traumata des Ersten Weltkriegs.

Kafkas Räume, so die abschließende Deutung, sind von heute aus betrachtet keine Lebensräume, sondern Überlebensräume und sie fordern ihre Leserinnen und Leser auf, Schutz und Bedrohung immer neu zu verstehen. Ich sehe darin die Aufforderung mich nicht zu isolieren und passiv zu werden, sondern meinen Lebensraum aktiv zu gestalten. Doch nicht nur meinen eigenen sondern auch den gesellschaftlichen Lebensraum. Keine soziale Gruppe sollte gesellschaftlich isoliert werden, sodass sie handlungsunfähig wird. Jeder sollte die Möglichkeit haben, aus einem Überlebensraum einen Lebensraum zu machen. Ich sehe für mich als Gestaltungsmöglichkeit die Literatur.

64 Roth 2018, 5f.

65 Roth 2018, 5f.

Literaturverzeichnis

Kurztitel setzen sich zusammen aus Name des Autors und Jahr der Veröffentlichung.

Bei mehreren Veröffentlichungen eines Autors in einem Jahr werden die Kurztitel mit Buchstaben durchnummeriert.

A. Quellentexte

Kafka

Franz Kafka, Briefe an Milena, Frankfurt a. M., 1954.

Franz Kafka, Briefe an Ottla und die Familie, Frankfurt a. M., 1981.

Franz Kafka, „Der Proceß“, Kritische Ausgabe, hg. v. Malcolm Pasley, Frankfurt a. M., 1990.

Franz Kafka, Brief an den Vater, in: Franz Kafka: Nachgelassene Schriften und Fragmente II. Textband. Hg. v. Jost Schillemann, Frankfurt a. M. 1992, 143 – 217.

Franz Kafka, Art. 3.3.6, „Der Bau“, in: Franz Kafka: Nachgelassene Schriften und Fragmente II. Textband. Hg. v. Jost Schillemann, Frankfurt a. M. 1992, 575 – 632.

Franz Kafka, „Die Verwandlung“, in: Franz Kafka, Drucke zu Lebzeiten, Kritische Ausgabe, hg. v. Wolf Kittler, Hans-Gerd Koch und Gerhard Neumann, Frankfurt a. M., 1994, 113-200 (=Kafka, 1994 a).

Franz Kafka, „Vor dem Gesetz“, in: Franz Kafka, Drucke zu Lebzeiten, Kritische Ausgabe, herausgegeben von Wolf Kittler, Hans-Gerd Koch und Gerhard Neumann, Frankfurt a. M., 1994, 267-269 (=Kafka, 1994 b).

Franz Kafka, Briefe an Felice Bauer, hg. v. Hans-Gerd Koch, Frankfurt a. M., 2015.

Franz Kafka, Das Schloss, München 2018.

Andere Autoren

Joseph Roth, Hotel Savoy, München, 9. Auflage, 2018.

Jaroslav Rudiš, Weihnachten in Prag, München, 2023, 23.

B. Sekundärliteratur

Michael Berger, „Witiko“ (1928 – 1931) – eine Zeitschrift zwischen Provinz und Metropole, In: brücken Germanistisches Jahrbuch Tschechien Slowakei 1(1991) 51-63.

Max Brod im Gespräch. Interview mit Georg Stadtler Erstausstrahlung in der ARD am.....1968. Zitiert nach <https://www.youtube.com/watch?v=HLLoWh45jOA> (abgerufen am 10.12.2023)

Josef Čermák: Das Kultur- und Vereinsleben der Prager Studenten. Die Lese- und Redehalle der deutschen Studenten in Prag. In: brücken. Germanistisches Jahrbuch Tschechien – Slowakei, 2001, 107–179.

Katrin Dennerlein, „Die Zerstörung des idealen Habitats als unerhörte Begebenheit“, In: Dorit Müller, Julia Weber (Hrsg.), Die Räume der Literatur – exemplarische Zugänge zu Kafkas Erzählung „Der Bau“, Berlin/Boston, 2013.

Kafka Handbuch, hg. v. Manfred Engel und Bernd Auerochs, Heidelberg 2010.

Hans-Horst Henschen, Paul Heller, Art. Der Bau, in: Kindlers Neues Literaturlexikon Bd. 9, München 1996, 24f.

Vivian Liska, „Der Bau“, in: Kafka Handbuch, hg. v. Manfred Engel und Bernd Auerochs, Heidelberg 2010, 337 – 343.

Dorit Müller, Julia Weber (Hrsg.), Die Räume der Literatur – exemplarische Zugänge zu Kafkas Erzählung „Der Bau“, Berlin/Boston, 2013.

Dorit Müller, Julia Weber (Hrsg.), Einleitung, in: Die Räume der Literatur – exemplarische Zugänge zu Kafkas Erzählung „Der Bau“, Berlin/Boston, 2013.

Joanna Nowotny, Betina Jossen, Gregor Samsa als *Bugboy*. Eine japanische Kafka Adaption unter den Vorzeichen des *Hikikomori* Diskurses in Grapisches Erzählen – neue Perspektiven auf Literaturcomics, Hrsg. : Florian Trabert, Mara Stuhlfaut, Johannes Waßmer, Bielefeld 2015, 171-188.

Ulrich Ott (Hrsg.), Marbacher Magazin 100/2002 zur Ausstellung „Kafkas Fabriken“ im Schillernationalmuseum, 2002, 41 – 78.

Reiner Stach, Ist das Kafka? 99 Fundstücke, Frankfurt a. M. 2013.

Reiner Stach, Die Kafka-Biografie in drei Bänden, Frankfurt a. M. 2023. (Kurztitel der einzelnen Bände entsprechen hier dem jeweiligen Jahr der Erstveröffentlichung, also 2014, 2008 und 2002)

Klaus Wagenbach, Franz Kafka – Bilder aus seinem Leben, Berlin 2008.

Julia Weber, „Im Hohlraum“ – Kafka als Architekt, In: Dorit Müller, Julia Weber (Hrsg.), Die Räume der Literatur – exemplarische Zugänge zu Kafkas Erzählung „Der Bau“, Berlin/Boston, 2013.

C. Hilfsmittel

Handbuch zum wissenschaftlichen Arbeiten in der Germanistik an der Universität Tübingen, vorgelegt von Daria Jansen, Anna-Maria Wenzel-Elben:

<https://uni-tuebingen.de/fakultaeten/philosophische-fakultaet/fachbereiche/neuphilologie/deutsches-seminar/studiengaenge/studienberatung/schreibwerkstatt-fuer-studierende/> (Download am 3.10.2023).



Landeswettbewerb für deutsche Sprache und Literatur

Thema: Franz Kafkas Räume

Die Luft steht. Meine Hand ruht auf der Klinke, die Schlüssel und Anhänger klimpern noch leicht vom Öffnen der Tür, der Schlüssel zur Wohnung steckt. Ich nehme einen tiefen Atemzug, muffig, unangenehm, beinahe etwas penetrant, aber nichts Besonderes. Seltsam, ich hatte erwartet, dass dieser Moment mehr Bedeutung tragen würde. Dass der Akt, diese Tür zu öffnen und in verlassene Gemächer zu starren, etwas Bewegendes, etwas Aufwühlendes besitzen würde. Ich störe die Ruhe, die hier eingekehrt ist, ich betrachte etwas, dass seine Bedeutung verloren hat. Eigentlich existiert es nicht. Nicht mehr. Haus "Zum Schiff", ein ehemalig modernes Mietshaus in Prag. Zerstört 1945.

Vor mir eröffnet sich ein recht kurzer Flur. Er ist dunkel. Ich suche nach einer Lichtquelle, zögere aber noch, den ersten Schritt in die Wohnung zu setzen. Ich stehe vor der Türschwelle, beinahe festgefroren. Ich atme tief durch, ziehe den Schlüssel mitsamt Schlüsselbund aus dem Schloss, dann setze ich einen Fuß über die Schwelle und in die Wohnung. Der Geruch der abgestandenen Luft umfängt mich und ich rümpfe die Nase. Von meiner Position aus kann ich in das Wohnzimmer

blicken. Die großen Fenster lassen sanft Licht in das Zimmer und in den Flur hinaus fließen. Ich sehe kleine Staubkörnchen in der Luft tanzen. Ich zögere, vergrabe meine Finger tief in meine Taschen und trete nach vorn. Ich höre ein leises Knarzen unter meinen Füßen, als ich hinuntersehe, entdecke ich einen hübsch gemusterten Teppich. Ich laufe langsam den Flur entlang, nehme die einst gelbe, mittlerweile vergilbte Tapete wahr, die staubverzierten Bilderrahmen.

Dann trete ich durch einen hohen Türrahmen in das Wohnzimmer. Ich bleibe stehen, wippe auf der Türschwelle.

Das Zimmer ist geräumig, hell. Links von mir befindet sich ein kleiner Erker, die linke und die gegenüberliegende Wand verbindend. Dann zieht sich eine Fensterfront bis zur rechts liegenden Wand. Die Fenster sind hoch, kunstvoll oval zulaufend, die Scheiben mit Staub und Regentropfen verschmiert. Die Vorhänge sehen schwer aus, vom Alter verfärbt, vermutlich einst ebenfalls weiß.

Es gibt 3 Sofas, in einer U-Form angeordnet, dann ein Sessel, der leicht angewinkelt daneben gestellt wurde. Die Sofas als auch der Sessel sind dunkelbraun, der Tisch in der Mitte ebenfalls. Auf ihm steht eine Glasvase mit vergilbten Blumen.

Ich wende den Blick ab. An der rechts liegenden Wand steht eine alte Kommode mit goldenen Knöpfen. Darüber ein großes Bild, in einem edlen braunen Rahmen gefasst. Das Bild ist schwarz-weiß. Ich trete um die Sofas herum und auf die Kommode zu. Als ich mich an sie lehne, bleibt etwas Staub an meiner Jacke hängen. Ich winkle den Kopf nach oben und betrachte das Bild.

Hermann Chaim Kafka. Geboren am 14. September 1852 im Dorf Wossek in Südböhmen, gestorben am 6. Juni 1931 in Prag. Von seinem Sohn als Tyrann bezeichnet. Ich erinnere mich an Franz Kafkas „Briefe an den Vater“.

„Du kannst ein Kind nur so behandeln, wie Du eben selbst geschaffen bist, mit Kraft, Lärm und Jähzorn, und in diesem Falle schien Dir das auch noch überdies deshalb sehr gut geeignet, weil Du einen kräftigen mutigen Jungen in mir aufziehen wolltest“

Man sah es ihm an, ein wenig, aber vielleicht interpretiere ich zu viel in ein mir unbekanntes Gesicht. Kann man einem Fremden ablesen, wie sein Charakter geformt ist? Sieht man das an den Linien und Falten in seinem Gesicht, wie die Augenbrauen geformt sind, wie sie beinahe grimmig zusammenhängen?

Ich drehe mich um. Die unnachgiebige Stille in der Wohnung hebt sich und ich blicke mit vor Überraschung weit aufgezogenen Augen auf einem jungen Mann auf dem mir gegenüber stehendem Sofa.

Das Erste, was mir auffällt, sind die Augen. Ich hatte gelesen, dass seine Bekannten sich nie auf eine Beschreibung der Augen festlegen konnten, jeder hatte die Farbe anders wahrgenommen. Häufig wurden sie allerdings als dunkel bezeichnet. Max Brod, ein Freund des Mannes, hatte sie als "kühn, blitzend grau" beschrieben. Die letzte Lebensgefährtin des Mannes, Dora Diamant, sagte dazu: "Er hatte braune, schüchterne Augen, in denen es aufleuchtete, wenn er sprach."

Ich lehne mich wieder an die Kommode, nun mit dem Rücken zum Gemälde des Vaters. Franz Kafka. Er war größer als erwartet, 1,82 Meter. Zum Zeitpunkt, indem wir uns befanden, muss er 25 Jahre alt sein. In einem Jahr würden er und seine Familie wieder umziehen und diese Wohnung verlassen. Ich zweifle allerdings an, dass die Wohnung einen emotionalen Wert für ihn gehabt haben musste.

1911, ein Jahr zuvor, hatte er in seinem Tagebuch eine Erzählung verfasst: "Großer Lärm". Diese würde später auch in der Prager Literaturzeitschrift veröffentlicht werden und entblößte den Alltag in der Wohnung. Franz hatte diese damals als erdrückend und entblößend zugleich empfunden.

„Alle Türen höre ich schlagen, durch ihren Lärm bleiben mir nur die Schritte der zwischen ihnen Laufenden erspart (...) Der Vater durchbricht die Türen meines Zimmers (...) Der Vater ist weg, jetzt beginnt der zartere, zerstreutere, hoffnungslosere Lärm, von den Stimmen der zwei Kanarienvögel angeführt.“

Ich sehe zu, wie Franz sich versteift. Er scheint mich nicht wahrzunehmen, und ich hebe zögerlich die Hand. Existiere ich etwa nicht für ihm?

Dann bemerke ich den Schatten, der auf die Dielen des Zimmers geworfen wird, und drehe mich zur Seite. Hermann Kafka steht im Rahmen zum angrenzenden Zimmer, groß und imposant, und ich spüre mich selber vor ihm schrumpfen, die Hände tiefer in die Taschen geschoben, die Schultern gehoben.

Er öffnet den Mund, und ich warte, aber kein Ton dringt an mein Ohr, ich sehe den Adamsapfel des Mannes hüpfen, aber kein Wort kommt aus seinem Mund. Ich sehe zu Franz, der ähnlich wie ich in sich zusammengesunken zu sein scheint. Mein Herz pocht in meiner Brust. Ich begreife, dass dies wohl eine Erinnerung sein muss. Die beiden Figuren scheinen aus der Zeit entrissen und an diesen Ort gesetzt worden sein, völlig fremd in einer Wohnung, die nicht mehr existieren sollte.

Nur zu gern würde ich lauschen und verstehen. Zu gern würde ich wissen, was Hermann Kafka sagte, denn ich sehe wie Franz Kafka in seiner Gegenwart zu leiden scheint. Das Machtverhältnis ist klar: Hermann Kafka, der autoritäre Herrscher des Haushalts, und Franz Kafka, untergeordnet und klein, leidend. Ich wünschte, ich würde wissen, was Hermann seinem Sohn sagte, welche Worte ihn dazu bringen würden, Werke zu verfassen, die seine Beziehungsprobleme zu seinem Vater immer und immer wieder aufgriffen.

War Hermanns Stimme lauter geworden? War Franz Kafka mehr in sich zusammengesunken? War dies einer der Momente, die Franz für immer verfolgen würden?

Ich drehe mich weg. Das Wohnzimmer öffnet sich an der Schwelle, in der Hermann immer noch den ganzen Raum einzunehmen scheint, zu einem weiteren Zimmer. Ich atme tief durch, den Mann immer noch beinahe beängstigt anstarrend, obwohl ich weiß, dass dies alles eine Illusion ist, nichts als ein längst vergangener Zeitpunkt, nichts, was mich irgendwie verletzen könnte. Trotzdem benötige ich mehr Atemzüge als erwartet, um mir einen Ruck zu geben und auf den Mann zuzugehen. Je näher ich komme, desto blasser wird seine Figur, die wütenden, angsteinflößenden Gesichtszüge verfließen vor mir genauso wie der Rest seines Körpers, und als ich den Kopf über die Schulter zu Franz drehe, sehe ich, dass er immer noch auf dem Sofa sitzt, die Hände im Schoß gefaltet, die Knöchel weiß hervortretend. Ich halte inne, betrachte ihn für einen Moment, und erst jetzt, wo sein Vater nicht mehr da ist, ist die wahre Einsamkeit, die wahre Hoffnungslosigkeit, die wahre Traurigkeit klar, die Franz Kafka nur in seinen Worten ausdrücken konnte.

Beinahe abrupt drehe ich mich um und verlasse das Zimmer. Die Tür des Zimmers nebenan liegt weiß und schlicht vor mir, unpersönlich, und als ich die Klinke umfasse, ist sie kalt und unangenehm.

Ich traue mich zuerst nicht, das Zimmer zu betreten, wippe unsicher auf der Türschwelle. Lausche beinahe angespannt in die Stille und beobachte die schwebenden Staubkörnchen. Mir wird wieder bewusst, wie verlassen diese Wohnung ist und wie fremd ich mich in dieser fühle.

Das Zimmer an sich ist simpel eingerichtet. Weiße Wände, ein braunes Holzbett mit weißem Bettbezug, ein Teppich auf dem Boden und ein hölzerner Schreibtisch vor dem Fenster. Die Vorhänge sind zugezogen, weshalb das Zimmer nur im dämmrigen Licht vor mir liegt. Ich schaudere. Während das Zimmer so schlicht und unauffällig vor mir liegt, spüre ich die Gewalt und die Ladung an Emotionen, die Franz in diesem Zimmer wohl gefühlt haben muss. Auch wenn er nicht den größten Teil seines Lebens in dieser Wohnung verbracht hat, kann ich ihn mir vorstellen, wie er an seinem Schreibtisch sitzt und Briefe an Milena schreibt oder Felice oder seine Schwester Ottla, oder auch den berühmten Brief an den Vater. Ich frage mich, wie oft er weinend am Schreibtisch gesessen hat. Wie viel seiner Traurigkeit in die Wände und den Boden und die Existenz dieses Raumes gesickert war.

In „Großer Lärm“, beschreibt Franz sein Zimmer als unangenehm. Es ist ein Ort zwischen dem Wohnzimmer und dem Schlafzimmer der Eltern, was ihm ein bedrückendes und unangenehm beobachtendes Gefühl vermittelt hatte.

Vor meinen Augen flackert es wieder, und es ist, as würde sich ein Fetzen Zeit in den Raum drängen. Gänsehaut breitet sich auf meinen Armen aus. Ich starre mit etwas Unbehagen auf den hölzernen Stuhl am Schreibtisch, halte die Luft an.

Franz sitzt mit überkreuzten Beinen vor seinem Schreibtisch, vor ihm liegt ein wirrer Haufen leerer und beschriebener Briefe, in der Ecke liegt ein kleines Notizbuch, vermutlich ein Tagebuch. Ein Füllfederhalter rollt etwas verloren auf der Schreibfläche herum, Franz scheint ihm mit den Augen zu folgen. Er trägt ein weites, ausgebeultes Hemd, welches verwahrlost an seinem Körper hängen zu scheint. Seine Finger sind bedeckt von kleinen Tintenklecksen und an der rechten Hand ziehen sich chaotisch gezogene Striche über das Armgelenk. Franz war Linkshänder gewesen. Seine dunklen Haare hängen zerzaust von seiner Stirn, er hat den Kopf in seine Hände gestützt.

Ich zögere, fühle mich befremdlich, eingeengt. Ich sollte nicht hier sein, sollte das nicht sehen. Es war Franz Kafkas ganz eigener Platz, ganz eigene Gefühlswelt. Ich fühlte mich beinahe wie ein Parasit, eingeengt und überfordert mit der Gewalt seiner Emotionen.

Trotzdem vergrabe ich die Hände tiefer in die Taschen, balle sie zu Fäusten und betrete das Zimmer. Vorhin hatte es noch leer und verlassen gewirkt, nun füllt Franz' Anwesenheit den ganzen Raum, wirkt bedrückend, macht mich klein. Mein Herz pocht und ich denke, dass er es hören müsste, das nervöse Schlagen, meine Unsicherheit, den Mix aus Gefühlen.

Ich trete näher. Vor ihm liegt die erste Zeile eines Briefes. Ich lehne mich, doch etwas neugierig, an die Tischkante, wirble dabei ein wenig Staub auf, und beuge mich nach vorn, um die Zeile entziffern zu können. Mein Blick bleibt auf Kafkas Gesicht hängen, er hat die Augen geschlossen, aber seine dichten Augenbrauen leicht zusammengezogen, als würde er über etwas nachgrübeln. Seine Wimpern werfen lange Schatten über seine Wangen.

Der Brief geht an eine „Grete Bloch“. Sie war eine langjährige Briefpartnerin Franz' als auch eine Freundin von Felice Bauer gewesen, hatte versucht, zwischen Franz und Felice zu vermitteln. Grete würde sich später Vorwürfe machen, auf die Beziehung zwischen Franz und Felice eingewirkt zu haben, was letztendlich dazu führen würde, dass Felice die Verlobung mit Franz ein Jahr später auflösen würde.

1915 brachte Grete einen Jungen zur Welt. Max Brod stellte die Behauptung auf, dieses Kind wäre Franz' gewesen, aber dies wurde weder belegt noch bewiesen. Trotzdem regt es mich zum Nachdenken an, als ich auf Franz' geschwungene Schrift hinabstarre. Wäre das Kind seines gewesen, hätte das etwas verändert? Er als Vater? Franz hatte in seiner Lebenszeit mehrere Kontakte zu Frauen gehabt, von denen keine sich weit entwickelte.

Lag es an einem schicksalhaften Unglück? Oder war Franz, trotz all der heutzutage bekannten Zitate und Auszüge seiner Briefe doch ein schlechter Freund?

Franz Kafkas „Das Urteil“, welches er 1912 schrieb, war an Felice Bauer gerichtet gewesen, die er erst 6 Wochen zuvor kennenlernte. In dieser Kurzgeschichte wird die Beziehung von einem jungen, verlobten Mann zu seinem Vater behandelt, wobei der junge Mann sich letztendlich das Leben nimmt. Dass dieses Buch an Felice gerichtet war, war allerdings nicht nur deshalb bizar, sondern

auch aufgrund der Behandlung der Verlobten. Diese war an Felice Bauer angelehnt, da die beiden dieselben Initialen und sehr ähnliche Namen trugen. In der Kurzgeschichte wird die Verlobung des Protagonisten zu seiner Verlobten vom Vater stark verurteilt.

„Weil sie die Röcke gehoben hat“, fing der Vater zu flöten an, „weil sie die Röcke so gehoben hat, die widerliche Gans,“ (...) „weil die Röcke so und so und so gehoben hat, hast du dich an sie herangemacht, und damit du an ihr ohne Störung dich befriedigen kannst, hast du unserer Mutter Andenken geschändet, den Freund verraten und deinen Vater ins Bett gesteckt, damit er sich nicht mehr rühren kann.“

Hatte Franz selbst so über Frauen gedacht? War dieses Zitat eine Selbstreflexion gewesen?

Ich setze mich auf die Kante des Tisches und ziehe die Knie an. Wenn ich Franz so betrachte, überkommt mich eine Mischung an Emotionen. Er hatte letztendlich immer nach einer Beziehung, nach einer Frau gesucht. Aber seine wahre, große Liebe war immer das Schreiben gewesen, und möglicherweise war dies der Grund, wieso keine seiner Beziehungen funktionierte - weil sie nur über das Schreiben konstruiert waren, weil er dort die Kontrolle und Anonymität besaß. Aber nichts davon wäre für eine Ehe geeignet. Die Anziehung, die er in seinen Briefen an Felice ausdrückte, fand keinen Fuß in der Realität, schien nur auf Papier zu existieren.

Es ist befremdlich, wie man heute seine Briefe und Liebesausdrücke so gut kennt und sich trotzdem nie bewusst ist, wie unglücklich jede einzelne dieser Beziehungen verlief, dass diese Beziehungen nur auf Papier schön waren.

„Liebe ist, dass Du mir das Messer bist, mit dem ich in mir wühle.“

Aber vielleicht hatte er am Ende dann doch eine Frau gefunden, bei der diese Beziehung funktioniert hätte, bei der er glücklich und erfüllt gewesen wäre. Dora Diamant, die sich bei Franz' Erkrankung an Tuberkulose rührend und liebend um ihn kümmerte, die Franz mit ihrer Artfaszinierte. Das bittere, schmerzende an dieser Beziehung war, dass die Heiratspläne nie umgesetzt werden konnten, da Franz davor verstarb.

Wenn ich Franz jetzt ansprechen könnte, würde ich mit ihm sprechen? Würde ich ihn fragen, was er fühlte, was er dachte, würde er sich mir öffnen, würden wir Gemeinsamkeiten finden? Wäre mir

seine Weltansicht fremd oder verständlich? Würde er mir erzählen, wie verloren er sich fühlte, wie unsicher er in seinen Beziehungen war? Würde er mir von seiner ständig anhaltenden Angst erzählen? Von seinen Schlafstörungen? Wie er seine Protagonisten kreierte und wieso jeder einzelne davon ein tragisches Schicksal erlebte?

In einem anderen Leben, in einer anderen Zeit, wären wir Freunde gewesen?

Ich besitze den Impuls, Franz zu berühren, die Kleidung unter meiner Haut zu spüren, mich zu vergewissern, dass er existierte. Aber als ich meine Finger ausstrecke, gleiten sie durch ihn hindurch, und Franz flackert, als hätte ich ihn gestört. Er blickt auf, und auch wenn er mich nicht sieht, schrecke ich zurück, stolpere aus dem Zimmer, sehe zu, wie er erneut flackert und dann verschwindet.

Ich drehe mich auf dem Absatz um, verlasse das Zimmer, stürze an einer weiteren weißen Tür vorbei und betrete das neue Zimmer. Es ist eine Küche. Sie hat ein großes Fenster und ist in einem sauberen schwarz-weiß gehalten, es schwebt Staub in der Luft wie erloschene Glühwürmchen. Ich empfinde es als erstickend. Die Schränke sind alle geschlossen, die Arbeitsfläche sauber geputzt, alle Utensilien verstaut. Es ist beinahe leer. Kaum greifbar, dass hier tatsächlich Menschen lebten und Essen zubereiteten, wo alles Zeichen von Leben beseitigt worden war.

Ich stelle mich in die Mitte des Raumes. Links von mir verläuft eine Wand voller Schranktüren und Schubladen zur Wand, rechts befindet sich die Arbeitsfläche als auch ein Herd, ein Ofen, ein Waschbecken.

Ich nehme zudem an, dass Franz hier nur selten Zeit verbracht haben musste. Seine Familie war eine eher wohlhabende jüdische Kaufmannsfamilie gewesen und konnte sich daher Dienstpersonal leisten. Diese hatten damals das Kochen übernommen und oft auch die mütterliche Rolle, da Franz' Mutter Julie oft ganztägig ihren Mann unterstützte und oft nur zu Bett zurück nach Hause kam.

Ich lehne mich an die Wand. Ich hebe die Hände aus den Taschen und stoße mich von der Wand ab, lasse die Fingerspitzen über die Schubladenschränke gleiten und öffne einige zaghaft, beinahe erwartend, dass sie völlig leer sind. Staubflusen fliegen auf und verharren dick in der Luft.

Ich trete zurück, streife die Handflächen aneinander ab, lösche das Licht und drehe mich um, nur um erschrocken einen Schritt zurückzunehmen, über die Türschwelle zu stolpern und auf den Boden zu fallen. Mein Herz klopft in meiner Brust, als ich die vagen Gestalten beobachte, die an mir vorbeiziehen. Dann stiehlt sich ein schwaches, belustigtes Lächeln auf mein Gesicht und ich rappele mich auf. Fasziniert trete ich aus dem Zimmer hinaus und sehe zu, wie 3 Frauen im unterschiedlichen Alter in der Küche stehen, Schubladen und Schränke öffnen, den Herd erwärmen, Holz in den Ofen legen und Feuer zeugen. Eine weitere Erinnerung von längst verstorbenen Menschen.

Dann tritt eine weitere Figur hinzu, und ich halte in meiner Bewegung inne. Julie Kafka, geborene Löwy. Geboren am 23. März 1856 in Podiebrad in der Elbe. Gestorben am 27. September 1934. Sie wurde als eine ausgewogene, pragmatische, aber freundliche und daher auch beliebte Persönlichkeit beschrieben. Franz hielt ihr allerdings etwas vor: sie versuchte, die Konflikte zwischen ihrem Mann Hermann und ihren Kindern zu ersticken, statt Lösungen für sie zu suchen. Sie war eine eher abwesende Mutter für ihre Kinder gewesen, war sich ihrer abwesenden und fehlenden Mutterrolle zwar bewusst, hatte aber wohl keinen Drang, etwas daran zu ändern. Franz schien darunter zu leiden, ihre Beziehung wurde jedoch dennoch als gut beschrieben.

Ich beobachte die Frau, lasse ihre Präsenz den Raum erfüllen. Sie wirkt sanfter, weicher als ihr Mann, und ich versuche, mich zu entspannen, beobachte neugierig ihre Züge. Dann tritt sie wieder aus dem Zimmer und verschwindet, wie eine erloschene Kerze. Ich starre kurz an die Stelle, an die sie gerade eben nich stand, dann drehe ich mich um und trete in das Nächstliegende Zimmer.

Es hat warme gelbweiße gekachelte Wände, über die eine orange gemusterte Tapete bis zur Decke angebracht ist. Die farbliche Gestaltung lässt den Raum größer wirken, zwei Fensterfronten machen das Zimmer hell. Dicke, schwere Vorhänge hängen vor den hohen Fenstern. An einer Seite steht ein hölzerner Schrank, auf dem Kerzen und einige zur Zierde bemalte Teller aufgestellt sind. Daneben ein höherer Schrank, verglast, in dem man wertvolle Porzellanteller und Tassen beobachten kann. In der Ecke ist ein Kamin angebracht, mit gelben Kacheln bedeckt, auf dem eine kleine Uhr thront, die nicht mehr tickt. In der Mitte steht ein großer hölzerner Tisch mit weißer Tischdecke. Er ist nicht bedeckt und wirkt verlassen, das Zimmer hingegen wirkt warm und ehemalig geliebt.

Ich wage mich vorsichtig in den Raum und schnuppere, beinahe erwartend, dass es entfernt noch nach dem letzten Gericht riechen sollte. Und vielleicht bilde ich mir es nur ein, aber ich meine, dass da etwas in der Luft liegt, und es erinnert mich an mein Zuhause, an die Wärme im Esszimmer, an die Vorfreude, wenn das Essen dampfend auf dem Tisch stand. Ich frage mich, ob es sich auch so für die Kinder des Hauses angefühlt hat, ob sie sich gefreut hatten, miteinander am Tisch zu sitzen und sich zu unterhalten. Ihre Eltern mussten selten anwesend gewesen sein. Hatten sie sich allein gelassen gefühlt? Hatten sie etwas gehabt, was sie von der Abwesenheit ihrer Eltern abgelenkt hatte?

Ich trete zum Tisch und setze mich an einen der hölzernen Stühle. Er hat ein vermutlich ehemalig weiches Kissen, aber mittlerweile fühlt es sich strohig an. Der Stuhl knarzt, und ich spanne mich an, kurz befürchtend, dass er unter mir zusammenbrechen würde, aber nichts passiert.

Neben mir flackert eine Erinnerung auf. Es ist eine junge Frau, schlicht in einem schwarzen simplen Kleid bekleidet. Sie wirkt zurückhaltend, etwas jünger als Franz. Gabriele Kafka, geboren am 22. September 1889 in Prag, zu diesem Zeitpunkt 23 Jahre alt. Sie sieht zart aus, hat weiche und unschuldige Gesichtszüge, und ich bemerke, dass sie ihrem Vater zumindest äußerlich mehr ähnelt.

Ich stoße meine angehaltene Luft langsam aus und sacke ein wenig zusammen. Vor mir ist ein Teller aufgetaucht, gefüllt mit Kartoffeln und Fisch. Der Teller flackert vor mir, und ich greife überrascht zur Gabel. Wie war ich ein Teil dieser Erinnerung geworden? Die Hände vor mir sind fremd, genauso wie mein Körper. Ich musste in eine Erinnerung eingetaucht sein. Ich kann die Gabel greifen, und sie ist kühl und fest in meiner Hand, und auch wenn mein Herz rast und ich mich falsch fühle, versuche ich, ruhig zu bleiben. Habe ich eine andere Wahl? Dies ist ein längst vergessener und toter Ort, dieser Körper nur eine Erinnerung.

Gabrielle Kafka, genannt Elli, hatte ein tragisches Ende. Sie war die älteste Tochter der Familie und litt unter ihrem Vater Hermann wohl kaum weniger als ihr großer Bruder Franz, was sie allerdings nicht enger mit ihrem Bruder verband. Es würde sie einige Jahre brauchen, um ein Vertrauensverhältnis aufzubauen. Zum jetzigen Zeitpunkt war sie schon 2 Jahre verheiratet und Mutter eines Sohnes: Felix.

Wenn ich sie nun ansehe, schmerzt mein Herz ein wenig. Sie muss am Höhepunkt ihres Lebens sein, erfüllt von Glück und Freude. In 29 Jahren würde sie in ein Ghetto deportiert werden, ein Jahr später würde sie im Vernichtungslager ermordet werden - vermutlich. Niemand schien zu wissen, wo sie ihr Ende gefunden hatte.

Eine weitere Erinnerung sprudelt in mir hervor, ein halb zu Ende geschriebener Brief in Kafkas unsauberer Schrift. Es ist ein Teil von Franz' "Brief an den Vater":

„Sie war so ein schwerfälliges, müdes, furchtsames, verdrossenes, schuldbewusstes, überdemütiges, boshafte, faules, genäschige, geizige Kind, ich konnte sie kaum ansehen, gar nicht ansprechen, so sehr erinnerte sie mich an mich selbst, so sehr ähnlich stand sie unter dem gleichen Bann der Erziehung.“

Später hatte er wärmere Worte für seine Schwester, würde sie in demselben Brief als sorgenfrei, mutig, großzügig und hoffnungsvoll bezeichnen, nachdem sie geheiratet hatte.

Ich frage mich, wie gut Franz mit dem Tod seiner Schwester umgegangen wäre, wäre er am Leben gewesen, als sie gestorben war. Elli war die Einzige gewesen, die, laut ihm, aus dem Bann des Vaters entflohen war. Zudem hatte Franz eine wichtige und intensive Rolle in der Erziehung und Entwicklung von Ellis' Kindern gehabt, wie lange und ausführliche Briefe von ihm an seine Schwester darlegen.

War er glücklich gewesen? Auf dem Boden kniend, mit ihren Kindern spielend? Hatte er über seine eigene Familie nachgedacht, seine Wünsche an die Zukunft, war er ebenfalls hoffnungsvoll gewesen oder hatte er die Wünsche nach einer eigenen Familie und Kindern aufgegeben oder nie gehabt? Wie sahen die Kinder ihn? Hatte er ihnen das Schreiben gezeigt, hatten sie seine Werke gelesen, als sie aufwuchsen?

Ich spüre den Körper, in dem ich mich befinde, sich nach vorne lehnen. Ich folge dem Blickfeld und sehe eine weitere junge Frau. Auch sie hat mehr Ähnlichkeiten mit dem Vater Hermann. Sie besitzt Locken und ist ebenfalls in einem schlichten schwarzen Kleid gekleidet. Ich mustere sie genauer, forsche in mir oder in dem fremden Körper etwas, eine Gefühlsregung, ein Gedanke, irgend etwas, den ich mit der Frau verbinden kann. Aber da ist nichts, nur vage Leere, eine Art Wärme, die ich auf eine geschwisterliche Liebe zuordne.

Valerie Kafka, genannt Valli, geboren am 25. September 1890. Sie war das Kind der Familie, die mit dem Vater am wenigsten Schwierigkeiten hatte, vermutlich, weil sie sich gut anpassen konnte und zudem einen zurückhaltenden Charakter besaß.

Erinnerungen schwimmen vor meinen Augen, die distanzierte Beziehung zwischen den beiden, das Schweigen am Tisch oder das erzwungene Reden über belanglose Themen. Die Augenblicke, in denen Franz zusah, wie Hermann mit Valli umging, wie Neid oder Bitterkeit in ihm aufquoll.

Ich frage mich, ob sein Verhältnis zu ihr so wenig angesprochen oder verarbeitet wurde, weil die Beziehung zu ihr so von der Beziehung zwischen Valli und ihrem Vater überschattet worden war. In seinem „Brief an den Vater“ schrieb Franz:

„Am glücklichsten in ihrer Stellung zu dir war Valli. Am nächsten zur Mutter stehend, fügte sie sich Dir auch ähnlich, ohne viel Mühe und Schaden. Du nahmst sie aber auch, eben in Erinnerung an die Mutter, freundlicher hin, trotzdem wenig Kafka’sches in ihr war. Aber vielleicht war Dir gerade das recht, wo nichts Kafka’sches war, konntest selbst Du nichts Derartiges verlangen; du hattest auch nicht, wie bei uns anderen, dass hier etwas verloren ging, das mit Gewalt gerettet werden müsse. Übrigens magst du das Kafka’sche, soweit es sich in Frauen geäußert hat, niemals besonders geliebt haben. Das Verhältnis Vallis zu Dir wäre vielleicht noch freundliche geworden, wenn wir anderen es nicht ein wenig gestört hätten.“

Auch Valli fand ein tragisches und brutales Ende. Wie bei ihrer Schwester wird vermutet, dass sie in einem Vernichtungslager ermordet wurde, auch im Herbst 1942.

Die dritte Schwester sitzt vor Franz, in dem ich diese Erinnerung erlebe, und mein Herz wird weich und warm bei ihrem Anblick. Im Gegensatz zu ihren älteren Schwestern sieht sie wie Franz ihrer Mutter ähnlicher. Ottilie Kafka, genannt Ottla, geboren am 29. Oktober 1892. Die Schwester, die Franz am nächsten stand, über die am meisten bekannt ist. Sie hielt bis zu Franz' letztem Lebensjahr viel Kontakt zu ihm.

Sie hatten, vielleicht eben wegen ihrem Altersabstand von 9 Jahren, ein konkurrenzfreies und spielerisches Verhältnis zueinander. Sie hatten eine innige Beziehung zueinander, Ottla war Franz' Lieblingsschwester gewesen, was in einem Brief vom 8. Oktober 1923 deutlich wird:

„Ob du mich stören würdest, darüber müssen wir nicht sprechen. Wenn mich alles in der Welt stören würde - fast ist es soweit - Du nicht.“

Ich sehe die beiden am Tisch sitzen und angeregt reden, breite Lächeln zieren ihre Gesichter, sehe sie lachend durch Städte laufen, sehe sie erfreut Briefe voneinander öffnend, spüre die Zuneigung der beiden. Zudem war die Jüngste der Kafka-Kinder ein reiner Wirbelwind im Hause.

Aber auch Ottlas Schicksal verläuft tragisch: sie geht als freiwillige Hilfskraft mit einer Gruppe von Kindern im Oktober 1943 nach Auschwitz, wo sie ermordet wird.

Ich schaudere innerlich. Alle Kinder dieses Hauses erlitten ein tragisches Ende. Es ist seltsam, in diesem fremden Körper zu sitzen und die Menschen anzusehen, die schon so lange tot waren und so brutal umgebracht worden waren. Der Tod hatte alle Kinder im Hause Kafka viel zu früh heimgesucht.

Ich mustere erneut die drei Schwestern. Hat Franz sich allein gefühlt, als einiger Junge? Hat er seine Schwestern Valli und Elli beneidet, weil sie besser mit ihrem Vater klarkamen als er? Hatte er Ottla beneidet, weil sie die Kraft hatte, sich dem Vater entgegenzustellen?

Ich beobachte die Geschwister, wie sie miteinander reden. Wieder wünsche ich mir, ihnen zuhören zu können, aber es bleibt totenstill, das einzige Geräusch ist das Rauschen des Blutes in meinen Ohren. Als ich blinze, sitze ich wieder allein am Tisch. Ich stehe auf, betrachte den Raum ein weiteres Mal, dann trete ich hinaus auf den Flur und auf die nächste weiße Tür zu, die ich vorsichtig öffne. Ich taste nach dem Lichtschalter, bevor ich das Zimmer betrete, und rutsche dabei von der Türschwelle auf den gefliesten Boden, mich erschrocken keuchend am Türrahmen festklammernd. Mit einem belustigten Lächeln stelle ich mich wieder gerade hin.

Das Zimmer ist recht groß und länglich. Die Wände bestehen aus einer Tapete in einem warmen hellen Gelbton, der über die Zeit ein wenig verblichen ist, und weißen Fliesen, die die erste Hälfte der Wände einnehmen. Links von mir befindet sich ein großer Spiegel, vor dem ein Hocker steht. Ich hebe unsicher die Hand vor den Spiegel, aber es ist kein Spiegelbild zu erkennen. Ich bin nicht sonderlich überrascht über diese Entdeckung. Ich gehöre nicht in diesen Ort und in diese Zeit, ich bin ein Fremder hier. Ein Spiegel reflektiert echte Dinge, Dinge, die hier existieren, und das tue ich nicht. Genau genommen existiert nichts von allem, was ich bisher gesehen habe.

Hinter dem Spiegel ist ein Tisch mit eingebauten Waschbecken an die Wand gebaut worden. Darüber hängt ein kleinerer Spiegel, der mit zwei kleineren Lämpchen gesäumt ist. Dahinter befindet sich das Klo, der Deckel zugeklappt. In der Mitte des Raumes liegt ein dicker weiß-schwarzer Teppich. Wenn ich geradeaus sehe, scheint mir das Licht des Fensters in das Gesicht. Durch das Milchglas erkenne ich nichts. Auf der rechten Seite des Raumes befindet sich eine Badewanne mit einem Duschkopf. Insgesamt ähnelt das Bad sehr dem Bad, welches ich kenne. Manche Dinge ändern sich über Jahrzehnte dann eben doch nicht. Ich fühle mich nicht so sehr befreindlich wie zuvor, beinahe ein wenig aufgehoben.

Ich setze mich auf den kleinen Hocker vor dem Spiegel, der mein Ebenbild immer noch nicht abbilden möchte. Ich und viele andere in meiner Zeit empfinden das Bad als eine Art Rückzugsort. Dieses Zimmer gibt die Möglichkeit, sich komplett zu entblößen, physisch als auch mental, es bildet einen geschützten Raum. Wenn die Gedanken rasen und die Hände zittern, hilft kaltes Wasser im Gesicht oder doch ein warmes Bad in der Badewanne. Wenn man sein eigenes Spiegelbild nicht mehr ausstehen kann, bildet es einen Raum, um die Haare radikal zu kürzen oder zu färben oder einfach nur die Tür abzuschließen und seine Ruhe zu genießen.

Ich frage mich, als ich auf dem alten Hocker sitze und das Bad mit all seinen Einzelheiten betrachte, was Kafka in meiner Zeit wohl in diesem Bad angestellt hätte. Hätte er aus Frust und Traurigkeit seinen Kopf kahlgeschoren? Hätte er bitterlich weinend in der Ecke gesessen und sich danach mit leerem Blick vor den Spiegel gestellt? Hätte er bei einem warmen Bad den Kopf so lange unter Wasser gehalten, dass seine Lunge schmerzte und nach Luft schrie?

“Manchmal scheint es mir, Gehirn und Lunge hätten sich ohne mein Wissen verständigt. ‘So geht es nicht weiter’, hat das Gehirn gesagt und nach 5 Jahren hat sich die Lunge bereit erklärt, zu helfen.”

„Es ist eben medizinisch ein aussichtsloser Fall. Die körperliche Krankheit ist hier nur ein Aus-den-Ufern-Treten der geistigen Krankheit; will man sie nun in die Ufer zurückdrängen, wehrt sich der Kopf; er hat ja oben in seiner Not die Lungenkrankheit ausgeworfen...“

Ich stelle mir die Hoffnungslosigkeit vor, die Franz gefühlt haben musste, als er die Erkrankung erkannte und begriff, dass er diese nicht überleben würde. Dass sein Leben so enden würde. Oft verursachte Stress oder mentale Belastung eine physische Reaktion. Hatte er sich schuldig gefühlt,

weil er durch den psychischen Leidenszustand in einer gewissen Art und Weise das physische Leiden hervorgerufen hatte? War er wütend auf seinen Vater gewesen, der sein psychisches Leiden begründete, welches letztendlich in einer unheilbaren Krankheit und schließlich im Tod endete? Oder sah er sein Erkranke als gerechtfertigt? Hatte Franz die Krankheit nur ertragen können, weil er seinen psychischen Schmerz mit einer körperlichen Krankheit zeigen und fühlen konnte?

Der Tod war für Kafka immer ein großes Motiv gewesen. In „Das Urteil“ bringt der Protagonist sich um. Andere Erzählungen und Geschichten handeln von Hinrichtung, Selbstmord, Verhungern oder Mord, das Ende des Lebens hat Franz sein gesamtes Leben begleitet. Hatte es wie ein Schatten in seinem Kopf gesessen? Der Tod, das Ende von allem? Hatte es ihn zerfressen?

„*Mein Leben lang bin ich gestorben und nun werde ich wirklich sterben. (...) Ich könnte leben und lebe nicht.*“

Ich frage mich, ob ihm jemand hätte helfen können, ob er nicht erkrankt wäre, wäre sein Immunsystem nicht von seinem ständigen psychischen Stress ausgelaugt gewesen. Aber hatte er nicht mit seinen Freunden darüber gesprochen? War es nicht offensichtlich gewesen, dass er litt? Wollten seine Freunde es nicht sehen oder hatten sie seine Schwierigkeiten nie bemerkt?

An seinen Freund Oskar Pollak hatte er 1903 geschrieben:

„*Wenn Du vor mir stehst und mich ansiehst, was weißt Du von den Schmerzen, die in mir sind und was weiß ich von den Deinen. Und wenn ich mich vor Dir niederwerfen würde und weinen und erzählen, was wüstest Du von mir mehr als von der Hölle, wenn Dir jemand erzählt, sie ist heiß und fürchterlich.*“

Ich beobachte die Staubflocken in der Luft. Ich frage mich, wie ignorant, wie absichtlich unaufmerksam wir sein können. Wenn wir alle nur wie Staubkörnchen in der Luft sind, wie viel hätte sich verändert, wenn ein anderes uns angestoßen hätte?

Ich streife die Körnchen geistesabwesend von meiner Jacke und trete aus dem Raum, in die Spiegel starrend und lächelnd, als mein Spiegelbild immer noch verborgen bleibt. Die Holzdielen unter mir knarren. Ich lasse den Blick etwas wehmütig in die Räume schweifen, lasse die Fingerspitzen an Wänden und Türrahmen entlang tasten. All dies existierte schon längst nicht mehr, und trotzdem

hatte ich es sehen und fühlen können. Nach all dem würde es wieder verschwinden, all die Erinnerungen und Gefühle, die dieser Ort trägt, alles, was er gesehen hat, alles, was Franz Kafka hier erlebt hatte. Mein Herz schmerzt, etwas zurückzulassen, ohne es jemals wirklich gekannt zu haben. Wie viel sagt diese Wohnung über Franz aus? Ist sie nur ein Teil seines Lebens?

Dann stehe ich erneut vor der Wohnungstür. Hinter mir liegt eine ganz eigene Geschichte, eine Geschichte, die wohl niemand wirklich wissen wird. Ein Ort, der nicht mehr existiert, gefüllt von längst vergessenen Erinnerungen und Menschen, die schon lange tot sind. Ich atme tief durch, schlucke den Kloß in meinem Hals herunter, lasse den Blick ein letztes Mal in den Flur und das Wohnzimmer gleiten. Dann gebe ich mir einen Ruck. Es ist schwerer, den Ort zu verlassen als ihn zu betreten, und mich erfüllt Wehmut.

Dann krame den Schlüssel entschlossen aus meiner Jackentasche, öffne ich die Tür und trete hinaus. Hinter mir schließe ich die Tür wieder ab. Ich spüre, wie alles verschwindet.

34. Landeswettbewerb
Deutsche Sprache und Literatur
Baden-Württemberg 2024

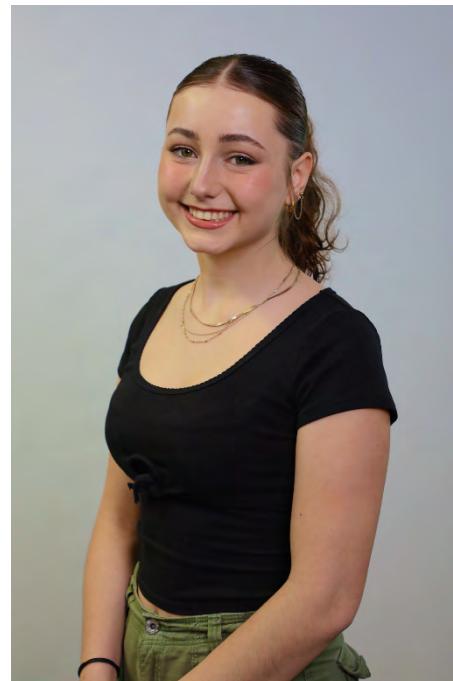
Thema 2:

„Kafkas Räume“ – ein sehr persönlicher Zugang

Marcia Lindenhahn



Januar 2021



April 2024

„Kafkas Räume“ – ein sehr persönlicher Zugang

Schon seit Wochen ging es mir schlecht. Zwei kleinere, harmlose Wunden im Mund und am Bein heilten nicht aus, ich war ständig sehr blass, fühlte mich kraftlos, war immer müde und hatte oft Bauchschmerzen. Das sei nichts Besonderes in meinem Alter, meinte der Kinderarzt, zu dem mich meine Eltern bis dahin zweimal gebracht hatten – genau, wie man auch im Krankenhaus bei unserem ersten Besuch gemeint hatte. Am Samstag, dem 11. April, wurden meine Schmerzen so stark, dass meine Mutter mit mir ein weiteres Mal ins Krankenhaus fuhr. Nach langer Wartezeit vermutete man eine Blutvergiftung. Seltsam, denn meine Symptome passten dazu überhaupt nicht. Am Ostermontag sollte ich operiert und meine harmlose Wunde am Bein aufgeschnitten werden. Am späten Samstagnachmittag entnahm man mir „zur Vorsicht“, wie es hieß, eine Blutprobe. In derselben Nacht ging dann alles sehr schnell: Leukämie! Sofortige Überführung in die Kinderklinik nach Freiburg! Das war am Ostersonntag, dem 12. April 2020.

Es war der Beginn von zwei quälenden Jahren mit Schmerzen und Todesangst. MPAL – ich lernte sehr schnell, was das hieß: akute Leukämie mit gemischem Phänotyp. „*MPAL macht 2–5 % der Leukämiefälle aus, die historisch schwer zu behandeln sind, und die 5-Jahres-Überlebensrate beträgt weniger als 50 %*“ (<https://cancerfax.com/de/guideline-for-the-treatment-of-mixed-phenotype-acute-leukemia/>). Wobei: Zuerst behandelte man mich auf AML. Als diese Behandlung nicht anschlug, entschloss man sich, die ALL zu behandeln – und stellte schließlich fest, dass es sich um die genannte Mischform handelte. Zum Glück sagte man uns nicht, was das zu bedeuten hatte, sondern wahrte Pokerface. Für mich begann eine Leidenszeit, wie man sie sich schlimmer nicht vorstellen kann: Tabletten und Spritzen im Übermaß, Transfusionen, anschließend mehrfach eine radikale Ganzkörperbestrahlung, deren Folgen ich noch heute zu tragen habe, und schließlich eine Rückenmarkstransplantation. Aus 12 Millionen Datensätzen hatte man eine Spenderin ermittelt, deren Blutwerte den meinen sehr ähnlich waren. Ihr verdanke ich mein Leben.

Und dann lernte ich in der Schule Texte von Franz Kafka kennen und ich fühlte mich zurückversetzt in die Einsamkeit der Isolierstation und in die Ungewissheit, ob die Qualen überhaupt etwas nützen und ich überleben werde.

„*Das Bild meiner Existenz gibt eine nutzlose, mit Schnee und Reif überdeckte, schief in den Erdbohlen leicht eingebrohrte Stange auf einem bis in die Tiefe aufgewühlten Feld am Rande einer großen Ebene in einer dunklen Winternacht.*“

Das war auch das Bild meiner Existenz. „Leicht eingebohrt“, von jedem kleinen Windstoß umzublasen. „Nutzlos“ passte vielleicht nicht so recht, aber die dunkle Winternacht habe ich mehr als einmal gefühlt, obwohl es draußen erst Frühling war, dann Sommer, Herbst und schließlich Winter – am 2. November 2020 war der Termin für die Transplantation. Ein neuer Geburtstag, den ich seither feiere.



Kafka sieht sich selbst als nutzlose, haltlose Stange in einem winterlichen Feld. Seine – oder die ganze menschliche Existenz ist nichts in einem weiten Raum, nutzlos und verloren, von kaltem Schnee und Eis überdeckt. Der lange, verschachtelte Satz entspricht genau seinem Inhalt. Er weitet sich aus in alle Richtungen. Auch die vielen negativen Adjektive sind bezeichnend: nutzlos, schief, leicht eingebohrt, aufgewühlt, groß, dunkel. Es scheint, als ob dadurch die Nichtigkeit der eigenen Existenz immer mehr gesteigert werden sollte.

Wer war Franz Kafka (1883 – 1924) und woher kommt das Bild, das er von sich selbst hat? – Franz Kafka wurde in Prag geboren und war ein deutschsprachiger Dichter. Seine Werke wurden zum größten Teil von einem engen Freund (Max Brod) gegen seinen erklärten Willen nach seinem Tod veröffentlicht.

Kafka hatte ein sehr konfliktreiches Verhältnis zu seinem Vater, der seinen Sohn sehr streng erzog. Deshalb werden die Vaterfiguren in seinen Erzählungen oft auch als mächtig und ungerecht dargestellt. Das führte zu einer schwachen Entwicklung seines eigenen Ich, wie man an seinem Tagebucheintrag sieht. Kafka war nie verheiratet und hatte keine eigene Familie. Er litt unter einer starken Bindungsangst, die seine Beziehung zu Frauen erschwerte. Kafka starb 1924 an Tuberkulose.

Kafkas Texte sind dadurch gekennzeichnet, dass sie sehr vieldeutig und nur schwer verständlich sind. Man kann sehr vieles in sie hineinlesen. Deshalb habe ich mich bemüht, ihre Aussage durch Zeichnungen zu erfassen, die lediglich ihre Stimmung und ihren Inhalt wiedergeben und verdeutlichen sollen, ohne über mögliche Deutungen zu spekulieren.

Der erste Text, auf den ich eingehen möchte, trägt den Titel „Kleine Fabel“, der allerdings nicht von Kafka selbst stammt, sondern von seinem Freund Max Brod:

Kleine Fabel (Herbst 1920)

„Ach“, sagte die Maus, „die Welt wird enger mit jedem Tag. Zuerst war sie so breit, dass ich Angst hatte, ich lief weiter und war glücklich, als ich endlich rechts und links in der Ferne Mauern sah, aber diese langen Mauern eilen so schnell aufeinander zu, dass ich schon im letzten Zimmer bin, und dort im Winkel steht die Falle, in die ich laufe.“ – „Du musst nur die Laufrichtung ändern“, sagte die Katze und fraß sie.

Die Parabel erinnert mich an eine Situation in der siebten Klasse, als es mir schulisch und psychisch mal wieder schlecht gegangen war und es dann langsam wieder bergauf ging. Kurz nach meinem Aufraffen stellte mir das Leben eine unausweichliche Falle: Schon bald nach dem Beginn der Corona-Pandemie spürte ich die Krankheit näherkommen. Kafkas Maus weiß nichts von der Katze; sie weiß wahrscheinlich nicht einmal von deren Existenz, geschweige denn davon, wo diese sich befindet. Genau wie meine Leukämie, die mich ohne Vorwarnung aus dem Leben zu reißen versuchte.

Kafkas Text wirft viele Fragen auf:

- Worum geht es eigentlich?
- Was erfahren wir über den Raum, in dem sich die Maus bewegt?
- Was sind das für Mauern?
- Was bedeutet die Katze und wo ist sie?
- Wie ist die Parabel sprachlich gestaltet?
- Welche Funktion hat das „nur“? – Warum dreht die Maus nicht um?

In meiner Zeichnung existiert die Katze wie ein bedrohliches Wasserzeichen, das die ganze Zeit schon da ist, aber gegen Ende immer deutlicher Gestalt annimmt. Der Tod ist allgegenwärtig.

Sprachlich fällt eine Dreiteilung des Texts auf in Einleitung, Hauptteil und Schluss. Der zweite Satz als Hauptteil besteht nur aus Kommas bzw. Strichpunkten; die Handlung ist durchlaufend, schnell, ohne Unterbrechung. Dem entsprechen die Zeiten: Präteritum („war“, „lief“, „sah“) – Präsens („eilen“) und zum Schluss futurisches Präsens („in die ich laufe“): Mit der Zeit wird der Raum immer enger, nicht gleichmäßig, sondern exponentiell. Die Mauern „eilen“: das ist eine subjektive Wahrnehmung. In Wirklichkeit eilt die Maus, weil sie lebt und die Zeit vergeht. Ihre Möglichkeiten nehmen ab. Die Handlung zeigt einen Lebenslauf von der Kindheit bis ins Alter; das Leben kann aber nicht rückwärts verlaufen; deshalb kann die Maus auch die Laufrichtung nicht ändern.

Der Raum ist immer bedrohlich:
zuerst durch seine Weite, die
keine Orientierung bietet, die Halt
gebenden Mauern sind weit
entfernt. Dann, im Lauf der Zeit,
durch seine Enge, die kein
Entkommen zulässt und die Maus
immer weiter einzwängt.

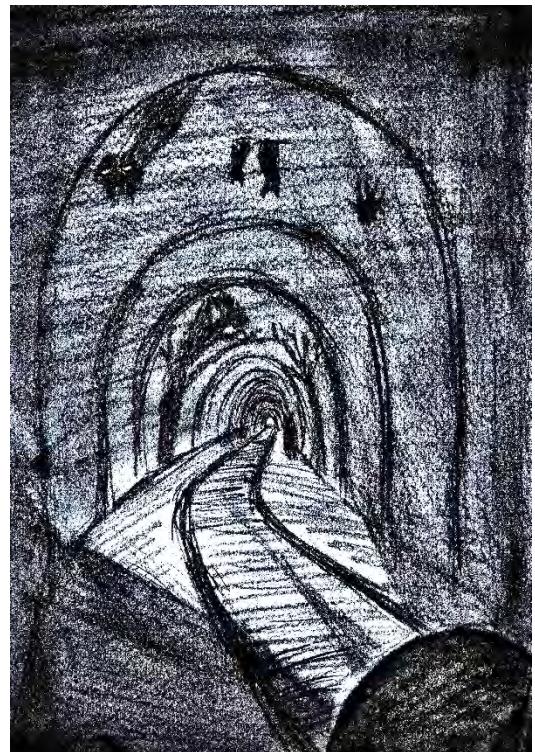
Im Lauf seines Lebens hat der



Mensch immer weniger Gelegenheit, sich zu entfalten, die Zwänge nehmen zu, er lebt auf den Tod hin, der ihn meist nicht erst spät ereilt, sondern unerwartet, wenn er über sein Schicksal im Alter klagt. Das „nur“ der Katze ist reiner Zynismus, denn die Maus (der Mensch) kann ja nicht rückwärts leben. Was genau mit der Katze gemeint ist, bleibt unklar. Vielleicht bedeutet das, dass der Mensch unvermittelt vom Tod geholt wird und sein Ende nicht kennt. Die Falle könnte die fehlende christliche Erlösung sein, die er schon gar nicht erlangt.

[Eisenbahnparabel] (1917)

Wir sind, mit dem irdisch befleckten Auge gesehn, in der Situation von Eisenbahnreisenden, die in einem langen Tunnel verunglückt sind, und zwar an einer Stelle, wo man das Licht des Anfangs nicht mehr sieht, das Licht des Endes aber nur so winzig, dass der Blick es immerfort suchen muss und immerfort verliert, wobei Anfang und Ende nicht einmal sicher sind. Rings um uns aber haben wir in der Verwirrung der Sinne oder in der Höchstempfindlichkeit der Sinne lauter Ungeheuer und ein je nach der Laune und Verwundung des Einzelnen entzückendes oder ermüdendes kaleidoskopisches Spiel.



Was soll ich tun? oder: Wozu soll ich es tun? sind keine Fragen dieser Gegenden.

In dieser Parabel ist der Raum von vornherein eingeengt, wie beim vorherigen Text erst am Schluss. Es bleibt völlig unklar, ob es überhaupt ein Licht am Ende des Tunnels gibt oder ob man

im dunklen Tunnel bleibt und dort stirbt. Zurück zu gehen, ist auch unmöglich, man sieht das Licht nicht mehr, das man bei der Geburt sah. Das Leben findet im engsten Raum und bei Dunkelheit statt, so, wie Kafka das in seinem Tagebucheintrag schreibt. Alles, was in dem engen Raum passiert, ist nichts als ein Spiel der Phantasie. Die wirkliche Welt existiert nicht, und ein Leben danach ist nur Einbildung – man sucht das ewige Licht immerfort, verliert es aber immer aus den Augen und vielleicht gibt es das auch gar nicht.

All das weiß man nicht, denn das „irdische Auge“ ist „befleckt“, das heißt, es ist nicht in der Lage, weiter zu sehen als in die Dunkelheit der eigenen Existenz.

Ist das „Licht“, das man ständig aus den Augen verliert, die ferne Hoffnung? Und kann man die Angst einflößenden Schatten ohne dieses Licht überhaupt sehen und somit fürchten? Oder kommen diese doch nur von innen und man fühlt sie nur? – Wenn ich am Abend alleine in meinem Isolierzimmer war, Oma oder Mama gegangen waren, blinkten und piepsten nur die Lichter von meinen Infusionsständern, sonst war es finster. Ich konnte nichts weiter machen als in meinem Bett zu liegen. Ich war durch die vielen Schläuche und meine fehlende (Muskel)kraft an das Bett gebunden und war einzige und allein auf meine Mitmenschen, die Ärzte und Krankenschwestern angewiesen und konnte mir selbst nicht helfen.

Als ich dann nach den schlimmsten Monaten mit Atemmaske und im Rollstuhl kurze Ausflüge nach draußen an die frische Luft hätte unternehmen können, wollte ich es nicht, weil es mir so sinnlos vorkam und mich alles ermüdete. Was soll ich tun? oder: Wozu soll ich es tun? waren für mich keine Fragen zu dieser Zeit.

Zum Glück hielt ich durch und postete in meinem Smartphone: „Positiv zu denken bedeutet nicht, dass man immer glücklich und zufrieden sein muss. Es bedeutet, dass man auch an schweren Tagen weiß, dass es wieder bessere Tage geben wird.“ Die Hoffnung blieb erhalten.

Gibs auf (Ende 1922)

Es war sehr früh am Morgen, die Straßen rein und leer, ich ging zum Bahnhof. Als ich eine Turmuhr mit meiner Uhr verglich, sah ich, dass es schon viel später war, als ich geglaubt hatte, ich mußte mich sehr beeilen, der Schrecken über diese Entdeckung ließ mich im Weg unsicher werden, ich kannte mich in dieser Stadt noch nicht sehr gut aus, glücklicherweise war ein Schutzmänn in der Nähe, ich lief zu ihm und fragte ihn atemlos nach dem Weg. Er lächelte und sagte: „Von mir willst du den Weg erfahren?“ – „Ja“, sagte ich, „da ich ihn selbst nicht finden kann.“ „Gibs auf, gibs auf“, sagte er und wandte sich mit einem großen Schwunge ab, so wie Leute, die mit ihrem Lachen allein sein wollen.

Zunächst scheint alles klar: Zeit, Raum und Ziel. Plötzlich kommt aber die Entdeckung, dass die subjektive und objektive Zeit (die Turmuhr ist höher als die eigene) nicht überein stimmen. Da Zeit und Raum zusammenhängen, wird das Ich jetzt auch im Raum unsicher. Zudem kennt es sich im Raum (dem Leben?) noch „nicht sehr gut“ aus. Am Ende des zweiten Satzes scheint alles ein gutes Ende zu nehmen: Das Ich atmet erleichtert auf. Der „Schutzmänn“ (nicht „Polizist“!) verspricht dem Atemlosen subjektiv Hilfe, objektiv aber lässt er ihn hängen: Kann er nicht helfen, kennt er den Weg selbst nicht? Will er nicht helfen? – Das ist auch eine Frage der Betonung:

„Von mir willst du den Weg erfahren?“

„Von mir willst du den Weg erfahren?“

„Von mir willst du den Weg erfahren?“ – oder gelten mehrere Betonungen gleichzeitig?

Und was hat es mit seinem vermeintlichen Lachen auf sich: ist es Hohn und Spott? Oder Verzweiflung? Wie wird vor allem das zweite „Gib's auf“ betont?

Der Raum um das Ich ist unbekannt, groß, weitläufig, sogar bedrohlich – ein weites Feld, früh am Morgen, der Mensch eine einsame Stange, leicht eingebohrt in lockerer Erde.

Als ich wieder „gesund“ war, das heißtt, als ich nach Hause durfte und die Abstände meiner Untersuchungen in Freiburg langsam immer größer wurden, war ich glücklich und positiv, da ich gedacht hatte, das Schlimmste geschafft zu haben und ich könnte jetzt alles meistern. Als ich jedoch in meine Klasse zurückkehrte und nach all der Zeit meine Freunde, die neuen Lehrer, meine Schule wieder sah, kam die Erkenntnis, dass das nicht so war. Auf einmal war wieder alles schwieriger und ich fühlte mich orientierungslos und überlastet. Was sollte ich tun? Ich würde es doch nie schaffen, alles nachzuholen, was ich verpasst hatte: schulisch, sozial, privat... – In allen Bereichen fühlte ich mich zurückgelassen und allein. Ein „Schutzmänn“ war nicht in Sicht...



Eine kaiserliche Botschaft (1917)

Der Kaiser – so heißt es – hat dir, dem Einzelnen, dem jämmerlichen Untertanen, dem winzig vor der kaiserlichen Sonne in die fernste Ferne geflüchteten Schatten, gerade dir hat der Kaiser von seinem Sterbebett aus eine Botschaft gesendet. Den Boten hat er beim Bett niederknien lassen und ihm die Botschaft ins Ohr geflüstert; so sehr war ihm an ihr gelegen, dass er sich sie noch ins Ohr wiedersagen ließ. Durch Kopfnicken hat er die Richtigkeit des Gesagten bestätigt. Und vor der ganzen Zuschauerschaft seines Todes – alle hindernden Wände werden niedergebrochen und auf den weit und hoch sich schwingenden Freitreppen stehen im Ring die Großen des Reichs – vor allen diesen hat er den Boten abgefertigt. Der Bote hat sich gleich auf den Weg gemacht; ein kräftiger, ein unermüdlicher Mann; einmal diesen, einmal den andern Arm vorstreckend schafft er sich Bahn durch die Menge; findet er Widerstand, zeigt er auf die Brust, wo das Zeichen der Sonne ist; er kommt auch leicht vorwärts, wie kein anderer. Aber die Menge ist so groß; ihre Wohnstätten nehmen kein Ende. Öffnete sich freies Feld, wie würde er fliegen und bald wohl hörtest du das herrliche Schlagen seiner Fäuste an deiner Tür. Aber statt dessen, wie nutzlos müht er sich ab; immer noch zwängt er sich durch die Gemächer des innersten Palastes; niemals wird er sie überwinden; und gelänge ihm dies, nichts wäre gewonnen; die Treppen hinab müßte er sich kämpfen; und gelänge ihm dies, nichts wäre gewonnen; die Höfe wären zu durchmessen; und nach den Höfen der zweite umschließende Palast; und wieder Treppen und Höfe; und wieder ein Palast; und so weiter durch Jahrtausende; und stürzte er endlich aus dem äußersten Tor – aber niemals, niemals kann es geschehen –, liegt erst die Residenzstadt vor ihm, die Mitte der Welt, hochgeschüttet voll ihres Bodensatzes. Niemand dringt hier durch und gar mit der Botschaft eines Toten. – Du aber sitzt an deinem Fenster und erträumst sie dir, wenn der Abend kommt.

Die Parabel ist vergleichbar mit „Gibs auf“: Es gibt jeweils ein Ziel und einen Menschen, der dorthin gelangen will. Im einen Fall will der Ich-Erzähler zum Bahnhof, verliert aber völlig die Orientierung, da Zeit und Raum beginnen auseinanderzufallen. Zum Schluss steht das Ich ratlos da, der „Schutz“mann hat ihn allein zurückgelassen. Bei der „Kaiserlichen Botschaft“ wartet ein „Du“ (ist das der angesprochene Leser?) auf die Botschaft eines sterbenden Kaisers, dessen Existenz jedoch von vonherein gar



nicht sicher ist. Es „heißt nur“, er habe dem jämmerlichen Untertanen eine Botschaft geschickt. Es bleibt alles höchst fragwürdig. Vor allem aber kommt der kaiserliche Bote niemals an seinem Ziel an. Raum und Zeit verwehren es ihm, nutzlos müht er sich ab. Am Schluss steht alles im Konjunktiv II, was die Nutzlosigkeit seiner Bemühungen unterstreicht, sich durch Paläste und den „Bodensatz der Residenzstadt“ zu zwängen.

Hier will das Ich nicht zu einem Ziel, sondern wartet gewissermaßen selbst als Ziel auf die Heilsbotschaft eines wahrscheinlich imaginären, auf jeden Fall aber toten „Kaisers“. Es wartet „am Fenster“ sitzend, wenn der Abend kommt, das heißt, wenn es dunkel wird um diese Person, wenn sie sich also dem Lebensende nähert.

In meiner Zeit auf der onkologischen Station hatte ich mehrere Zimmer. Das eine war kleiner, ein anderes war ein Doppelzimmer, wieder ein anderes hatte keine Toilette, aber eines war immer da: ein Fenster, aus dem ich rausschauen konnte, um nachzudenken, um mir meine Zukunft zu erträumen, um an all die schönen Orte und Zeiten zu denken, die ich schon erlebt hatte und die ich gerne noch einmal erleben wollte. Meistens blickte ich aus dem Zimmer in den kleinen Park direkt neben dem Krankenhaus, wo sich kranke Kinder und deren Familien in den unterschiedlichsten Situationen aufhielten. In meinem letzten Zimmer, dem Transplantationsraum, ging das Fenster nicht einmal mehr zum Lüften auf und trotzdem stellte ich mir immer vor, wie ich an der frischen Luft an anderen Orten das Leben genieße, glücklich bin und alles hinter mir habe. Ich erträumte mir die Botschaft, dass ich gesund sei und all meine Ziele und Träume noch verwirklichen könnte.

Die wenigen Male, die ich auf dem Flur meiner Station war, musste ich zwangsläufig immer an der einen Stelle vorbei, wo kontinuierlich eine Kerze brannte und praktisch jede Woche ein anderer Name eines gerade verstorbenen Kindes stand – unter anderem der eines weiteren Schülers meiner Schule, den ich flüchtig kannte. Ich fragte mich dann immer, welche Ziele und Hoffnungen wohl hinter der von ihnen erträumten „Botschaft“ geschlummert hatten.

Franz Kafka, Heimkehr (1920)

Ich bin zurückgekehrt, ich habe den Flur durchschritten und blicke mich um. Es ist meines Vaters alter Hof. Die Pfütze in der Mitte. Altes, unbrauchbares Gerät, ineinanderverfahren, verstellt den Weg zur Bodentreppe. Die Katze lauert auf dem Geländer. Ein zerrissenes Tuch, einmal im Spiel um eine Stange gewunden, hebt sich im Wind. Ich bin angekommen. Wer wird mich empfangen? Wer wartet hinter der Tür der Küche? Rauch kommt aus dem Schornstein, der Kaffee zum Abendessen wird gekocht. Ist dir heimlich, fühlst du dich zu Hause? Ich weiß es nicht, ich fühle

mich sehr unsicher. Meines Vaters Haus ist es, aber kalt steht Stück neben Stück, als wäre jedes mit seinen eigenen Angelegenheiten beschäftigt, die ich teils vergessen habe, teils niemals kannte. Was kann ich ihnen nützen, was bin ich ihnen und sei ich auch des Vaters, des alten Landwirts Sohn. Und ich wage nicht an der Küchentür zu klopfen, nur von der Ferne horche ich, nur von der Ferne horche ich stehend, nicht so, dass ich als Horcher überrascht werden könnte. Und weil ich von der Ferne horche, erhorche ich nichts, nur einen leichten Uhrenschlag höre ich oder glaube ihn vielleicht nur zu hören, herüber aus den Kindertagen. Was sonst in der Küche geschieht, ist das Geheimnis der dort Sitzenden, das sie vor mir wahren. Je länger man vor der Tür zögert, desto fremder wird man. Wie wäre es, wenn jetzt jemand die Tür öffnete und mich fragte. Wäre ich dann nicht selbst wie einer, der sein Geheimnis wahren will.

Die Parabel wirft viele Fragen auf. Wo befindet sich der Ich-Erzähler? (Oder ist es eine Frau? – Wir erfahren darüber nichts). Im Haus? Die Person hat zwar „den Flur durchschritten“. Wie kann sie aber dann den Rauch aus dem Schornstein sehen? Und sie horcht aus der Ferne, zumindest im übertragenen Sinn, wobei dieser



räumlichen Ferne die zeitliche entspricht, nämlich der „Uhrenschlag aus den Kindertagen“. Ist das alles überhaupt real, oder stellt sich die Person nur vor zurückzukehren nach Hause?

Wie war das bei mir, als ich von der Klinik wieder „nach Hause“ kam?

Mein Zuhause – das ist ein schwieriges Thema. Heimkehr: wohin? Bin ich jetzt überhaupt irgendwo „zuhause“? – „Ich weiß es nicht, ich fühle mich sehr unsicher.“

Schon vor der Krankheit war die Familien- und Wohnsituation ein einziges Hin und Her. Nach der Scheidung meiner Eltern war klar, mein Halbbruder, der Sohn meiner Mutter, würde bei ihr wohnen, ebenso meine jüngere Schwester. Aber was war mit mir? – Ich musste mich entscheiden. Da ich diese Wahl nicht treffen konnte und wollte, wohnte ich vorerst bei meinen Großeltern. Nach vielen Monaten voller Zwist und Ärger kam ich schließlich in unser altes Familienhaus zu Papa und seiner neuen Partnerin. Ich war wieder in meinem Zimmer, aber zuhause war ich immer noch nicht. Doch auch während der Besuche bei Mama war ich nie geborgen und es gab überall Streit. Ich sehnte mich wieder zurück zu meinen Großeltern, doch ein ständiger Aufenthalt dort

ging nicht mehr. So lebte ich lange von meinen Geschwistern getrennt und fühlte mich immer von einem Wohnort zum anderen hin und her geschoben.

Dann kamen Leukämie und Corona. In dieser Zeit in der Klinik verbrachte ich mehr Zeit denn je mit meiner Mutter, die für mich da sein wollte. Sicher waren dies auch meine anderen Familienangehörigen, aber sie war Tag und Nacht bei mir. Als ich dann wieder nach Hause sollte, stellte sich erneut die Frage: wohin überhaupt? Geborgenheit würde ich wohl am ehesten wie immer bei meinen Großeltern finden, gehören würde ich zu Papa und sein sollte ich bei Mama. Nach weiteren Monaten hin und her sollte ich wieder bei meinem Vater einziehen, der jetzt erneut allein war. Nun fiel mir noch mehr die Leere und Kälte in unserem Haus auf – ohne unseren Hund und meine Stiefmutter, die ihn mitgenommen hatte. Es war das Haus meines Vaters, in dem ich viele Erinnerungen gesammelt hatte, die aber immer blasser geworden waren und die ich nicht mehr mit dem jetzigen Zustand in Verbindung bringen konnte.

Es waren nur noch traurige Rückblicke und Erinnerungen – „ein leichter Uhrenschlag [...] herüber aus den Kindertagen“.

Nachweise:

[Eisenbahnparabel] – der Titel ist von der Verfasserin M. L. aus: Franz Kafka. Das Werk. Die acht Oktavhefte, 3. Heft, 20. Oktober 1917. Zweitausendeins Verlag, Frankfurt/M 2004, S. 651.

Tagebucheintrag vom 5.12.1914 aus: Franz Kafka. Die Tagebücher. Zweitausendeins Verlag, Frankfurt/M 2005, S. 364

Alle anderen Texte aus:

Franz Kafka, Sämtliche Erzählungen. Hrsg. von Paul Raabe. Fischer Taschenbuch, Band 1078, Frankfurt/M 1985

- Eine kaiserliche Botschaft S. 138
- Kleine Fabel S. 320
- Heimkehr S. 320
- Gibbs auf S. 358

Im Internet gibt es Dutzende Modell „interpretationen“ zu den Parabeln Kafkas, die aber fast alle die Texte nur wiedergeben und über mögliche Deutungen spekulieren. Deshalb verzichte ich auf die Arbeit mit Seiten aus dem Internet.



KAFKA

-Zum 100. Todestag Franz Kafkas-

34. LANDESWETTBEWERB
DEUTSCHE SPRACHE UND LITERATUR
Sophie Lonsinger
Schubart-Gymnasium Ulm

In der winzigen Ecke grinst es dunkel. Der 40 Zoll große Flachbild-Fernseher wechselt nach einer Ewigkeit zum nächsten Bild. Der unten eingeblendete Schriftzug zeigt vierstellige Zahlen und Worte: Infizierte, Tote und die Dunkelziffer.

So alt wie sie noch nie zuvor war, so liegt sie im sicheren Bett. Mit dem Tuch vor dem Mund. Vor Husten kaum die schweren Augen schließend, wacht sie schon wieder keuchend aus der tranceartigen Ruhephase auf. Die erschöpften Augen blinzeln sich zum Sehen auf und überblicken den Raum. Die letzten Tage haben an der sonst so Gesunden gezehrt, wie sonst noch nichts. Sie ist allein, es wäre unvernünftig ihrer Arbeit nachzugehen und dabei jemanden zu gefährden. Von Tag zu Tag verliert sie sich weiter. In der winzigen Ecke grinst es dunkel und sie ist alleine. Es wird später und später, während ihre Erwartungen auf den Entschluss mit der Arbeit zu beginnen, ungeduldiger werden. Trotz brennender Stirn geht sie ihrer Leidenschaft an der Arbeit als Bühnenbildnerin am Theater nach. Das Stück, das sie inszenieren: KAFKA

Der Schriftsteller selbst und seine Werke sollen im Theater verkörpert werden und sie schickt von der geschlossenen Wohnung aus ihre Gestaltung des Bühnenbilds. Im Großen, braun-hölzernen Schrank, der laut den nebulösen Angaben des Verkäufers aus dem Prager Galanteriewarenladen des Vaters KAFKAs stammen solle, stapeln sich die Skizzen und Notizen in den ordentlich sortierten Schubladen. Ursprünglich war dieser nur ein sinnloser Kauf, der der Geschichte und dem Schein um KAFKAs Leben zuschulden ist, doch seit sie sich, der Arbeit wegen, umso mehr mit KAFKA beschäftigt hatte, liefert sie sich dem Gedanken, dass der Schriftsteller selbst einmal etwas hineingelegt hatte und sie jetzt, nach einer Ewigkeit, etwas Neues, eigenes, was aber nur durch ihn ausgelöst wurde, hineinlegt, aus. Der wuchtige Schrank hegt, durch seine vier gleich großen Schubladen, jeweils mit einem Eisengriff, der vom vielen Auf- und Zumachen, die Farbe veränderte und nun statt der schwarz gefrorenen Farbe silbrig schimmert, viel Raum in sich, um etwas hinein und wieder herauszuholen. Der bemerkenswerte Schrankrahmen, bogenförmig verziert, mit schwungvollen Strichen und Kreisen, nimmt die weiße Wand und alles, was so friedlich daneben ruht, an sich. Trotz ihrer fleißigen Arbeit prognostiziert sie für sich schon die Verschiebung der Premiere. Der Pessimismus steckt ihr wie der Bewegungsablauf ihrer Wohnung in den Knochen. Die Wohnung lässt keine Veränderung zu. Die Abwendung von der durchdrehenden Welt lässt ihr nur den Blick in ihr starres Zimmer. (Ein

Schreibtisch, der tote Schrank und ein Bücherregal.) Man könnte meinen, die Hausordnung verbiete es, Neues hineinzulassen, in der Angst, es könnte das Alte heimtückisch vertreiben. Das breite, zwei Meter hohe Fenster nimmt im offenen Zustand den doch so winzigen Raum ein. Die kühle Luft strömt hinein, der Ton aus dem schwarzen Rahmen mit den starren Bildern strömt hinaus. Sie wendet sich von den immer länger werdenden Zahlen, die so unscheinbar ihr Leben in winzige Räume sperren, ab und nimmt die Temperatur auf dem Vier-Schritte-Weg zum Einzigen und ausreichenden Fenster, als willkommene Abkühlung ihrer Körpertemperatur war. Auch sie ist eingesperrt. Auch sie ist krank. Auch sie will hinaus. Und in der winzigen Ecke grinst es dunkel, während sie durch die Reflexion der Glasscheibe sieht, wie der Bildschirm im Hintergrund erst weinrot, dann blau, lila, ganz kurz weiß und dann in Abstimmung mit der uralten Musik, die etliche Male gesehene Verfolgungsjagd gezeigt wird. Der Bildschirm wird schwarz. Nacht? Draußen ist fast alles eingeschlafen, nur die Laternen halten sich scheinbar an den Tag. Drinnen erwacht eine neue Geschichte und bleibt zugleich die alte.

Am Schreibtisch angekommen, bemerkt sie, dass es eine eilig zu lesende Nachricht gibt. Sie solle ihm so schnell wie möglich ihre Skizzen schicken, sodass er den Kollegen der Bühnenbild-Werkstatt zu Arbeiten geben könne. Außerdem, so liest sie in der Nachricht, wurde ihrer Idee, das Mobiliar der Wohnung der KAFKAs größtenteils bei Ikea nachzukaufen und zu ihrem Nutzen anzupassen, stattgegeben. Voll entschlossen wird sie sich wieder einmal einer nächtlichen Arbeitseinheit unterziehen, um trotz der kränklichen Umstände ihrem Vorgesetzten zu dienen und ihrer nach wie vor und auch nicht von einer Krankheit weggehusteten Leidenschaft nachzugehen. Doch der online Ikea Einkauf für die KAFKAs muss warten, da vorerst die Gestalt der Bühne von ihr noch endgültig festgelegt werden muss. Als junge Bühnenbildnerin musste sie sich den Raum zum Atmen an den Theatern erst schaffen. Nur weil man an einem kreativen Haus ist, heißt es nicht, dass man auch willkürlich kreativ sein kann. Sie kommt aus einem unterstützenden, liebevollen und fördernden Umfeld. Den Raum, den Freiraum, den ihr ihre Familie zusicherte, nimmt sie nach wie vor dankend an. Was mit ihrem Freigeist geschieht, als sie im versteinerten Raum von aller natürlichen Inspiration und Kreativität distanziert, nicht zu vergessen mit Fieber und Schlafentzug ihrer Leidenschaft nachgeht, erfährt sie, als sie ihre Unterlagen aus dem für tot gehaltenen majestätischen, einzigartigen Schrank holt. KAFKA hier,

KAFKA dort, der ganze Raum ist voll. Ihr ganzer Kopf, der dröhnt. Da donnert es und schmerzt so sehr, die weiße Wand wehrt sich dagegen. In diesem hellen Raum ohne Wände steht er da und erzählt seine Geschichten. Schmucklos und sachlich, gut gekleidet und selbstverständlich verrät er ihr alles. Der Schatten wird dunkler und ist bald da. Der braune Rahmen, statt der weißen Wand. Der ganze Kopf, der dröhnt.

An den schlafirgen Tagen, als die Sonne draußen lacht und drinnen der Vorhang die Strahlen verschleiert, liegt sie da. Leblos gafft sie ihn an. Traut sich nicht, die trockenen Augen zu schließen, sonst gewinnt er. Sonst gewinnt er über mich! Da grinst er schon so schelmisch, dunkel. Die dunklen, runden, schwarzen Augen starren zu mir zurück. Der plant doch was, der tut mir was, so wie beim KAFKA damals, er selbst hat mir davon erzählt. Erst ein paar Tage krank und ohne Schutz und dann und dann, dann holt er mich, sowie er den KAFKA geholt hat! Dann werd' ich krank und kränker und irgendwann, ja irgendwann, dann lässt er mich dann los und ich bin tot. Das Fieber lässt nicht los und ich bin tot.

Durch das Öffnen des Gefängnisses, in dem sie sich tagsüber kränklich plagt, ist sie nun frei und kann abtauchen, wohin auch immer sie möchte. Jedoch durch das Öffnen der zwei großen braunen Türen des Schrankes, nachdem sie unterbewusst den grobklotzigen Schlüssel im Schloss gedreht hat, macht sich die lebendige Kranke zum Opfer eines alten, vergessenen Schrankes. Das Lebendigste ihrer selbst hat sie eingesperrt. Der dunkle Schrank, das dunkle Grinsen, braucht kein Licht, um einen Schatten über den Raum zu legen. Er bewahrt etwas auf, er schützt etwas, sie legt es hinein, sie holt es hinaus. Er steht still. Gibt keinen Mucks. Hält die Luft an. Sie greift zum eisernen Schubladenknopf links oben, um ihre Skizzen zu den Anfangsszenen des Theaterstücks herauszuholen. KAFKAs Jugend, zu Hause scheinbar frei und rege, doch umgeben von einem großen geschlossenen Rahmen, aus dem er nie entfliehen konnte. Der Schrank geht zu. In dieser Nacht lässt er sie laufen, doch es dauert nicht mehr lang, dann hat er sie. Dann schnappt er sie. Macht sie noch kränker und packt sie in seinen Schrankrahmen, der sie für immer umgibt. Sein dunkler, sargschwarzer Rahmen, der einst KAFKA fasste, er selbst hatte es ihr erzählt! Sein Leben lang gehofft, geplagt, der Raum voller Träume, Wünsche und verflogener Chancen. Alles nie wahr, nie vom Schrank zugelassen. Das Leben und sogar der Tod von jenem Rahmen verfolgt und befohlen. Die Geschichte sei

schon für den Schriftsteller geschrieben worden und jetzt auch für die Bühnenbildnerin. Sie legen etwas hinein, sie holen etwas heraus.

Im Raum geht das Huschen ihres Bleistifts umher, der gespitzt im kühlen Licht über das Papier blitzt. Die helle, weiße Wand in ihrem Kopf ist klar. Die Finger sind schnell. Die Augen glühen warm. Sie fühlt sich nicht krank, verschwendet aber auch keinen Gedanken an ihren Zustand. Es geht jetzt nur um den Raum. Wie bewegte sich KAFKA darin? Wie fühlte er sich? Sein Zimmer, das Zimmer, das sie malt, ist klein. In etwa so groß wie ihres. Behaglich eingerichtet, viel Holz und Stoff und kahle Wände. Kalte Heizung und ein überfüllter Schreibtisch. Ein rundes Gassenfenster verrät, wie die Prager Altstadt vor über hundert Jahren aussah. Die ersten elektrischen Laternen erleuchteten die Stadt zum ersten Mal, der Lärm der neuen Straßenbahnen und Automobile, dazu der Geräuschpegel der Säufer und Trödler zwischen Tradition und Moderne. Der junge KAFKA schlendert von einem nächtlichen Spaziergang an der Kronprinz-Rudolf-Anlage nach Hause und kommt an einem Zirkus vorbei: Die Bühne erhellt sich aus der nächtlichen Atmosphäre an der Donau und wird farbenfroh, aufgedreht, fröhlich. Die fesselnden Artisten springen mutig umher, schmeißen Bänder und Fächer hoch in die Luft und fangen sie nach einem Rad wieder auf, KAFKA lacht, sinkt und tanzt, eine schöne Dame auf einem Pferd reitet an der Seite des Zirkusdirektors, Passanten steigen schnell in jener fantasieichen Träumerei mit ein, er genießt den Moment, ist den plagenden Gedanken fern. Doch genauso schnell wie der Traum der schönen, sorgenfreien, leidenschaftlichen Welt kam, so verschwand er auch wieder. Die Dame reitet auf dem Pferd davon, die Artisten verschwinden singend und die Passanten gehen ihres Weges. Zurück bleibt derträumende KAFKA. Auch er geht ein paar Schritte weiter in die Wohnung der Zeltnergasse 3, in der die KAFKAs wohnten. In seinem Zimmer blickt er sehnsüchtig auf die Straßen. Das Leben außerhalb seines Zimmers geht weiter, schillernd und fröhlich. Der Zirkus muss den Geräuschen des Großstadtgetriebes einige Straßen weitergezogen seien. Das Licht der leuchtenden Stadt scheint hinein und er beginnt mit dem Schreiben. Sein Tisch erhellt, als er den Stift ansetzt. Wie soll die Bühnenbildnerin das nur ermöglichen? Sie liest die Notizen ihres Regisseurs, der eine einfache Lichterkette für die Atmosphäre vorschlägt. Doch sobald der Vater stampfend an die Holztür pocht, einen Spalt öffnet und fragt, was er so spät noch zu tun habe, soll die Lichterkette ausgehen. Das Licht der

Fantasie des Schreibens erlischt aus Angst, er könne gezüchtigt werden. KAFKA, der sich gerade noch vor Kreativität sprudelnd am Schreibtisch formte, springt ertappt auf und gibt schuldig zu, etwas geschrieben zu haben. Der Schatten des großen Mannes kriecht in den Raum. Mit kurzen Sätzen des Ermahnens schließt er ruckartig die Tür. Zurück bleibt ein schwaches, fast erloschenes Licht. Der Schatten ist in die Dunkelheit übergegangen, nicht mehr zu sehen, aber zu spüren.

Schon bei den Leseproben verstand sie, was das Stück KAFKA ausmachen soll, was die Faszination seiner Person und derer, die er geschaffen hatte, ausmacht. Es soll als neue Geschichte im Theater zu seinem 100. Todestag für das Publikum erlebbar werden. Doch nicht nur KAFKA selbst wird Raum gegeben. Es soll Akt für Akt eine Darstellung von Szenen und Figuren geben, die KAFKAs Vermächtnis prägen. Zum wiederholten Male geht sie die Figurenliste im Kopf durch. Es gibt: KAFKA, den Schreiberling selbst, sowohl als jungen gesunden Menschen bei den Eltern zu Hause, als auch den Todkranken. Es gibt die zweitrangige Mutter, die dem Vater untergeben ist. Die Schwestern, die Freunde, die restliche Familie, besonders wichtig ist noch Max Brod. Jene Liste ist für KAFKAs Raum bedeutsam, da sie diejenigen sind, die dem Raum Leben einhauchen werden. Ihr Kopf schmerzt, seit die Sonne untergangen ist, nicht mehr, doch hat sie ungewohnte Konzentrationsschwierigkeiten. Alle darzustellenden Räume sind in der Umgebung, die sich in der Realität auf wenige Hunderte Meter umfasst. Selten wird, wie für KAFKAs Aufenthaltsorte gängig, der innerste Stadtbezirk verlassen, es wird im literarischen Salon mit Brod, in den Wohnungen der Zeltnergasse und Niklasstraße, in den verhassten Geschäften des Vaters und in den Jura-Vorlesungen der Universität, gespielt. Nun, nachdem sie sich mit der Jugendszene befasst hat, muss sie noch die Möblierung, sowie die anderen Räume im späteren Leben KAFKAs skizzieren. Mit Blick auf die Uhr beschließt sie, diese Arbeit am folgenden Tag fortzusetzen. Sie nimmt ihre Papiere zusammen, schleppt sich zum schwarzen Riesen, der sie die ganze Zeit mit funkeln den Augen fixiert hat, öffnet wieder die linke obere Schublade, lässt die Zeichnungen hineinsinken. Sie legt etwas hinein, um es später wieder herauszuholen. Müde drückt sie die Schublade zu, lässt die Hand zum Schlüssel an den Türen führen, legt sie ab, bewegt sie gefühllos und wendet sich ab, um ihren Schlaf aufzuholen, nichts ahnend, dass sie dadurch die Übernahme des Schrankes, der einen Spalt offensteht,

befeuert hat. In der winzigen Ecke grinst es dunkel.

Es sticht, es sticht so in den Augen. Der Kopf pocht, die Hände zittern. Ihr ist kalt, doch die Stirn ist feuerheiß. Sie spürt es. Er kommt, jetzt kommt er sie holen. Die Ohren spitzen sich bei jedem Knarren. Der nasse Schweiß läuft ihr den Rücken hinunter, er ist gleich neben ihr. Seine Türen wippen auf und zu, als er seine mühsamen Schritte zu ihr nimmt. Sie bewegt sich nicht, bleibt ganz, ganz still, atmet und blinzelt nicht, dann verschwindet er einfach wieder, ganz, ganz bestimmt. Er bückt sich zu ihr hinunter und betrachtet ihre panische Haltung. Die Arme überkreuzt an die Schultern gelegt, krallt sie sich in die Haut. Sie sieht ihn immer wieder, spürt, wie die Blicke in ihren Körper bohren. Ihr Bauch wird weich, ihr ist schlecht. Er bückt sich und dann packt er zu. Sie wehrt sich nicht, sie bleibt ganz, ganz still. Eine Hitzewelle überkommt sie, als sie meint, die Klauen haben sie gepackt. Sie muss sich röhren, muss durchschnaufen. Die Augen wirklich aufreißen. Und es ist Tag. Zumindest hell. Der Schrank steht da, ganz, ganz unbeweglich an seinem Platz. Als sei nichts gewesen, als sei nichts geplant. Sie richtet sich auf. Ihre Kleidung klebt an ihrem Körper. Das Bettlaken verschwitzt und das Kissen ganz, ganz platt. Als sie die Fußsohlen auf den Boden stellt, fährt ihr eine seltsame Temperatur in die Beine. Ohne zu zögern, eilt sie zum Schrank. Gerade lieferte sie sich ihm noch in Todesangst aus, nun läuft sie ihm geradewegs entgegen, doch jene Absurdität, die für jeden klardenkenden Menschen offensichtlich ist, ist für sie nun unausweichlich. Nun ist sie kein klardenkender Mensch mehr. Ihre Unfreiheit ist der Bewegungsmöglichkeit und der Krankheit zu schulden. Sie ist ausgeliefert und ihr weißer Gedankenraum, seit Kindheitstagen unendlich groß, ist immer kleiner und grauer geworden, bis er nun komplett im schwarzen Schatten des Schrankes untergegangen ist. Umgeben vom braunen, bogenförmig verzierten Schrankrahmen bedient sie gekonnt den Schlüssel, greift nach der rechten oberen Schublade. Auch der Eisengriff fühlt sich bitterkalt in ihrer Hand an. Auch in dieser Schublade stapeln sich schon die Blätter. Auch vergisst sie, als der Stapel herausgenommen ist, die braunen Schranktüren wieder sorgfältig zu schließen, wie es in ihrer Arbeitsroutine sonst gewöhnlich ist, und lässt nun den unheilvollen Schlund des Geiselnehmers offenstehen.

Es muss gleich Acht sein. Seit einer Ewigkeit hat sie wieder einmal etwas aus ihrem Bücherregal geholt. Doch nicht geordnet ein einzelnes Buch, um etwas nachzuschlagen, sondern einen

ganzen Stapel. Zehn oder elf davon türmen sich neben ihrem Köpfchen, welches schmerzlich gebückt dahinter versinkt. Wild aufgeschlagen versuchen die Blätter vor ihrem bizarren Leseprozess zu fliehen. Das weit aufgerissene Fenster lässt einen Windstoß durch den Raum brausen. Die grinsenden Schranktüren werden davon kalt erwischt und knallen mit einem lauten Schlag gegen den Schrankrahmen. Mit dem Werk KAFKA's in der einen Hand, ein Auge entstellt auf die Buchstaben und den Leerraum dazwischen gerichtet, den Unterschied zwischen Text und Leere entschlüsselnd und der anderen den schwarzen Bleistift entschlossen auf das weiße Papier gedrückt, indem jeder Strich mit dem anderen Auge verfolgt wird, nimmt sie nichts, nicht einmal den Schlag des Schrankes, wahr. Die ehemals weiße Wand im weißen Raum lässt ihre Gedanken nicht zu. Sie ist eingenommen, so wie es ihr der KAFKA vorausgesagt hat. In der winzigen Ecke grinst es dunkel und sie merkt es nicht mal mehr.

Sie sitzt an der nächsten Szene, in der, das erste von zwei bestimmenden Werken dargestellt wird. Ihre Skizzen unterscheiden sich von denen der letzten Nacht immens. So drückt und drückt ihre Hand viel fester zu, sodass zahlreiche schwarze Striche und zu dunkle Schatten das Bühnenbild begleiten. Der Bühnenrahmen ist nicht mehr der des typischen Theaterrahmens, sondern ähnelt vielmehr dem, der unweit ihres Schreibtisches den Schrank umrahmt. Der geschwungene und verzierte Rahmen schmückt nun die Bühne und somit auch die Inszenierung. Der Schrank gewinnt nicht nur über die Bühnenbildnerin, sondern auch über alles, was sie einst so leidenschaftlich erarbeitet hat. Vor Triumph grollt das Grinsen in der winzigen Ecke. Ihre Krankheit setzt sich wohl nach der Übernahme aus, da sie keine Anzeichen von Schmerzen oder Müdigkeit verspürt. Sie arbeitet weiter und weiter, so von ihrem Fortschritt vergnügt, öffnet sie ihren Computer - gerade erst acht - und schreibt ihrem Vorgesetzten, dass sie ihm die Unterlagen mit dem Bühnenbild noch am selben Tage schicken werde. Beim Anblick des Computers fällt ihr wieder der geplante online Ikea Kauf für das Bühnenmobiliar ein. Mit schnellen Klicks findet sie sich auf der notwendigen Website wieder und begibt sich auf die Suche. Während des zitterigen Herumscrollens, spürt sie, wie ungeduldig sie wird. Sie marschiert hin und her, nimmt aus der linken, vorletzten Schublade einen weiteren Stapel heraus. Mit einem Wisch schmeißt sie ihr Hindernis, den Bücherstapel, vom Schreibtisch und platziert den Blätterhaufen zügellos dorthin, wo gerade noch einige ihrer Heiligtümer standen. Diese haben

sich kreuz und quer auf dem Fußboden verteilt, bei einzelnen scheint sogar beim Aufprall der kartonartige Einband zerstört worden zu sein. Um Hilfe bettelnd, liegen die Schutzlosen flehend auf dem niedrigsten Punkt des Zimmers. Ihr Auge folgt gehorsam dem labyrinthartigen Raum der Ikea-Website, bei einem Klick tut sich schon wieder ein neuer Raum auf. Sie ist auf der Suche nach einem Nachttisch, Bettbezug, Sessel und einem Schrank, wie sie schon ein paar Tage zuvor mit sauberer Handschrift notiert hatte. Sie war sich unsicher, ob sie bei einem Unternehmen der Gattung, zu der Ikea gehört, nach dem Mobiliar, welches sie für KAFKA benötige, fündig werde. Doch mit der Schnelligkeit, die sie nun übernommen hatte, konnte sie so viele Artikel durchsuchen, dass sie nur kurze Zeit später den Warenkorb überprüft. Sie fand fast alles, was sie sich vorgenommen hatte, den dunkelgrauen Kordsessel „Strandmon“ auf dem KAFKA im Elternhaus öfters lesen solle und auch einmal in einer der hitzigsten Szenen des Stückes vom Vater vor dirigierte bekommen, was er zu tun und zu lassen habe. Außerdem den dunkelbraunen Nachttisch, „Idanäs“, in dem das Tagebuch KAFKAs versteckt lag und in einer der Schlussszenen von Max Brod hinausgestohlen wurde, um das Ich des Schriftstellers gegen seinen Willen öffentlich zu machen. Und letztlich den Bettbezug, „Strutbraken“, der für die allerletzte Szene genutzt werden solle, in der KAFKA im Sterbebett liegt. Das blau gestreifte Muster ähnelt der Uniform von Gefängnisinsassen - KAFKA im Sterben liegend, bedeckt von der Gefängnisatmosphäre, die sein Leben prägte und sogar mit ihm in den Tod übergeht. Dieser Rahmen umfasste sein Leben. Doch der Schrank fehlt noch, sie müsse sich später mit diesem letzten Möbelstück befassen. Der einst kreative, freie Ablauf der Gestaltung der Bühne, ist nun nur noch ein rein systematisch geprägter Prozess, der von Produktivität und Schnelligkeit abhängt. Als sie den Kauf abschließt, grinst es in der winzigen Ecke dunkel.

Als sie sich einen kurzen Augenblick von den dünnen Seiten des Buches abwendet, hört sie dem knarrenden Holz des Schrankes zu. Sie hebt den Kopf, folgt nun mit beiden Augen der Fährte der Bücher auf dem Boden. Eins nach dem anderen geht sie sorgfältig mit den Augen ab, bis sie die schwarzen Lederschuhe, die aus dem Schrankrahmen kriechen, erfasst. Der Mann, vielleicht Anfang dreißig, sieht ihr verschlafen entgegen. Er hebt grazil erst das eine dann das andere Bein heraus und stolpert ohne Beachtung der Bücher über sie hinweg, einen Schritt vor der Bühnenbildnerin streckt er ihr höflich die Hand entgegen und bittet um Entschuldigung für

seine Verspätung. Sie muss keine Verwunderung aussprechen, da sie keine hat. Sie umschließt ihn mit den Augen und er beginnt zu erzählen. Josef K. heiße er, er bewohnte mal ein ähnlich so klein gebautes Zimmer, wie ihres. Sogar der Schrank käme ihm bekannt vor. Auch er habe, genauso wie sie, stellt er fest, schon länger keinen Kontakt zu seiner Familie gehabt. Doch keiner Krankheit wegen, plappert er weiter, er arbeite doch so viel und ertrage es nicht, jetzt, wo sein Proceß doch so weit fortgeschritten sei, eine Schande über seine Familie zu bringen. Er möchte nun endlich die Möglichkeit wahrnehmen, sich zu erklären. An diese ungewöhnlichen Orte habe er sich schon gewöhnt, murmelt er vor sich hin, als sie den Bleistift und das Papier ansetzt, auf dem bis jetzt nur der dunkle Schrankrahmen vorgezeichnet ist. Er erzählt und erzählt von einem für seine Geschichte wichtigen Morgen zu Hause, in seinem kleinen Mietzimmer, als alles begann, dem Weg in dieses seltsame Labyrinth aus einem Wohnhaus, wo seine erste Anhörung stattfand, einem dunklen Dom, der Erniedrigung durch seine Arbeitskollegen und einem Steinbruch, er erzählt und erzählt, als sie die Bühne weiter ausschmückt, sein Körper auf jedem Blatt nach dem Vorbild direkt vor ihr stehend gezeichnet. Die Räume genauso dargestellt, wie er davon berichtet. Sie bemüht sich nicht zu begreifen, was sie gerade in ihrem Kopf abspielt. Plötzlich zuckt Josef zusammen und zieht an seinem Arm eine Armbanduhr hervor, es sei schon zu spät, er müsse gehen, er begründet damit, dass sein Tor zum Gesetz immer für ihn geöffnet werden könne und er sich sputen muss, um den unbestimmten Zeitpunkt nicht zu verpassen. Er bedankt sich für das nette Gespräch, bei dem sie nicht ein Wort sagen musste und streckt wieder seine Hand zur Verabschiedung aus. Nach einem kaum spürbaren Zeitsprung zieht er sie zurück, dreht sich herum, senkt seinen Kopf zum Boden und betrachtet wohl eins der Bücher, die vor ihm liegen. Ob er sich spaßeshalber dieses dort mitnehmen dürfe, fragt er. Er hebt eines hoch. „Das Urteil“ von Franz Kafka, das ist, was er jetzt gebrauchen könne. Mit seinem Urteil in der Hand verschwindet er durch die winzige Ecke, aus der er gekommen ist. Ohne sich fassen zu müssen, arbeitet die Bühnenbildnerin zielstrebig, mit den Impressionen eines Raumes auf zwei Beinen, weiter. Das Bühnenbild unter dem massiven Schrankrahmen zeigt lediglich eine Pritsche mit einer Matratze und dem Protagonisten darauf. Der Hintergrund, auf dem zuvor schon aus KAFKAs Jugend erzählt wurde, ist nicht beleuchtet und bleibt die ganze Szene lang schwarz. Das einzige Licht strahlt hell auf das so unschuldig, weiß angemalte Gesicht K's und das wiederum

schwarz angemalte Gesicht des Erzählers, als er auf die Bühne tritt. Jener setzt sich im Hintergrund in eine winzige Ecke und erklärt, das Unbeschreibliche: *Josef K. musste jemanden verläumdet haben, da Frau Grubach, ohne dass sie etwas Gutes tat, freigelassen wurde.* Aus der winzigen Ecke des Erzählers grinst es dunkel, als er den folgenden Prozess nach seiner Vorstellung darstellt. Nur aus seiner Darlegung des Falles solle das Publikum von den Werken KAFKAs erfahren. Nur aus dem, was der Schrank im Rahmen lässt. Sie werden von Gerichtspalästen, in denen sich der Rechtsstaat von der besten Seite zeigt und schnellen, legitimen Urteilen hören. Der Erzähler in jeder dunklen Ecke grinsend, als Josef K. im Dom Geschichten hört und sich von einer sonderbaren Handlung auf die nächste schwingt. Auch davon, wie keiner für ihn da war, als er, wie ein Hund in der Vorstadtstraße verreckte. Sie verirrte sich beim Zeichnen zwischen den Punkten und Kommata, zwischen neu angefangenen und abgeschlossenen Sätzen und den Apostrophen nach den K.'s. Zum ersten Mal nach Stunden dreht sich ihr Kopf bei der Abfolge der Nennung des Protagonisten. K., K's, der Raum in KAFKAs gedruckten Werken engt ihren schwarzen Gedankenraum zwischen die dünnen, bleichen Seiten seines Werkes. Sie legt den Stift zur Seite und ohne einen letzten Kontrollblick darüber zu legen, eilt sie zur letzten Schublade - die Zeit drängt.

Das zweite Werk KAFKAs dessen Bühne sie gestalten muss, ist die Verwandlung. Notiert hatte sie den Wunsch ihres Vorgesetzten, dass diese Szenen im unveränderten Zimmer KAFKAs spielen sollen. Es solle lediglich eine Umdekoration des Schreibtisches zu einem familiären Esstisch und mehrere Stühle, sowie eine Matratze in einer, ausnahmsweise hell beleuchteten Ecke, geben. Das Ungeziefer solle von einem jungen Schauspieler gespielt werden, der wohl sehr talentiert im Klettern sei und deshalb die Gestaltung des Bühnenbilds, besonders auf die Bewegungsmöglichkeit des Ungeziefers abgestimmt, gebaut werden solle, sodass das Publikum ein echtes, an der Wand kletterndes Ungeziefer sehen könne. Ihre alten Skizzen, auf denen ein stählernes Gerüst diese Möglichkeit bereitstellt und sogar die Wandlungen der einzelnen Szenen von KAFKAs Leben selbst und dem seiner Figuren mühelos gewährleisten könne, verteilen sich, nach einem raschen Zerreißen jener Papiere, mit einem Wisch im Raum. Neben den Büchern jetzt auch die Papiere. Ihre Leidenschaft liegt schutzlos auf dem Boden, während sie sich weiter an die Verwirklichung der Vorstellung des Schrankes macht. Die Zeit drängt und

der Raum, sowie ihr Kopf, wird immer unordentlicher. Die pausenlose Arbeit hinterlässt scheinbar doch Spuren an der Geisel.

Schleppende Stunden später, geht die Arbeit mit der Verwandlungsszene nicht so zügig einher, wie die der Nächte zuvor, als sie an einer tragbaren Wand zeichnet. Sie steht inmitten des Raumes und trennt die Familie Gregor Samsas und des Ungeziefers selbst räumlich ab. Der dunkle Erzähler der Szenen zuvor sitzt wieder grinsend im Hintergrund und erzählt dem Publikum von der *wohlhabenden Familie Samsa, die nicht arbeiten mussten und deren Sohn nach seiner Verwandlung abgeschottet und dennoch glücklich lebt*. Die Requisiten und die Bühne seien soweit fertig, doch sie merkt bestürzt, dass noch irgendetwas fehlt. Schon seit einigen Momenten verfolgt sie ein Gefühl von Ahnungslosigkeit und der Suche nach dem letzten Stückchen, das sie an eine distanzierte Erinnerung heranführt und vermuten lässt, dass sie wohl schon viele Male so etwas verspürt hatte. Dennoch ist das Bild, das sie zeichnet, nicht eines, dass ihrer Vorstellung entspricht. Der Schrank! Der Schrank, der fehlt. Der Schrank muss doch noch in KAFKAs Zimmer, so wie er selbst es mir erzählt hat. Er ist das fehlende Stückchen für die Bühne. Vergeblich hatte sie heute schon nach einem passenden gesucht, doch wird einfach nicht fündig. Er muss perfekt sein, dieser Schrank. Er steht in so gut, wie allen Szenen auf der Bühne, es wäre eine Katastrophe, würde dieser nicht stimmig sein. Verzweifelt schmeißt sie ihren Computer an und knallt ihn auf die unsortierten Unterlagen vor sich. Sie öffnet wieder ein Labyrinth nach dem anderen und verliert sich weiter und weiter in der Suche. In einem Moment, in dem ihr Kopf stark pocht und sie es kaum aushält, ihre Augen auf den Bildschirm zu richten, fokussiert sie die Uhrzeit. Kurz vor 12. Sie hatte dem Vorgesetzten doch versichert, sie schicke ihm noch am selben Tage die Unterlagen. Im Angesicht des schnell näherkommenden nächsten Tages und dem verfehlten Einhalten der drängenden Zeit, fällt ihr nur ein geeignetes Exemplar eines Schrankes auf, das perfekt zu KAFKA passen würde. Sie wendet sich dem Schreibtisch ab, steht nach Stunden wieder auf ihren zittrigen Beinchen und nimmt den Vier-Schritte-Weg über Bücher und Papier, hin zu dem perfekten Möbelstück. Vor den offenen Türen bleibt sie stehen. Sie braucht ihren Schrank im Theater für die Premiere. Ob jene verschoben wird, ist nun egal. Sie muss die Aufgabe noch an diesem Tage zu Ende bringen. Entschlossen packt sie den Schrank an der Seite und versucht ihn zu bewegen. Wie solle sie den denn heute

noch ins Theater bringen? Sie lässt nicht von ihm ab und rüttelt und zieht. Der majestätische Schrank hingegen bewegt sich keinen Millimeter und grinst entzückt über ihre Anstrengung dunkel heraus. Sie holt alle hinterbliebenen Unterlagen hinaus, um das Gewicht zu verringern, doch tut sich einfach nichts. Ihr Herz klopft und der Schweiß sammelt sich auf ihrer Stirn. Es wäre wohl leichter, den Schrank in seine Einzelteile zu zerlegen und zum Theater zu transportieren. Sie huscht zum Computer, um die Uhrzeit zu kontrollieren. Nur noch ein paar Minuten vor Mitternacht, da durchleuchtet ein warmer Sonnenstrahl ihr Zimmer. Die Wärme auf der Haut fühlt sich mit der seltsamen Kälte auf dem Boden ganz, ganz unausgeglichen an. Sie eilt ans Fenster. Draußen scheint wunderbares Wetter zu sein. Um Mitternacht scheint die Sonne und die Vögelchen zwitschern froh. Panisch dreht sie sich immer wieder hin und her. Wie kann es denn im winzigen Raum schon kurz vor Mitternacht sein und in der Welt außerhalb scheint die Sonne? Sie überblickt den Raum. Die Bücher, die Papiere, den chaotischen Schreibtisch, das blau gestreifte Bettlaken liegt zusammengeknüllt auf dem Bett und der Schrank steht regungslos an seinem Platz. Durch die Temperaturunterschiede wird ihr schlecht. Sie stellt sich einen Moment ans offene Fenster und atmet die frische Luft ein. Sie wollte doch den Schrank in seine Einzelteile zerlegen. Aber muss sie das jetzt noch, wo die Zeit offensichtlich nicht drängt. Sie steht ahnungslos im kleinen Raum, sie hat niemanden mehr, der für sie ihre Entscheidungen übernimmt, der Schrank macht keinen Mucks, kommt kein Stück näher. In der winzigen Ecke grinst es nicht mehr dunkel.

Gefasst versucht sie, die Unordnung zu beseitigen, indem sie die verstreuten Gegenstände in die vier verzierten Schubladen des Schrankes räumt. In der Schublade rechts unten findet sie alte Notizen ihres Vorgesetzten. Kalt, dunkel, schauderhaft soll es zuerst sein, schreibt er. Ein Ort, den man so schnell wie möglich verlassen will. Dunkle Wände, die trotz des einzigen großen Fensters, kein Licht aufkommen lassen. Der Todkranke muss es sich drinnen selbst erschaffen, erhellen. Ein buntes Bücherregal steht dem entgegen und hält ihn bis zum Ende schützend in den Armen. Das Bett, in dem er liegen wird, soll nicht dem Publikum zugewendet sein. Er soll mit den Zuschauern aus dem Fenster hinausschauen. Seine erschaffenen literarischen Figuren schlendern an seinem Fenster entlang, winken zu ihm hinein. Sie begrüßen ihn nicht, sie verabschieden ihn. „Doch auch wenn ihr Erschaffer stirbt, leben sie für ihn immer weiter.“, soll

der sentimentale Schlussatz von Kafkas alten Freund Max Brod sein. Er wird in sein Sterbezimmer kommen, das Fenster weit öffnen, damit die Figuren zu ihm hineinkommen, Bücher aus dem Regal herausnehmen und damit den ganzen Raum erhellen. Brod widersetzt sich dem Willen KAFKAs seine Werke zu zerstören. Das Letzte, was er sieht, ist das Letzte, was wir von ihm sehen. Er hat es uns nicht erlaubt, zu sehen. Doch in einen Schrank legt man nur etwas hinein, um es wieder herauszuholen. Das Letzte, was KAFKAs Raum ist, ist sein Vermächtnis. Das Letzte, was das Publikum sehen soll, ist sein Vermächtnis.

Sie muss ihn in seine Einzelteile zerstören. Sie packt eine Axt, die in ihrer großen Wohnung beim Feuerholz steht. Damit schwingt sie in der Luft und beginnt mit einem Schlag nach dem anderen auf den majestätischen Schrank einzuhauen. Erst auf die zwei Türen, dann auf die Schubladen. Als der Schrank schon in sich zusammengefallen ist, zielt sie genau auf den Rahmen. Die Verzierungen zerbrechen zu Holzspänen. Sie atmet erst einmal durch, als nur noch ein ungeheuerer Haufen altes, braunes Brennholz und einige schwarze Zeichnungen vor ihr liegen. In der großen Ecke grinst es nicht mehr dunkel.

Literaturverzeichnis

Primärliteratur:

Kafka, Franz, Die Verwandlung, Nr.9900, 2023, Reclam

Kafka, Franz, Der Process, Nr.9676, 2023, Reclam

Kafka, Franz, Auf der Galerie, Deutschbuch für die Oberstufe, 1. Aufl., 2019, Cornelsen, S.37

Kafka, Franz, Der Kreisel, Deutschbuch für die Oberstufe, 1.Aufl., 2019, Cornelsen, S.36

Kafka, Franz, Brief an den Vater, Nr.5325, 2023, Reclam

Sekundärliteratur:

Salfellner, Harald, Franz Kafka und Prag, 3.Aufl., 1998, Vitalis

Müller, Klaus-Detlef, Franz Kafka – Romane, 9.Aufl., 2007, Erich Schmidt Verlag

Müller, Michael, Erläuterung und Dokumente – Franz Kafka, Der Proceß, Nr.8197, 1993, Reclam

Schede, Hans-Georg, Franz Kafka – Die Verwandlung – Interpretationen, 25. Aufl., 2012, Schroedel

Wagenbach, Klaus, Franz Kafka – Bilder aus seinem Leben, 3.Aufl., 2008, Wagenbach

Der ewige Weg

34. Landeswettbewerb Deutsche Sprache und Literatur Baden Württemberg

Thema 2:
„Kafkas Räume“ – finden Sie einen Zugang



Leander Rathe Schneider
Goethe Gymnasium Ludwigsburg

Der ewige Weg

Mut und pure Faszination ergriffen B. eines Sommermorgens, noch bevor er sein Bett verließ. Seine kleine, einsame Holzhütte am Rande seiner Felder war von der nächsten Stadt durch eine Bergkette getrennt, deren Gipfel bis über die Wolken zu ragen schienen. Nun war es jedoch genau diese Stadt, von der B. nicht aufhören konnte, zu träumen. Verwaschene, flüchtige Erinnerungen an ein Leben dort verirrten sich in seinem Kopf, obgleich er weder wusste, warum er diese Bilder im Kopf hatte, noch woher diese kamen. An B.s Holzhütte kamen regelmäßig Händler auf Pferden vorbei, die auf dem Rückweg in die Stadt waren. Er kam mit ihnen ins Gespräch und notierte im immerwährenden Durst seiner Faszination jegliche Erzählungen, die sie über die Stadt erzählten. Alle Erzählungen unterschieden sich, befanden sich auf einem Spektrum von grausam bis verrückt. Aber sie alle erwähnten das riesige Stadttor, das den einzigen Zugang zu Stadt darstellte. Es war sogar von B.s Holzhütte aus zu erahnen, trotz ihrer Einsamkeit. B. war ein einfacher, junger und kräftiger Landwirt, sowie der Einzige in der Gegend. Seine meist leeren Felder lagen nackt auf dem seltsam flachen Land, das die Berge umgab und in dem seine Hütte stand. Wind, Wetter und Tiere aus den anliegenden Wäldern fielen oft über seine Ernte her, da er alleine kaum genug Kraft und Zeit hatte, sein riesiges Grundstück rechtzeitig abzuernten. Ausgehungerte Jäger auf dem Rückweg zur Stadt schlurften durch seine Felder und Beete und rissen hungrig ganze Stauden aus, die abgenagt zurückgelassen wurden. All die sorgte für das recht einfache, bescheidene und manchmal auch karge Leben B.s. Dieses Jahr war jedoch überraschend gut zu ihm gewesen. Kaum Ernte zerstört und B. konnte bereits im Sommer eine riesige Menge an Obst, Gemüse und Getreide einfahren und lagern. Warum ausgerechnet dieses Jahr so gut und die Reifezeit so früh waren, verwunderte B. zwar anfänglich, er hinterfragte es allerdings nicht weiter. Nachdem er alles sorgfältig in seinem Lager hinter seiner Holzhütte verstaut hatte, war der Sommer bereits fast vorüber. Er wachte also am letzten der Sommertage auf, mit dem Entschluss, Einlass in die ersehnte Stadt zu erlangen. Die reiche Ernte hatte ihm ein Gefühl von Selbstverwirklichung und Stärke gegeben, welches nun seine Motivation antrieb. Zum vermeintlich letzten Mal verließ er sein Bett und packte seine Tasche mit allem, was er von Nutzen glaubte: Werkzeug, reichlich Proviant und einen Strohsack als provisorische Matratze. Die Tasche zurrte er mit einem starken Seil auf seinem Rücken fest. Er sah sich ein vermutlich letztes Mal in seiner Holzhütte um. Er war ihrer Beklemmnis schon lange satt geworden und der Gedanke an die große, freie Stadt, bestärkte ihn in diesem Gefühl. Auch von außen störte ihn inzwischen, wie winzig, simpel und unbedeutend diese kleine, einsame Holzhütte doch war. Die Weite seiner bald zurückgelassenen Felder schien ebenso ohne Wert verglichen mit der Stadt und seiner erwarteten zukünftigen Freiheit, die er dort haben würde. Dann richtete er seinen Blick auf die Berge. B. vergaß sofort alles, von dem er sich gerade verabschiedet hatte, als er in der Ferne das riesige,

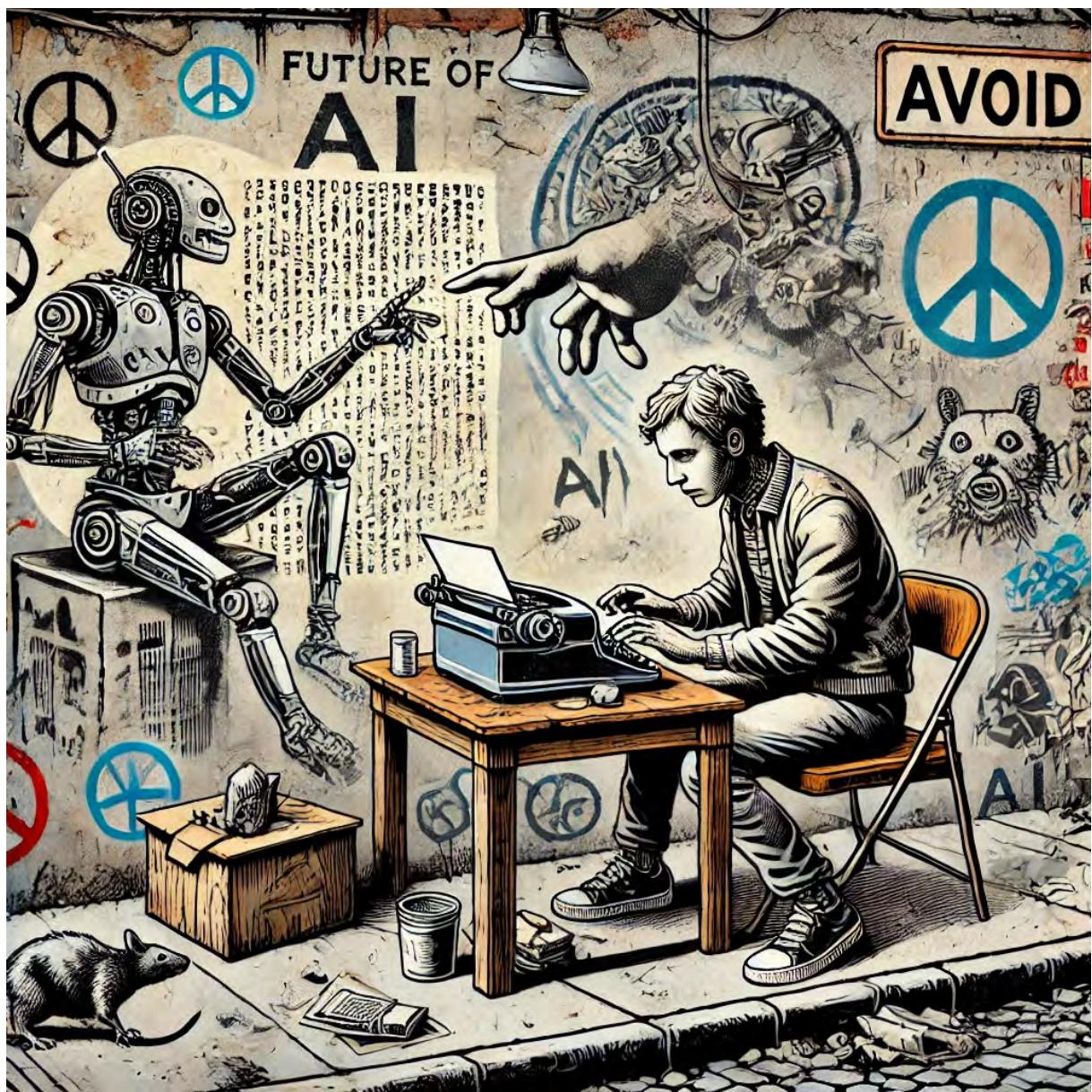
schwere Holztor zur Stadt sah, welches in der Ferne in eine Bergwand eingelassen war. Dies war B.s einzige Möglichkeit, in die Stadt zu gelangen. Er machte sich also auf den Weg, das Tor fest im Blick. Die ersten Stunden rannte er förmlich auf sein Ziel zu. Voller Energie und Tatendrang legte er Meter nach Meter zurück. All dies trotz der immer noch sengenden Hitze des letzten Sommertages. Der Schweiß lief ihm in Strömen das Gesicht herab, verfing sich in seinen Augenbrauen, und fiel ihm regelmäßig in die Augen. Dem zum Trotz setzte B. seinen Weg unverändert fort. Das Seil auf seinem Rücken rieb an der schweiß getränkten, fleckigen Kleidung, die seinen Oberkörper bedeckte. Er ließ sich jedoch nicht beirren und wurde nicht langsamer. Die zurückgelassene Hütte verschwand schon bald hinter ihm. Als die Sonne langsam begann unterzugehen, beschloss B., am Wegrand ein Lager aufzuschlagen. Die erhoffte Abkühlung der weiterhin brennenden Hitze trat auch nach vollständigem Untergang der Sonne nicht ein. Als er seine Schuhe auszog, um für seine blasenbedeckten Füße zu sorgen, vernahm er ein leichtes Trommeln. In der Ferne konnte er die schnell wachsenden Umrisse eines Reiters wahrnehmen. B. wandte sich ab, um seine Füße zu verbinden und als er wieder aufsah, passierte gerade der Reiter. Die massiven Flanken des Hengstes waren von zwei dicken Taschen aus lederartigem Material bedeckt. Was sich darin befand, konnte B. nicht erkennen, nur, dass sie fast überquollen. Der Mann selber sah ebenso stattlich aus wie sein Pferd. Groß, aufrecht und die Zügel fest im Griff, saß er im Sattel. Fein gekleidet und gut rasiert. Zweifelsohne einer der Stadtbewohner. „Ein Weiterer, der es geschafft hat“, dachte fasziniert B. und wandte sich wieder seinen blutigen Fußsohlen zu, ohne das Bild des Reiters vor seinem inneren Auge zu verlieren. Trotz der des Nachts aufgekommenen, milden Brise schwitzte B. weiterhin stark und tränkte seinen Strohsack mit dem salzigen Wasser. Er fand nur schwer den Schlaf. Das Stroh stach ihn und das Bild des Reiters ging ihn nicht mehr aus dem Kopf. Bevor der erste Sonnenstrahl des nächsten Tages B.s ehemaligen Rastplatz erreichte, hatte dieser seinen Weg bereits wieder angetreten. Weiter lief er den steinigen Weg entlang, seine Konzentration auf das Tor in der Ferne gelenkt. Seine verbundenen Füße schmerzten ohne Unterbrechung. Jeder Schritt tat ihm weh. Immer mehr wurde das rosarote, wunde Fleisch seiner geplatzten Blasen belastet. Der sich in den Schuhen sammelnde Schweiß brannte unter seinen Sohlen. Mit stetigem Schritt setzte er seinen Weg unbeirrt fort. Den ganzen Tag zwang B. sich weiter vorwärts, doch das Tor schien nicht näherzukommen. Er hatte nicht den Eindruck, dass er näherkäme und das Tor schien immer noch winzig und unendlich weit entfernt. Auch B.s Gelenke hatten angefangen zu schmerzen. Besonders seine Knie bereiteten ihm Probleme. Unter dem Vorwand, dass dies nur Einbildung oder Anstrengung sein könne, zog B. weiter. Der nächste Sonnenuntergang folgte rasch und B. schlug erneut sein provisorisches Lager auf. Die sengende Hitze, die ihn den ganzen Tag geplagt hatte, hatte begonnen abzuklingen und war einer angenehmen Kühle gewichen. Vor Müdigkeit, Verausgabung und Schmerzen in den Knochen, legte B. sich früher zu Ruh, wie er es in der Nacht zuvor getan hatte. Mitten in der stillen, mondlosen Nacht, riss

ihn jedoch ein lautes, kreischendes Geräusch aus dem Schlaf. Fast wie ein Schrei klang es und sorgte bei B. zunächst für Verunsicherung. Als er sich beruhigt hatte, kam er zu dem Schluss, dass es sich lediglich um einen Freudenschrei aus der nun nicht mehr ungreifbaren Stadt gehandelt hatte, den der Wind zu ihm getragen hatte. Dieser war demnach bestimmt gewesen, sein Ohr zu erreichen. Von der Stadt und seiner zukünftigen Freude träumend, schlief B. bis weit in den nächsten Tag hinein. Und so ging es einige Tage lang. Tagsüber lief B. immer weiter auf das Tor zu, welches jetzt anfing, näherzukommen. Er dachte an nichts anderes mehr, als an sein Ziel zu erreichen, sodass er auch stundenlang nichts zu sich nahm. Gleichzeitig wurden seine Schmerzen jedoch immer schlimmer. Die Blasen bluteten weiter und rissen tiefe Löcher in seine Haut. Das Seil, das auf seinem Rücken rieb, hatte Schwülen hervorgerufen und B. trug es nun auf der anderen Schulter. Neu waren die Rückenschmerzen, welche B. als nichtssagend deutete, da dies ganz normal sei, wenn man für so lange wanderte. Womöglich aufgrund der zurückgelegten Höhenmeter wurde es immer kälter, je weiter B. voranschritt. Auch nachts begann er zu frieren, aber das Tor, das nun nicht mehr unerreichbar zu sein schien, gab ihm die nötige Energie aufzustehen, weiterzulaufen. Während der letzten Nächte waren drei weitere Männer auf Pferden vorbeigekommen. Auch sie waren höchstwahrscheinlich auf dem Weg zurück in die Stadt. Ihre muskulösen, schweren Pferde ließen die Erde beben und B. hatte eine Art Wappen auf dem Rücken der Männer erkannt. Dieses Wappen bestand aus einem schwarzen Hintergrund, auf dem ein riesiger, dunkler Baum zu erkennen war, der jedoch keine Blätter mehr trug. Als das Tor fast greifbar war, begannen B.s Schmerzen immer schlimmer zu werden. Seine Arme taten bei jeder Bewegung weh und auch seine Finger wurden steif. Schmerzende Gelenke und Knochen, Blasen und Blutungen erschwerten ihm die Reise. Auf seinem Gesicht waren vereinzelt dunkle Flecken erschienen und sein grau gewordenes Haar fiel ihm aus. Er zitterte vor Kälte, aber musste sich trotzdem den Schweiß von der fleckigen, faltigen Stirn wischen. Gebückt, mit krummem Rücken und einem Stock als improvisierte Krücke, setzte er seinen Weg fort. Noch immer dachte er nicht daran, umzukehren. Immer langsamer bewegte er sich und immer öfter musste er Rast machen. Je weiter er kam, desto beschwerlicher wurde jede Bewegung und desto kraftloser wurde B. Er führte einen Kampf gegen sich selbst, zwang sich, immer weiterzugehen. Die Erinnerung an die vorbereitenden Städter schürte seinen brennenden Wunsch. Immer noch war er fest davon überzeugt, sein Ziel zu erreichen. Als eines Nachts ein fünfter Reiter vorbeikam, wachte B. zwar auf, zeigte jedoch zunächst kein Interesse an dem vorbeieilenden Mann. Das war so, bis er erkannte, dass dieser die prallen Taschen voller Äpfel hatte. Sie vielen beinahe aus den ledrigen Taschen und selbst in den Händen hielt er je eine Frucht. Einer der Äpfel fiel nun jedoch aus einer der dicken Satteltaschen und landete im Gras neben B. B., dessen Vorräte langsam knapp geworden waren, nahm sich diesen und verstautete ihn in seiner Tasche, zumal der Reiter es nicht bemerkte zu haben schien und bereits hinter der nächsten Kurve verschwunden war. Der nächste Tag

sollte der Tag werden, an dem B. endlich das Tor zur Stadt erreichen würde. Als er des Morgens aus seinem Schlaf erwachte, waren seine Schmerzen so schlimm wie noch nie zuvor. Er konnte sich kaum bewegen, seine grauen Haare waren ihm über Nacht komplett ausgefallen und auf seinen runzligen Händen waren dieselben Flecken erschienen, die bereits sein Gesicht bedeckten. Sein Körper begann zwar, ihn im Stich zu lassen, doch B. war mittlerweile in einen rauschartigen Zustand verfallen. Das Tor war nun so nah. Die Schmerzen spürte er nicht mehr. Er setzte seinen Weg somit langsam, aber dennoch sicher fort. Es kam ein starker Wind auf und als er nach dem, was sich wie eine Ewigkeit anfühlte, das Tor erreicht hatte, begann es zu schneien. Er hatte sein Ziel erreicht. Voller Euphorie rannte er, sofern möglich, die restlichen Meter, die zwischen ihm und dem Tor zur Stadt standen. Sein Traum würde sich jeden Moment erfüllen. Doch als er das feste Holztor mit seinen eisernen Beschlägen erreichte, merkte er, dass dieses fest verschlossen, ja, geradezu verriegelt war. So kurz vor dem Ziel scheitern zu können, erfüllte B. mit einer Wut, die er nie zuvor gespürt hatte. Mit all seiner Kraft schlug er an das Tor, warf sich förmlich dagegen. Er schrie so laut, wie er nur konnte. Aber nichts. Das Tor stand nach wie vor an seinem Platz. Unverändert, unbeeindruckt von B.s Klagen. B. beschloss, mit dem nächsten Reiter das Tor zu durchqueren. Zwei Tage und zwei Nächte vergangen und B. wartete ununterbrochen auf Einlass. Die Kälte saß ihm in den Knochen. Sein Schweiß tränkte trotzdem den Stoff seiner Kleidung, welche an ihm klebte. Am folgenden Tag gab er sich wieder seiner Verzweiflung hin. Voller Hass schlug er, diesmal mit in der Nähe liegenden Steinen, auf das Tor ein. Doch egal wie groß, wie schwer der Stein, seine Schläge hinterließen keinen Kratzer im schweren Holz des Tores. Nach einigen Stunden voller Versuche, das Tor zum Öffnen zu zwingen, ließ B. sich erschöpft nieder. Hungrig fiel er über seinen restlichen Proviant her, verschlang alles, was noch nicht zuvor zu sich genommen wurde. Nur eine Hälfte des gefundenen Apfels ließ er übrig, um im Notfall auf etwas zurückgreifen zu können. Am nächsten Tag versuchte er, das Tor zu überwinden, indem er an der anliegenden Felswand emporkletterte. Die steile Felswand war jedoch erbarmungslos. Seine kalten, knochigen Finger fanden keinen Halt und erst nach drei Tagen ununterbrochenen Kletterns schien es ihm, als hätte er Fortschritte gemacht. Sicher konnte er sich jedoch nicht sein. Das Pfeifen des Windes und die Dichte des Schneegestöbers behinderten seine Wahrnehmung, er glaubte sich auf halber Höhe des Tores zu befinden. Er sprach sich immer wieder Mut zu und versicherte sich, dass er es schaffen werde. Verkrampft hielt er sich an der Wand fest. Blut trat bereits unter seinen Fingernägeln hervor, als er von oben Stimmen vernahm. Er sah auf und durch den Schnee erkannte er die Silhouetten dreier Städter, die sich über ihm auf dem Tor befanden. Das Gespräch dieser verstummte jedoch kurz danach. Die Stille schien B. unerträglich lang und war wie Folter für ihn. Nach einigen Sekunden begannen die Städter zu lachen. Ein lautes, arrogantes Lachen hallte in B.s Ohren wider. Seine Arme begannen nun, endgültig nachzugeben. All seine Hoffnung war zerstört. Seine Finger lösten sich von der Wand und er glaubte, in sein Verderben zu fallen. „Was gibt es

noch zu leben?“, waren seine Gedanken, als er auf dem Boden aufkam. Unverletzt sah er auf und merkte, dass er sich während seines Kletterversuches kaum einen Zentimeter vom Boden entfernt hatte. Verstört hob er seinen geschundenen, schwachen Körper auf. Die Städter waren wieder im Schnee verschwunden. Nur der halbe Apfel war Zeuge des soeben Geschehenen. Dieser blieb zurück, als B. den Rückweg antrat. Enttäuscht von sich selber, erschüttert von der schlagartig unmöglich gewordenen Erlösung, in die Stadt zu gelangen, machte er sich auf den Weg. Trotz seiner schmerzenden Gliedmaßen kam B. zügig voran. Als die erste Nacht hereinbrach, war das Tor bereits lange hinter ihm verschwunden. Die folgenden Tage und Nächte liefen ruhig ab. Kein einziger Reiter störte seinen Schlaf. Je weiter B. sich vom Tor entfernte, desto schneller kam er voran und desto wärmer wurde es. Bereits am nächsten Tag war die Kälte der B. bekannten brennenden Hitze gewichen. Obwohl es nun schon länger nicht mehr Sommer war, wurde die Hitze immer unerträglicher, wahrscheinlich durch den Kontrast mit der vorher erlebten Kälte. Als abends die vertraute Holzhütte am Horizont zu sehen war, schlug B. voller Bitterkeit sein Lager auf, indem er anschließend erschöpft zusammenbrach. Langsam und schwächlich schleppete er sich am nächsten Morgen in Richtung Heim. Dürr vor Hunger, kahl und voller Agonie trat er schließlich wieder in die vertraute Hütte. Kraftlos schleifte er sich zu seinem staubigen Bett, die Schmerzen in seinen Beinen zu groß, um laufen zu können. In einem letzten Kraftakt legte er sich auf sein Bett, welches ihm nie weicher vorgekommen war. Langsam schloss er die befleckten Augenlider und verschied in seinem Bett, in der einsamen, kleinen Holzhütte unter der weiterhin sengenden Hitze.

Die Zukunft des Schreibens in Zeiten der KI



KI-generiert (DALL-E 3 / Fabian Welsch)

DIE ZUKUNFT DES SCHREIBENS IN ZEITEN DER KI

Philip Bartz

34. Landeswettbewerb Deutsche Sprache und Literatur

Baden Württemberg



DIE ZUKUNFT DES SCHREIBENS IN ZEITEN DER KI

1

1. Die KI: eine Annäherung

3

1.1 Was ist KI ?

3

2. Chancen und Herausforderungen durch den Einsatz von KI

4

2.1 Ist KI dem Menschen gewachsen?

4

2.2 Zukunftsvision der KI im Bereich Sprache

6

2.3 Gesellschaftliche Abneigung vor Schreibprozessen der KI

9

3. Ausblick in die Zukunft mit KI

11

3.1 Folgen im Umgang mit Schriften für den Menschen

11

Fazit

13

Literaturverzeichnis

15

1. Die KI: eine Annäherung

1.1 Was ist KI?

Ein Schritt in die ungewisse Zukunft ist nur möglich, wenn man sich den aktuellen Zuständen bewusst ist. Zwar öffnet dieses Vorgehen keine gepflasterten Wege für eine beständige Zukunft, doch gibt es die Möglichkeit, in all den verschiedenen möglichen Richtungen einen Einblick in die sich vorzustellende Zukunft zu erhaschen.

KI, abgekürzt für künstliche Intelligenz, verfolgt einen Zweck: Maschinen oder Anwendungen eine Menschlichkeit einhauchen. Es soll von einer gezielten Imitation der menschlichen Denkweise Gebrauch gemacht werden, die in einer ähnlichen Intelligenz, zu der eines Menschen resultiert.

Dieser Vorgang ist durch maschinelles Lernen möglich. Daten werden hierfür ständig ausgewertet, sortiert und neu bewertet, wodurch Ergebnisse eines Exempels in neue Eingaben einfließen und eine Art Gedächtnis bilden, was sich geeignete Vorgänge durch stupides Raten merkt. Ein damit verbundener Begriff ist das neuronale Netz, welches laut dem IKS den Nervenzellenverbindungen im menschlichen Gehirn nachempfunden wurde. Diesem Netz würden folglich wiederholt Daten zum Verarbeiten gegeben werden, die dafür sorgen, dass die Gewichtungen der Verbindungen zwischen Einzelschichten des neuronalen Netzes stetig angepasst werden und damit eine exaktere Einordnung der Daten ermöglicht sei.¹ Die gesteigerten „deep neural networks“² seien demnach in der Lage noch komplexere Probleme durch Deep Learning zu lösen. Diese Systeme können sich gegebenenfalls auch gegenseitig verbessern und so ohne direkten Einfluss eines Menschen weiterentwickeln. Der Mensch als initialisierender Aktivator hingegen bleibt.

¹ Fraunhofer Institut: Künstliche Intelligenz (KI) und maschinelles Lernen, in Fraunhofer IKS, - ,

<https://www.iks.fraunhofer.de/de/themen/kuenstliche-intelligenz.html>(24.11.2023)

² Ebd Fraunhofer IKS

2. Chancen und Herausforderungen durch den Einsatz von KI

Die KI ist mittlerweile tief in das Alltagsleben eines jeden Menschen eingedrungen. Unbewusst womöglich tiefer als man im ersten Moment denkt. Sie steckt in allerlei Bildverarbeitungen sowie Optimierungsprozessen, hilft maßgeblich in der Mustererkennung und revolutioniert nahezu das starre Internet durch noch nähere Datenwiedergabe. Ein Bereich, der gerade in der Bildung eine Rolle spielt und dem ich mich im Weiteren auch in dieser Arbeit annähern werde, ist die Sprache und das Verständnis der KI, Sprache zu verarbeiten.

2.1 Ist KI dem Menschen gewachsen?

Die Zukunft der artifiziellen Intelligenzen wird stetig auf den jetzigen Erkenntnissen und Technologien aufbauen und selbst diese sind auf den ersten Blick weitaus informierter und schneller als der Mensch, unter Betrachtung von Informationsbeschaffung und deren Einordnung. ChatBot's wie der von OpenAI sind nicht ohne Grund so erfolgreich. Den meisten sollte diese KI unter dem Namen ChatGPT für Chatbot Generative Pre-trained Transformer bekannt sein. Die KI entwickle sich zu dem „heiligen[n] Gral [unter den] KI-Sprachmodelle[n]“³, so Fabian Mahnke Informatiker und Autor. Wie dieser Ehrentitel bereits verrät, ist GPT darauf spezialisiert, mit Menschen über allerlei Probleme, Fragen oder Gedanken zu chatten. Das Ansehen kommt aber nicht von der Genialität der KI, denn diese wird im Fachjargon trotz ihrer Stärke einer schwachen KI zugeordnet, vielmehr ist ChatGPT so bekannt, da es einen für den Menschen essentiellen Bereich beherrscht: Sprache. Die KI ist basal eine vom Menschen trainierte Intelligenz, die dem Menschen bestehende Information aus dem Netz in möglichst logischer Reihenfolge zusammenstellt. Diesem Muster kann das System allerdings nicht entgehen, es kann zwar immer neue Texte erstellen und aus den erstellten Texten und den Eingaben lernen, doch ist es diesem nicht möglich, menschengleiche Logik im Denken und der Eigenständigkeit zu erlangen. Nach der

³ Mahnke Fabian: GPT-4: Der neue Heilige Gral der KI-Sprachmodelle?, in OMK Reviews, 22.09.2023, [https://omr.com/de/reviews/contenthub/chatgpt-4\(22.12.23\)](https://omr.com/de/reviews/contenthub/chatgpt-4(22.12.23))

Linguistin Emily Bender handele es sich im Grunde um „stochastische Papageien“⁴, da diese großen Sprachmodelle nach System Wort an Wort hängten, selbst aber keines dieser verstehen würden. Die KI folgt noch dem Initialisierungsplan, kann diesen aber für die meisten sehr überraschend umfangreich nutzen. Die künstliche Intelligenz verfolge also das „Prinzip der Täuschung“⁵, indem es Sprache genau auffasst und versucht so menschlich, wie nur möglich zu implementieren. Aufgrund der schnellen Weiterentwicklung gibt es trotzdem bereits gespaltene Meinungen, was die Kraft, wenn auch zukünftig, von solchen KI's angeht. Die Technikbegeisterung führt selten sogar zu Solutionismus⁶, also der Annahme, dass mit Fütterung der weltweiten Datenverarbeitungen höhere Probleme gelöst werden können und resultiert in einem extremen Bild des Transhumanismus⁷, in dem mathematischen Intelligenzen das Menschsein erweitern. Vom Menschen erstellte Literatur, die wissenschaftlichen Quellen sowie Texte der Historik sollen also später grundlegend durch KI geprägt sein und nur dadurch an Ansehen gewinnen. Dieser totalitären Vorstellung widerspricht Harvard Professor Evgeny Morozov. Ihm zufolge sei diese vermeintliche Utopie mit Vorsicht zu betrachten, da Datenhäufung nicht automatisch transparente Optimierung von menschlichen Tätigkeiten folge⁸. Selbst der Philosoph Max Bense, der sich 1962 mit der Strukturanalyse von Sprache befasste, kam zu dem Schluss, dass Text ein „personales poetisches Bewusstsein“⁹ brauche, das den Text mit der Welt verknüpfe. Allein über mathematische Eigenschaften lässt sich keine Textlinguistik, folglich also keine klare Semantik oder Kohärenz ableiten. Eine technische Singularität stellt also noch verschleierte Ungewissheit in den Raum. Die Übernahme der Technologie ist bisher nur ein entfernt klingendes Drama.

Um eine Einschätzung der möglichen Zukunft zu erlangen, lohnt es sich aber die möglichen Szenarien im Umgang mit Sprache und Schrift abzuwägen.

⁴ Jan Lause: Schlauer Chatbot oder dummer Papagei? Über die Limits großer Sprach-KIs, in: te.ma, 12.07.2023, <https://doi.org/10.57964/p6hd-g987>(18.11.2023)

⁵ Hannes Bajohr: *Artifizielle und postartifizielle Texte. Über Literatur und Künstliche Intelligenz*, 08.12.2022, <https://hannesbajohr.de/wp-content/uploads/2022/12/Hoellerer-Vorlesung-2022.pdf>(01.01.2024)

⁶ Solutionismus: Alle bestehenden Probleme sind durch die Nutzung von Algorithmen lösbar.

⁷ Transhumanismus: Die Grenzen des Menschseins und dessen Möglichkeiten durch technische Entwicklungen erweitern.

⁸ vgl. Evgeny Morozov: Wir nehmen der KI ihr utopisches Potenzial, in: Zeit Online, 29.07.2023, <https://www.zeit.de/kultur/2023-07/evgeny-morozov-kuenstliche-intelligenz-risiken-silicon-valley>(15.12.2023)

⁹ Hannes Bajohr: Schreiben nach KI – artifizielle und postartifizielle Texte, in: Deutschlandfunk, 16.04.2023, <https://www.deutschlandfunk.de/schreiben-nach-ki-artifizielle-und-postartifizielle-texte-100.html>(01.01.2024)

2.2 Zukunftsvision der KI im Bereich Sprache

Die Zukunft der artifiziellen Intelligenz wird unseren Umgang mit Sprache und Schrift revolutionieren. Es gibt schon zahlreiche dystopische Vorstellungen, auch aber utopische Visionen. Fakt ist, dass sie repetitive Aufgaben bereits jetzt in zufriedenstellendem Maße erledigen. Das könnte für die Zukunft bedeuten, dass Aufgaben wie das Kopieren von Texten oder sogar das Zusammenfassen dieser für den Menschen obsolet werden. Das Zeitfenster, in dem diese Vermutung sich bewahrheiten könnte, wird wie alle folgenden Gedanken stets von der Zunahme Geschwindigkeit von Qualität und Zuverlässigkeit abhängen. Der erste Bereich, der bereits involviert ist und in der Zukunft von KI profitieren wird, ist die Marketing-Branche. Schon jetzt werden sämtliche Onlineprofile von Nutzern im Internet erstellt und anschließend für eigene Werbung mithilfe individueller Präferenzen gespeichert oder aber verkauft und von unbekannten Anbietern für gezielte Werbung weiterverwendet. Künstliche Intelligenz ist im Stande diese Profile zuzuordnen und Werbung eigens so anzupassen, dass sie zu dem Nutzerprofil passt, was eigenständiges Schreiben von Mitarbeitern in Firmen praktisch unnötig macht. Die KI kann eben große Mengen an einfachen Textzusammenhängen sehr effizient erstellen. Dieser Prozess wird bereits genutzt und schon 2019 setzten Unternehmen 64 % ihrer Automationen durch KI für die Datenanalyse im Marketing ein.¹⁰ Damit einhergehend sind aber auch fehlende Arbeitsplätze, die zukünftig aus der Werbebranche weggedacht werden müssen. Ähnlich verhält es sich hier mit dem Journalismus, der mit besseren AI's bald von ganz alleine ablaufen könnte, ohne dass Artikel per Hand geschrieben werden müssen oder ein Skript für den Sprecher notwendig ist, da die KI diese weitaus effizienter produzieren könnte. Im Endeffekt birgt sich hinter all dem die Vermutung, dass Schreiber, Autoren von Berichten, Zeitungen und Artikeln bald der Vergangenheit angehören und sich neu orientieren müssten. (vgl.3.1)

So ist es gerade die Bildung, die einen Höhepunkt der KI-Nutzung verzeichnet. Die künstliche Intelligenz scheint für die meisten Aufgaben besser zu gebrauchen zu sein, als der normale Schüler und durch den anstehenden Leistungsdruck neigen Schüler zur

¹⁰ vgl. L.Lohnmeier: *Wofür setzt Ihr Unternehmen KI derzeit im Hinblick auf die Automatisierung bestimmter Aktivitäten im Bereich Marketing ein?*, in Statista, 02.01.2024, <https://de.statista.com/statistik/daten/studie/984521/umfrage/einsatzbereiche-von-ki-im-marketing-weltweit/>(10.01.2024)

Verwendung der berühmten KI, die den Schulanspruch schon meistern wird. Das Problem: Das tut sie. Zumaldest bis zu dem Punkt, an dem Schüler begreifen, dass sie mehr als nur stupides Erklären einer Aufgabenstellung brauchen, um die nächste Klausur zu bestehen. Die KI stellt in diesem Sachzusammenhang eine Bedrohung für die freie kognitive Entfaltung eines Lernenden dar und wird diesen Einfluss in den nächsten Jahren und Jahrzehnten keineswegs senken. Dieser Entwicklung sehen viele mit Furcht entgegen, obwohl diesen Ängsten, wie sich im weiteren Verlauf dieses Textes zeigen wird, bereits Abhilfe geschaffen ist und potenzielle Nachteile zu Vorteilen der KI-Nutzung umkehrbar sind.

Die Zukunft des Schreibens wird also neugestaltet werden und das bedeutet zwangsweise Veränderung. Schon in wenigen Jahren sind tausende von neuen Möglichkeiten zu erwarten, die die Arbeit mit Schrift für Leser, Lernende und Autoren verändert. KI bringt einen immensen Wissensspeicher mit sich, der zukünftig helfen dürfte die Produktivität in allen diesen Bereichen zu steigern. Wie bereits beschrieben, werden passende Quellen und Thesen aus der Wissenschaft deutlich schneller aufzufinden sein, die man als Schreiber in einen Text implementieren kann. Daran anschließen wird sich also auch eine Effizienzsteigerung in Prozessen wie der Recherche. Stichwortsuchen und die eigene Generierung von neuen Themen, Geschichten und Zusammenhängen, kann Autoren bei der Ideenfindung helfen, komplizierte Sachverhalte leicht verständlich machen oder einen Text mitgestalten, der im Anschluss von einem Menschen überarbeitet wird. Doch auch die reine Verarbeitung von Schriftmaterial wird unterstützt. AI's sind nicht nur, wie bereits jetzt, trainiert genug, um Rechtschreibung, Grammatik und Zeichensetzung zu überprüfen, sie werden künftig im Stande sein ganze Texte einem Schreibstil nachzuempfinden und literarische Meisterwerke der Historik zu erweitern oder aber neue Texte in gleicher Tonalität zu verfassen. Selbstverständlich ist auch die exakte Übersetzung von ganzen Werken durch eine KI möglich und literarischen Werken wird ein weitaus größeres Ansehen über die gesamte Welt hinaus bevorstehen. Eine Autorin, die bereits mit KI ihre Werke verfasst, ist Jennifer Lepp. Sie nutzt die KI Sudowrite und entwickelt, wohlgemerkt mit, nicht von der AI produzierte Romane und veröffentlicht alle 49 Tage eines dieser Exemplare.¹¹ Sie betont, dass die KI zwar Wörter

¹¹ vgl. Josh Dzieza: *The Great Fiction of AI The strange world of high-speed semi-automated genre fiction*, in *The Verge*, 20.7.2022, <https://www.theverge.com/c/23194235/ai-fiction-writing-amazon-kindle-sudowrite-jasper>(24.11.2023)

fände, doch seien die Romane stets aus ihrer ganz eigenen Welt heraus entstanden.¹² Inwieweit diese Art des Schreibens einem als Leser zusagt, bleibt eine eigene Präferenz.

Ein weiterer Bereich in dem große strukturelle Änderungen ablaufen müssen, um neue Technologien aufzunehmen zu können, ist die Bildung. Länder ohne ausreichende Bildungsinfrastruktur werden gegebenenfalls eine neue Möglichkeit haben, Texte in deren Heimatsprache zu lesen. Darüber hinaus werden Schüler aller Länder einen angepassten Lernstil entwickeln können, indem die KI als Lernpartner hilft, komplexe Themenbereiche, wie der Literatur, miteinander zu verknüpfen und verständlich zu machen. Auch Dr. Tina Klüwer eine Expertin für KI erklärt in den ZDF-Heute Nachrichten, dass das Potenzial der KI ausgenutzt werden müsse, um ganz neue Lernstrukturen zum Vorteil der Schüler einzuführen.¹³

Festzuhalten ist mit großer Sicherheit, dass sowohl negative als auch positive Effekte durch weitere Automatisierungen der KI folgen werden.

Ein Extrembeispiel ist mir dabei aber besonders im Gedächtnis geblieben, da es leicht überzogen, Hypothesen zur Entwicklung der Schrift aufstellt. Der Literaturwissenschaftler und Essayist Hannes Bajohr schildert im Deutschen Rundfunk, dass eine zunehmende Integration von artifiziellen Texten in natürliches, also von dem Menschen geschriebenes, Material, schnell zur Unterdrückung des natürlichen Textes führen könne. KI's steigerten ihre Performance mit zunehmenden Textpassagen und seien womöglich bereits in absehbarer Zeit auf alle bereitstehenden Textquellen trainiert, was hieße, dass sie sämtliches Wissen der Welt in sich tragen würden. Das wiederum führe dazu, dass die KI von bereits fusionierten Texten lerne und sich so ein, vom Philosophen Benjamin Bratton, benannter Ouroboros-Effekt einschleiche. Zu vergleichen sei diese Vorstellung abstrakt gesehen mit einer Schlange, die sich in ihren eigenen Schwanz beißt. Die Folge aus diesem Extremfall wäre eine Ausrottung von neuem natürlichem Text, da nahezu nur Quellen unter Einfluss von KI beständen, so Bajohr.¹⁴ Dieses Szenario scheint zwar fern ab von der Realität, könnte aber in etwas kleinerem Umfang durchaus auf eine KI-lastige Informationswelt hindeuten.

¹² vgl. Brian Rotter: Um schneller Bücher zu produzieren: Autoren fangen an, KI zu verwenden, in t3n, 22.07.2022, <https://t3n.de/news/um-schneller-buecher-produzieren-1487645/>(03.11.2023)

¹³ vgl. ZDF Heute Nachrichten, 2023, <https://www.youtube.com/watch?v=c7acvez9RwE>(01.11.2023)

¹⁴ vgl. Hannes Bajohr: Schreiben nach KI – artifizielle und postartifizielle Texte, in Deutschlandfunk, 16.04.2023, <https://www.deutschlandfunk.de/schreiben-nach-ki-artifizielle-und-postartifizielle-texte-100.html>(01.01.2024)

2.3 Gesellschaftliche Abneigung vor Schreibprozessen der KI

Natürlich ist die Zukunft ungewiss und das mag dem einen oder anderen ein mulmiges Gefühl geben, doch warum ist die KI trotz der heutigen Erfolge weiterhin unbeliebt, sodass eher negativ in die Zukunft geblickt wird?

Das Hauptproblem liegt bei der KI in der sogenannten fremden Intelligenz. Zwar ist sie vom Menschen trainiert, so ist ihr Vorgehen für die meisten Anwender doch aber nicht direkt nachvollziehbar. ChatBots wie ChatGPT reagieren wie selbstverständlich auf eine Eingabe und generieren nach und nach Wörter. Der Prozess dahinter ist unbekannt und nur wenige haben direkte Einblicke in das Training solcher KI's. Fehlende Transparenz spielt eine große Rolle im Misstrauen der Menschen. Man hat das Gefühl keinerlei Einfluss auf das Geschehen des Programms zu haben, wobei gerade die eigenen Eingaben in die KI-Fortschritt bringen, da neue Referenzen geschaffen werden. Man entwickelt leicht Überlegungen von einem Kontrollverlust über diese besondere Intelligenz. Solche Vermutungen werden in den nächsten Jahren zunehmen, da auch die KI's weiter Fortschritte erleben werden. Was dieses Unbehagen verstärkt, ist das nicht-Vorhanden-Sein einer Person. Die KI ist nicht greifbar und übernimmt für generierte Texte keine Verantwortung. „ChatGPT kann Fehler machen. Überprüfen sie wichtige Informationen“¹⁵ Solch eine Warnung ist das Gegenteil von dem, was man von einer so komplexen AI erwartet, es ist eben auch „nur“ ein neuronales Netz. Man lernt mit der Zeit und Nutzung von ChatGPT den kritischen Umgang, den man mit KI's durchaus haben sollte. Doch Urheberrechtsverletzungen sind genauso wie Fehlinformationen möglich und ständig abzuwägen. Man stelle sich solch eine KI bei der Verarbeitung persönlicher Daten vor: Ein wichtiges Anliegen wird dem Arzt, Anwalt oder eben einer wichtigen Institution vorgebracht und als Antwort oder Verarbeitung dieser wichtigen Daten sind KI's verantwortlich. Technische Wesen, keine Lebewesen, aber eine Form der Intelligenz, die zwar rein auf Stichworte des Anliegens aus ist, dennoch alle Informationen hat. Möchte man vertrauliche Briefe nicht lieber in der Hand eines Menschen wissen, der für

¹⁵ o.V. <https://chat.openai.com/auth/login> (15.12.2023)

sein Handeln einsteht und geschriebene Texte direkt aus dem Bewusstsein eines Menschen erhalten?

Die KI ist umstritten und der Gedanke der menschlichen Überlegenheit ist jetzt schon, wie ein Anspruch ausentwickelt, der ständig zu beweisen sein muss: Das schildert die neue Zürcher Zeitung (NZZ), indem sie aufzeigt, dass jede Fertigkeit eines Menschen so lange als intelligent angesehen sei, bis sie von einer KI erlernt wird.¹⁶ Ein Autor, der vor wenigen Jahren als Komödiant humoristische Texte schrieb, darf nun zusehen, wie diese Fähigkeit langsam auch KI's beherrschen. Nur an der Vorstellung dieser schriftlichen Ausarbeitungen mangelt es der KI. Man kann es dennoch legen, wie man es will, laut der NZZ verleugne der Mensch die Stärke solcher Systeme, um sich in seiner Position weiter sicher zu fühlen.¹⁷

Doch nicht nur die passive Abneigung vor KI's stört den Menschen. Gerade die aktive Entwicklung dieser Technologien ist kostspielig und erregt nach Angaben der Zeit bei Menschen, wie Autoren oder Produzenten Ärgernisse, da sie als Mitwirkende keinerlei Bezugsschüsse erhielten. So seien es ihre eigenen Texte, die die KI erst voranbringen. In den USA starteten dazu 2023 Doppelproteste, die diesen Missstand bemängelten und mehr als 8000 Betroffene involvierten, heißt es in der Welt.¹⁸ Erst Ende des Jahres kamen diese Kampagnen langsam zur Ruhe, obwohl die Problematik oft die gleiche bleibt: Was tun mit der KI und den daraus entstehenden Disparitäten? (Vgl.

3.1)

Unter Befürwortern steigt jedoch der Anreiz weiter in diese Technologien zu investieren, gerade wegen des möglichen monetären Gewinnes, der in den nächsten Jahrzehnten angenommen werden könnte. Das führt zu weiteren Diskussionen über Mensch oder Maschine und der Zwang zu einer Umstrukturierung der weltweit Betroffenen wird klarer. (vgl.3.1) Gleichzeitig ist das Wachstum an KI für jeden aufgeklärten Menschen sichtbar und Zweifel an dem menschlichen Urhebersein von Literatur und Wissenschaft nehmen zu.

¹⁶ vgl. Vincent C. Müller: *Wir streiten, ob künstliche Intelligenz uns ausrotten wird. Aber das ist keine kluge Reaktion*, in NZZ, 28.4.2023, [https://www.nzz.ch/folio/wir-streiten-ob-kuenstliche-intelligenz-uns-ausrotten-wird-aber-das-ist-keine-kluge-reaktion-ld.1734472\(02.12.2023\)](https://www.nzz.ch/folio/wir-streiten-ob-kuenstliche-intelligenz-uns-ausrotten-wird-aber-das-ist-keine-kluge-reaktion-ld.1734472(02.12.2023))

¹⁷ Ebd Müller C. Vincent, NZZ

¹⁸ vgl. Welt: Autoren protestieren wegen kostenloser Nutzung ihrer Werke für KI, in: Welt-Kultur, 19.07.2023, [https://www.welt.de/kultur/article246477654/Kuenstliche-Intelligenz-Autoren-protestieren-wegen-kostenloser-Nutzung-ihrer-Werke-fuer-KI.html\(3.12.2023\)](https://www.welt.de/kultur/article246477654/Kuenstliche-Intelligenz-Autoren-protestieren-wegen-kostenloser-Nutzung-ihrer-Werke-fuer-KI.html(3.12.2023))

3. Ausblick in die Zukunft mit KI

3.1 Folgen im Umgang mit Schriften für den Menschen

Zunehmende Zweifel werden zwangsweise in einer Verlagerung der Standarterwartung resultieren. Zukünftig wird immer häufiger die Frage auftreten, wer denn nun der Besitzer, Ersteller, eben die Quelle eines Textes ist. Der Literaturwissenschaftler Hannes Bajohr nennt in diesem Zusammenhang drei verschiedene Stufen.

Die erste bildet das totale Vertrauen eines Individuums in den geschriebenen Text, weshalb ich sie des Weiteren als Unmündigkeitsanspruch betiteln werde. Man zweifle auf dieser Ebene die Autorschaft eines Menschen keineswegs an und versuche nicht einmal sich andere Szenarios auszudenken, da man seiner Intuition denkbar viel Vertrauen schenkt und womöglich auch keine schlechten Erfahrungen mit Textquellen gemacht hat.¹⁹ Aktuell verharren noch viele Menschen in dieser Annahme, wodurch beispielsweise auch unbemerkte Betrugsmaschen ausgenutzt werden können, wenn KI geschriebene Bücher unrechtmäßig als normales Buch verkauft werden.

Verbreiteter zu sehen ist wohl aber die zweite Stufe. Benennen könnte man diese als kausalen Zweifel. Menschen nehmen den Aufschwung an KI-Texten hier wahr und sind sich deren Textqualität bewusst. Sie würden die Herkunft von sämtlichen Texten anzweifeln und seien dementsprechend jeglichem Textmaterial kritisch eingestellt.²⁰ (vgl. 2.3) Doch „der Zweifel über den Textursprung kann, wie jeder Zweifel, nicht von Dauer sein“, schildert Bajohr und verweist auf die dritte Stufe: Irrelevanz eines Autors.²¹ Sollte sich ein Extremfall, wie das Aussterben von natürlichen Texten (vgl. 2.2) bewahrheiten, sei es also möglich, dass nicht mehr die Quelle eines Textes eine Rolle

¹⁹ vgl. Hannes Bajohr: *Schreiben nach KI – artifizielle und postartifizielle Texte*, in Deutschlandfunk, 16.04.2023, <https://www.deutschlandfunk.de/schreiben-nach-ki-artifizielle-und-postartifizielle-texte-100.html>(01.01.2024)

²⁰ Ebd Bajohr Hannes, Deutschlandfunk

²¹ Ebd Bajohr Hannes, Deutschlandfunk

spielt, sondern lediglich deren Inhalt. Prinzipiell macht das Sinn, denn bald könnten alle Texte von KI's mitentwickelt sein und demnach deren Inhalt von dem technologischen Grad und der damit verbundenen Qualität der Texte abhängen. Schnell wird aber klar, dass dieses Fehlen eines Autors in der Schriftwelt die Transparenz dieser gänzlich auslöschen würde. Man wäre alleinig auf das Vertrauen, welches man diesen KI's entgegenbringt, angewiesen.

Entgegen der Vorstellung einer dann endenden menschlichen Literatur kann man aber auch davon ausgehen, dass der Stellenwert einer solchen Literatur steigen wird. Zwar wird die Menge an Schriftmaterial zurückgehen, so könnten bestehende oder aber garantiert vom Menschen geschriebene Werke viel besser wahrgenommen werden. Ebenso wie Hannes Bajohr stelle ich mir eine neue Kultur der Qualifikation vor.²² Von Menschen geschriebene Texte könnten mit Zertifikaten versehen sein und so ihre Echtheit bewerben. Der Wert solcher Werke würde unweigerlich steigen und als Besonderheit der dann bestehenden Schriftkultur gelten.

Ähnliches fand in meinen Augen bereits um 1850 mit der Etablierung der Fototechnik statt. Die detaillierte Kunst, so zum Beispiel Landschaftsdarstellungen, mussten einer abstrakten, expressionistischen Maltechnik weichen, die eine ganz andere Zielsetzung hatte als etwaige detaillierte Aufnahmen einer Umgebung darzustellen. Sie sollten Gefühle, Emotionen und Extravaganz befeuern und so einen ganz neuen Sinn schaffen.

Genau diesen Vorgang sehe ich auch in Zeiten der KI auf uns alle zukommen. Nicht etwa wird all der Text verschwinden, es wird nur womöglich mehr Wert auf die Literatur rund um literarische Texte und kreative Ausarbeitungen gelegt werden. Teile der heutigen Schriftkultur werden ähnlich wie bei früheren Landschaftsbildern verloren gehen, was ich mir in Form von eigenen KI-Berichten, Marketing und wissensbasiertem Schreiben, vorstelle.

Welchen Bereich der Autorschaft man nun betrachtet, ist derzeit noch nicht von allzu großer Bedeutung, denn alle werden sich mit KI auseinandersetzen müssen, die Einen mehr als die anderen. Wichtig ist, dass Veränderungen stets mit dem

²² Ebd Bajohr Hannes, Deutschlandfunk

Selbstbewusstsein eines Menschen korrespondieren sollten. Kein Mensch muss um seine Fähigkeiten fürchten, die einen Menschen ausmachen und nach diesem Motto sollte auch ein Koexistieren der KI in unseren Alltag stattfinden. Wir sind die Erschaffer und bleiben auch die höchste kognitive Intelligenz in unserer bekannten Welt. Autoren können und müssen versuchen die KI als Hilfsmedium zu sehen, um trotzdem ihren ganz eigenen, speziellen Weg gehen zu können. Jobs in Werbeagenturen, Berichterstattungszentralen und Nachrichtensendern haben Gleisches zu tun, wenn auch deren Zukunft ungewisser denn je scheint. In der Bildung wird AI eingesetzt werden müssen und bei richtiger Zielsetzung Erfolge erzielen können, die ohne AI's ineffizienter oder ohne jegliche Innovation stattfänden. Bildung muss nicht mehr starr nach Plan erfolgen, die KI wird sich wie ein Berater an die Seite der Lehrerschaft stellen und dafür sorgen, dass zukünftige Generationen noch passgenauer auf ihre Zukunft vorbereitet werden. Alles wird sich beschleunigen, die Aufnahme von Gelerntem, das Verständnis dieser Themen, die Stoffdynamik. Was heute eine vierjährige Abwägung innerhalb des Bildungsplanes benötigt, wird in Zukunft schneller ablaufen müssen und auch das wird eine bessere Adaption an die kommenden Umstände vorsehen. Die mögliche Ausnutzung eines solchen Systems ist ein Problem, welches wiederum zu blindem Vertrauen und daraus resultierenden Fehlen eines eigenen Leistungsbewusstseins führt. Dieser Prozess muss in die Richtung gelenkt werden, in der Schüler aber auch Lehrer den Umgang mit solchen KI's als Durchbruch der Bildung empfinden und zuvor genannte Vorteile nutzen können.

Fazit

Das Menschsein, dessen kognitive Fähigkeiten, sowie die einzigartige Weise des Schreibens wird von keiner KI in absehbarer Zeit repliziert werden können. Die künstlichen Intelligenzen werden diesem Stadium allerdings mit jeder Weiterentwicklung ein Stück näherkommen. Ähnlich wie eine mathematische Funktion, die sich einem Punkt annähert, ihn dennoch nie vollständig schneiden, wenn überhaupt berühren wird. Nichts anderes ist KI. Sie soll dem Menschen gleichen oder über ihn hinaussteigen,

gleichzeitig aber aus dem menschengemachten Fundament bestehen, welches zur Entwicklung der ersten technologischen Intelligenzen überhaupt diente. Es gilt diese Kontrolle, diesen Überblick über die neuartigen Intelligenzen stets zu behalten. So liegt es in unseren Händen, wie sich die KI's der Zukunft entwickeln werden. In jedem Fall sollten Änderungen der Schriftkulturen stets mit dem Bewusstsein eines jeden Menschen einhergehen und diesen nicht an seinem eigenen Streben nach Verschriftlichung und der künstlerischen Verbildlichung von Gedankenströmen hindern. Auch wird es keineswegs unnütz sein, sich von einem Unmündigkeitsanspruch im Hinblick auf das vermeintliche Verständnis von Schriften, zu einem zweifelnden Menschen zu entwickeln, um auch auf negative Nebeneffekte des Wandels mit KI vorbereitet zu sein. Die KI muss mit dem Menschen wachsen und der Mensch muss sich auf die bevorstehende Eigenheit der Systeme vorbereiten ohne sich selbst in diesem Prozess der Neuerungen verloren zu fühlen.

Zuletzt bleibt die Zukunft allerdings das, was sie schon immer war: ein ungewisser Raum der Zeit. Dennoch erhoffe ich mir, mit diesem Text eine Nuance einer Idee zu verbreiten, wie die Ungewissheit nach aktuellen Erkenntnissen aussehen könnte, wenn sie einen Funken an Gewissheit eingeht.

Literaturverzeichnis

Brian Rotter: Um schneller Bücher zu produzieren: Autoren fangen an, KI zu verwenden, in t3n, 22.07.2022, <https://t3n.de/news/um-schneller-buecher-produzieren-1487645/>(03.11.2023)

Evgeny Morozov: Wir nehmen der KI ihr utopisches Potenzial, in: Zeit Online, 29.07.2023, <https://www.zeit.de/kultur/2023-07/evgeny-morozov-kuenstliche-intelligenz-risiken-silicon-valley>(15.12.2023)

Fraunhofer Institut: Künstliche Intelligenz (KI) und maschinelles Lernen, in Fraunhofer IKS, - , <https://www.iks.fraunhofer.de/de/themen/kuenstliche-intelligenz.html>(24.11.2023)

Hannes Bajohr: Artifizielle und postartifizielle Texte. Über Literatur und Künstliche Intelligenz, 08.12.2022, <https://hannesbajohr.de/wp-content/uploads/2022/12/Hoellerer-Vorlesung-2022.pdf>(01.01.2024)

Hannes Bajohr: Schreiben nach KI – artifizielle und postartifizielle Texte, in: Deutschlandfunk, 16.04.2023, <https://www.deutschlandfunk.de/schreiben-nach-ki-artifizielle-und-postartifizielle-texte-100.html>(12.11.2023)

Jan Lause: Schlauber Chatbot oder dummer Papagei? Über die Limits großer Sprach-KIs, in: te.ma, 12.07.2023, <https://doi.org/10.57964/p6hd-g987>(18.11.2023)

Josh Dzieza: The Great Fiction of AI The strange world of high-speed semi-automated genre fiction, in The Verge, 20.7.2022, <https://www.theverge.com/c/23194235/ai-fiction-writing-amazon-kindle-sudowrite-jasper>(24.11.2023)

L.Lohnmeier: Wofür setzt Ihr Unternehmen KI derzeit im Hinblick auf die Automatisierung bestimmter Aktivitäten im Bereich Marketing ein?, in Statista, 02.01.2024, <https://de.statista.com/statistik/daten/studie/984521/umfrage/einsatzbereiche-von-ki-im-marketing-weltweit/>(10.01.2024)

Fabian Mahnke: GPT-4: Der neue Heilige Gral der KI-Sprachmodelle?, in OMK Reviews, 22.09.2023, <https://omr.com/de/reviews/contenthub/chatgpt-4>(22.12.23)

o.V. <https://chat.openai.com/auth/login>(15.12.2023)

Vincent C. Müller: Wir streiten, ob künstliche Intelligenz uns ausrotten wird. Aber das ist keine kluge Reaktion, in NZZ, 28.4.2023, <https://www.nzz.ch/folio/wir-streiten-ob-kuenstliche-intelligenz-uns-ausrotten-wird-aber-das-ist-keine-kluge-reaktion-ld.1734472>(02.12.2023)

Welt: Autoren protestieren wegen kostenloser Nutzung ihrer Werke für KI, in: Welt-Kultur, 19.07.2023, <https://www.welt.de/kultur/article246477654/Kuenstliche-Intelligenz-Autoren-protestieren-wegen-kostenloser-Nutzung-ihrer-Werke-fuer-KI.html>(3.12.2023)

ZDF Heute Nachrichten, 2023, <https://www.youtube.com/watch?v=c7acvez9RwE>(01.11.2023)

**34. Landeswettbewerb Deutsche Sprache und Literatur
Baden-Württemberg 2024**

Thema 3:

Die Zukunft des Schreibens in Zeiten der KI



Tim Clemens, J1

Albertus-Magnus-Gymnasium (AMG) Stuttgart

Die Zukunft des Schreibens in Zeiten der KI

Inhaltsverzeichnis

1. Zielsetzung.....	1
2. Definitionen.....	2
3. KI als Assistenz – Text-Editoren und Produktivität beim Schreiben.....	3
3.1 Einführung.....	3
3.2 Code-Editoren.....	4
3.3 Ausblick.....	4
4. Generierung wissenschaftlich-sachlicher Texte mit moderner KI.....	6
4.1 Einführung.....	6
4.2 Warum Wissenschaft?.....	6
4.3 Training anhand des Internets.....	7
4.4 Betrug an Universitäten mithilfe künstlicher Intelligenz.....	8
4.5 Ausblick.....	9
4.5.1 Undurchsichtigkeit von KI.....	9
4.5.2 Trainingsdauer.....	10
5. Generierung künstlerisch-literarischer Texte mit moderner KI.....	11
5.1 Einführung.....	11
5.1.1 Urheberrechtliche Klage gegen OpenAI.....	11
5.1.2 Politische Vorurteile ChatGPTs.....	11
5.1.3 Einseitiges Training.....	12
5.2 Maschinelle Kreativität.....	13
5.2.1 Turings These.....	13
5.2.2 Messbarkeit von Kreativität.....	13
5.2.3 Zukunft künstlicher Kreativität.....	14
5.3 Ausblick.....	14
6. Fazit.....	15
Endnoten.....	16

1. Zielsetzung

Seit Beginn des Jahres 2023, seit der Veröffentlichung ChatGPTs genauer gesagt, übernahm besagter Chatbot die Nachrichten. Man las täglich Schlagzeilen wie „*ChatGPT: Wenn der Chatbot den Aufsatz schreibt!*“¹ oder „*Google testing AI Tool that writes news articles*“², sowie „*Chatbots in der Literatur: Und die KI schreibt mit*“³, aber auch „*Urheberrecht: US-Schriftsteller verklagen ChatGPT-Entwickler*“⁴.

Doch wie kam es überhaupt hierzu? Wo stehen wir eigentlich gerade? Und was hält die Zukunft noch für uns bereit? Und vor allem, welche gesellschaftswissenschaftlichen Probleme sind durch KI bereits entstanden, entstehen gerade, und werden noch entstehen?

Da „**Die Zukunft des Schreibens in Zeiten der KI**“ ein ziemlich weit gefasstes Thema ist, kann die KI in Bezug auf die gesellschaftswissenschaftlichen Aspekte des Schreibens für die Zwecke dieses Aufsatzes in die folgenden drei fundamental verschiedenen Aspekte gegliedert werden:

1. KI als Assistenz (*anhand des Beispiels Text-Editor*)
2. Generierung wissenschaftlich-sachlicher Texte mit moderner KI
3. Generierung künstlerisch-literarischer Texte mit moderner KI

Diese Aufteilung erweist sich als sinnvoll, da diese Bereiche grundlegend unterschiedliche Anforderungen an KI stellen und sowohl ihre eigenen Herausforderungen als auch Vorteile beinhalten. Anhand dieser Themenbereiche sollen verschiedene philosophische, ethische, politische, soziale und wirtschaftliche Fragen beantwortet werden, wie:

1. Beeinträchtigt KI die kreative Freiheit und die Individualität des Einzelnen?
2. Brauchen wir eigentlich noch Bildung und Schule – haben wir dazu nicht die KI?
3. Wie wird KI die Nachrichten sowie Informationsvermittlung im Allgemeinen prägen?
4. Stehen Autoren vor dem Aus - kann Künstliche Intelligenz eigentlich kreativ sein?

Um qualifizierte Aussagen über **die Zukunft des Schreibens in Zeiten der KI** und deren gesellschaftswissenschaftliche Folgen treffen zu können, muss zuerst verstanden werden, worum es sich bei KI überhaupt handelt, wie sie funktioniert und welche Formen der Künstlichen Intelligenz einen Einfluss auf das Schreiben haben. Da es sich bei Künstlicher Intelligenz um einen äußerst vage definierten Begriff handelt, ist Folgendes die für die Zwecke dieses Aufsatzes verwendete Definition Künstlicher Intelligenz:

2. Definitionen

Künstliche Intelligenz, abgekürzt als **KI**, bezeichnet die Fähigkeit des maschinellen Lernens (engl. *Machine Learning*) eines Programmes. Maschinelles Lernen bedeutet, dass das Programm auf mindestens eine der folgenden drei Weisen lernt:⁵

1. „**Supervised learning**“⁶: Überwachtes Lernen ist eine Herangehensweise an das maschinelle Lernen, bei welcher der KI Eingabedaten (engl. „inputs“) und dazugehörige Ergebnisse (engl. „outputs“) gegeben werden, etwa Probleme und deren Lösungen, aus welchen die KI eine allgemeingültige Regel ableiten soll, die sie dann auf ähnliche Probleme anwenden kann.
2. „**Unsupervised learning**“⁷: Unüberwachtes Lernen ist eine Herangehensweise an das maschinelle Lernen, bei welcher der KI Daten ohne dazugehörige Ergebnisse gegeben werden, in welchen die KI durch Nachahmung ein Muster erkennen soll, indem sie die Nachahmung mit den tatsächlichen Daten vergleicht und den Unterschied ermittelt, wodurch sie sich selbst korrigieren kann.
3. „**Reinforcement learning**“⁸: Lernen durch Bekräftigung ist eine Herangehensweise an das maschinelle Lernen, bei der der KI ein Ziel gesetzt wird. Es wird durch Bekräftigung erreicht, dass die KI auch nur dieses Ziel verfolgt, indem sie belohnt wird, wenn sie einen Schritt in die richtige Richtung macht, und bestraft wird, wenn sie einen Fehler begeht. Das System weist eine gewisse Ähnlichkeit mit dem des menschlichen Schmerzempfindens auf. Gutes wird belohnt, Schlechtes bestraft.

Large Language Models, abgekürzt als **LLMs**, sind eine dem Machine Learning Algorithmus, wie er in GPTs wie ChatGPT vorkommt, zugrundeliegende Komponente. Sie sind speziell für das Verständnis und die Generierung menschlicher Sprache verantwortlich.^{9,10}

Ein **Generative Pre-trained Transformer**, abgekürzt als **GPT**, ist eine Art LLM, welches auf der sogenannten Transformer Architektur basiert und Deep Learning, eine Form eines neuronalen Netzwerks, speziell für Verständnis und Generierung menschlicher Sprache verwendet.¹¹

Ein **künstliches neuronales Netzwerk** bezeichnet eine stark vereinfachte Modellierung eines biologischen Gehirns, die als Grundlage für viele verschiedene Ansätze moderner KI dient.¹²

3. KI als Assistenz – Text-Editoren und Produktivität beim Schreiben

3.1 Einführung

Auch wenn für die Welt im Jahr 2023 KI beim Schreiben synonym mit generativer Künstlicher Intelligenz, welche eigene Texte verfassen kann, war und es dies 2024 voraussichtlich auch bleiben wird, sollte zuerst ein Blick auf die Form von KI geworfen werden, mit der viele täglich in Berührung kommen, die für die Meisten schon nahezu selbstverständlich geworden ist: Assistierende KI, die nicht eigene Texte verfassen soll, sondern stattdessen dazu dient, im alltäglichen Leben zu assistieren und dieses zu vereinfachen, beispielsweise indem sie einer jeden Produktivität beim Schreiben zu erhöhen sucht.

Assistierende Künstliche Intelligenz kann daher in den meisten modernen Text-Editoren wie *Microsoft Word* vielerorts gefunden werden. Sie dient durch verschiedene Funktionen zur Erhöhung der Produktivität der Benutzer aber auch der Qualität der mithilfe des Programmes kreierten Werke und hat damit vor allem weitreichende wirtschaftliche Folgen, da sie es dem durchschnittlichen Benutzer erlaubt, produktiver hochwertigere Texte zu verfassen. Es mag noch nie so einfach gewesen sein, einen Text, wie diesen hier, zu verfassen, denn die Mittel bekommt man im Abonnement für einen recht niedrigen Preis. Allerdings war es auch noch nie so schwer, einen Text erfolgreich zu veröffentlichen, da dadurch, dass die Produktion qualitativ hochwertiger Texte drastisch vereinfacht wurde, auch die Konkurrenz deutlich anstieg. Einen Text zu schreiben, war also vielleicht noch nie so einfach, einen Verleger für seinen Text zu finden noch nie so schwer. Natürlich kann man nicht all dies der KI zuschreiben, da viele nicht KI gestützte Funktionen ihren Beitrag zur Verbesserung geleistet haben, doch KI hat zweifellos dazu beigetragen, Text-Editoren zugänglicher zu machen, und dadurch die Wirtschaft gestärkt. Mancher mag nun sagen, dass Text-Editoren nicht mehr signifikant verbesserbar seien. Manch einer mag das auch schon vor 10 Jahren gesagt haben. Doch im Folgenden soll ein Blick auf eine mögliche Zukunft der Text-Editoren geworfen werden.

3.2 Code-Editoren

Zweifelsohne kann gesagt werden, dass Chatbots in Text-Editoren integriert werden, da sie ja sogar schon in Webbrowsern wie *Bing Chat*¹³ vorkommen. Doch Einblick in eine weitere mögliche Zukunft gewähren die Code-Editoren, also speziell für Programmierer entwickelte Text-Editoren, um Quellcode zu schreiben. Die meisten Code-Editoren besitzen eine Funktion

namens „IntelliSense“,^{14,15} welche unter anderem Vorschläge dazu macht, wie ein Wort beendet werden kann. Man kann sich dies so vorstellen, dass man eine bestimmte Zeichenfolge eingibt und IntelliSense einem alle möglichen Vervollständigungsfunktionen anzeigt, die mit diesen Buchstaben beginnen und kontextual Sinn ergeben, von denen dann eine ausgewählt werden kann. 2023 wurde diese Funktion von Microsoft in den beiden, dem PYPL „*Top IDE Index*“ zufolge marktführenden¹⁶, Code-Editoren *Visual Studio* und *Visual Studio Code* noch einmal weiterentwickelt, indem eine Funktion namens „*Intellicode: whole line completions*“ veröffentlicht wurde,¹⁷ welche nicht nur die Vervollständigung einzelner Worte vorschlägt, sondern, wie der Name erahnen lässt, ganze Zeilen anhand der letzten Eingaben des Benutzers vorschlagen kann. Vorgestellt werden kann sich dies so, dass während man tippt, ein hellgrauer kursiver Text hinter seinem eigenen erscheint und sich dynamisch an die Eingaben anpasst. Zum Übernehmen des Vorgeschlagenen drückt man die Tab Taste, ansonsten schreibt man weiter, bis das System besser verstanden hat, was man ausdrücken wollte, und der Textvorschlag ändert sich dementsprechend in Echtzeit.¹⁸

3.3 Ausblick

Das erste Problem bestände darin, dass es nicht ausreichen dürfte, solch eine KI anhand frei zugänglicher Projekte zu trainieren, da dies den individuellen Stil des Benutzers nicht ausreichend reflektieren würde. Es ist jedoch wichtig, in Betracht zu ziehen, ob solch eine Vorhersage des Textes, den der Nutzer schreiben will, bei einer von Menschen gesprochenen Sprache tatsächlich realistisch umsetzbar und nicht vielmehr schädlich wäre. Es darf nämlich nicht außer Acht gelassen werden, dass der gravierendste Unterschied zwischen einer Programmiersprache und einer tatsächlich gesprochenen Sprache darin besteht, dass Programmiersprachen der Wissenschaft dienen und es oft nur einen richtigen Weg geben sollte, ein Problem zu lösen, wobei es in einer menschlichen Sprache viele verschiedene Wege gibt einen Satz zu formulieren, der genau dasselbe aussagt. Der nächste Satz könnte mit „Denn“, „Daher“, „Deswegen“ oder „Darum“ begonnen werden, beginnt aber aus keinem besonderen Grund diesmal mit „Aus diesem Grund“. Aus diesem Grund bedeutet dies jedoch nicht, dass alle fortfolgenden Sätze, die einen kausalen Zusammenhang ausdrücken, mit „Aus diesem Grund“ begonnen werden sollten, *denn* das wäre was eine heutige KI, wie sie in einem Code-Editor verwendet wird, höchstwahrscheinlich annehmen würde. *Daher* würde sie beginnen auch anderen Nutzern denselben Satzanfang für Kausalsätze vorzuschlagen, obwohl

diese vielleicht viel lieber „Darum“ benutzen wollen. *Deswegen* könnte eine KI eine Gefährdung dieser Freiheit darstellen, und *darum* muss dieses Thema mit großer Sorgfalt angegangen werden. Dieses doch recht banale Beispiel soll veranschaulichen, wie solch eine KI eine Gefahr für die Individualität und Vielfalt darstellen könnte. Denn wenn nun ganze Sätze vorgeschlagen werden würden, könnten Benutzer in Versuchung geraten, die Sätze, wenn sie in etwa dem entsprechen, was sie schreiben wollten, einfach anzunehmen, um produktiver zu sein. Dies ist jedoch gefährlich, da dadurch die KI diesen Satz als *gut* oder *wertvoll* kategorisieren würde, da er für den Benutzer anscheinend eine gute Lösung war. Dies würde wiederum dazu führen, dass diese Vervollständigungsoption anderen Nutzern vermehrt vorgeschlagen werden würde, und wenn diese auch so wie unser erster Benutzer handeln sollten und den Satz aus Komfort annehmen würden, dann würde dies in einem positiven Rückkopplungsprozess enden, also einem Prozess bei dem eine Option immer beliebter wird, indem sie angenommen wird, dadurch wieder mehr Benutzern vorgeschlagen wird und deswegen wiederum beliebter wird, weswegen sie wieder deutlich mehr Benutzern vorgeschlagen wird. Ein positiver Rückkopplungsprozess dieser Art besäße, obwohl er positiver Rückkopplungsprozess heißt, äußerst negative Folgen, für Individualität und Vielfalt, da durch diesen Prozess eine Option als die einzige richtige angesehen werden könnte, was alle anderen Optionen als Vorschläge essenziell eliminieren würde und dies wäre natürlich fatal, immerhin lernt man schon in der Grundschule, seine Sätze nicht immer mit demselben Wort zu beginnen.

Es bleibt also festzuhalten, dass assistierende KI Text-Editoren schon revolutioniert hat und dies weiterhin tun wird. Die Code-Editoren weisen eine mögliche Zukunft für Text-Editoren im Allgemeinen auf, bei der für alles von einzelnen Wörtern bis hin zu ganzen Sätzen Vervollständigungsvorschläge gemacht werden könnten. Dadurch könnte jedoch eine insgeheime und vielleicht oder auch nicht gewollte Beeinflussung der Nutzer stattfinden, weswegen solche Funktionen sorgfältig getestet werden und optionale Features darstellen sollten. Die Individualität des Nutzers und dessen damit verbundene Einzigartigkeit des Stils darf unter keinen Umständen gefährdet werden. Am Ende stehen hier nicht weniger als zentrale demokratische Werte auf dem Spiel. Mit der richtigen Balance zwischen Sicherheit und Produktivität kann der alltägliche Umgang mit Text-Editoren allerdings in Zukunft noch deutlich erleichtert werden und alle zu noch weitaus Größerem beflügeln.

4. Generierung wissenschaftlich-sachlicher Texte mit moderner KI

4.1 Einführung

Mit der Publikation und dem darauffolgenden Aufstieg des Sprachmodells ChatGPT gewann der Begriff generative KI eine ganz neue Bedeutung. Doch dabei ist ChatGPT kein sagenumwobenes und unerklärliches Wunder und noch nicht einmal wahrlich revolutionär. Viele der Konzepte, die in ChatGPT, stecken gab es schon länger, doch OpenAI, die Firma hinter ChatGPT, hat die einzelnen Konzepte nicht nur deutlich verbessert, sondern vor allem auch zusammengefügt. Zum ersten Mal stand innovative KI nicht nur den großen Firmen zur Verfügung, sondern dem durchschnittlichen Nutzer.

Obwohl ChatGPT ein recht universelles Werkzeug ist, sticht es in einer Disziplin besonders hervor: bei der Generierung wissenschaftlich-sachlicher *Texte*. Aus diesem Grund fand die KI auch großen Anklang bei Software-Entwicklern. Microsoft integrierte ChatGPT via „*Github Copilot*“¹⁹ in den, PYPL zufolge marktführenden,²⁰ Code-Editor *Visual Studio* und kurz darauf in *Microsoft Edge* und der dazugehörigen Suchmaschine *Bing*,²¹ indem es *Bing Chat* veröffentlichte.²² *Github Copilot* wurde anhand des Sprachmodells von *OpenAI* trainiert und soll Software-Entwickler nicht nur passiv, sondern tatsächlich aktiv unterstützen, indem man ihm eine Aufgabe erteilen kann wie „Implementiere X in der Programmiersprache Y“, und die KI schafft es in den meisten Fällen auch wirklich gegebenen Anforderungen Folge zu leisten und ein funktionierendes Stück Programmcode zu schreiben. Doch all dies führt zu der Frage:

4.2 Warum Wissenschaft?

Computer wurden ursprünglich primär für die Wissenschaft entwickelt und wissenschaftliche Sachverhalte als einfach darzustellen, wäre eine enorme Untertreibung. Jedoch ist es so, dass Wissenschaft nicht an sich schwierig ist, sondern lediglich komplex, was bei Menschen zu einer gewissen Schwierigkeit führt, aber sie folgt nahezu immer eindeutigen Regeln und für genau diesen Typ von Aufgaben wurden Computer entwickelt; simple Regeln zu befolgen, um aufwendige Prozesse zu erleichtern. Deshalb liegt der größte Unterschied zwischen Menschen und Computern in ihrer Herangehensweise an Probleme wahrscheinlich darin, dass Computer darauf ausgelegt sind, simple Probleme schnell und effizient zu lösen, wohingegen Menschen nicht durch ihre Geschwindigkeit glänzen, sondern durch ihre Fähigkeit, auch anspruchsvollere Probleme zu lösen und zwischen verschiedenen Ansätzen Vernetzungen herzustellen. Man

braucht lediglich einen Blick auf die CPU (Compute Processing Unit), also den universalen Prozessor eines Computers, zu werfen. Die durchschnittliche Geschwindigkeit einer CPU beträgt 3,5 bis 4 GHz,²³ also in etwa 3,5 bis 4 Millionen Hz, wobei ein Hz äquivalent zu einem Taktzyklus des Prozessors pro Sekunde ist.²⁴ Bestimmte simple Operationen, wie die Addition zweier integraler Zahlen, können von den meisten CPUs in einem Taktzyklus ausgeführt werden. Dies bedeutet wiederum, dass eine durchschnittliche CPU um die 3,75 Millionen Additionen ganzer Zahlen, wie beispielsweise $308 + 294$ pro Sekunde ausführen kann. Doch Computer scheitern an komplizierten Aufgaben, die Vernetzung erfordern. Dieses Phänomen wird später genauer unter die Lupe genommen werden, allerdings ist komplexe Vernetzung für die Generierung wissenschaftlich-sachlicher Texte gar nicht von Nöten, denn wie erwähnt, basieren viele Wissenschaften auf simplen Regeln. Erkenntnisse, die nicht durch diese Regeln gewonnen, sondern nur experimentell bestimmt werden können, finden sich zudem leicht im Internet, anhand dessen ChatGPT trainiert ist.

4.3 Training anhand des Internets

Nun ist es so, dass es sich bei Training anhand des Internets sicherlich um die einfachste, kostengünstigste und in den meisten Fällen auch tatsächlich optimale Option handelt, jedoch führt die Lösung dieses Problems zu einer Vielzahl an weiteren Problemen. Zum einen kann dieses Vorgehen zu urheberrechtlichen Debatten führen, da ChatGPT anhand des gesamten Internets trainiert wird und nicht fähig ist urheberrechtlich geschützte Inhalte zu erkennen. So konnte es vorkommen, dass OpenAI ChatGPT versehentlich anhand solcher Inhalte trainierte und darum eine Urheberrechtsverletzung beging. Um dies zu vermeiden hat OpenAI es ermöglicht, seinen Crawler, dabei handelt es sich um das Programm, welches die Webseiten sucht und speichert, für eine Webseite zu blockieren.²⁵ Warum dies ein Schritt in die richtige Richtung ist, das Problem aber nicht vollends löst, wird später besprochen werden. Neben diesem rechtlichen Problem existiert noch eine weitere Gefahr, denn im menschengemachten Internet kursieren leider auch viele Falschinformationen und wenn es um schnelles Geld geht, ist inhaltliche Korrektheit oft unwichtiger. Einzig ChatGPTs Geschwindigkeit zählt. Amazon sah sich daher inzwischen gezwungen, die Anzahl der Bücher, die per Tag pro Autor selbst publiziert werden können, auf drei zu limitieren, um eine Überschwemmung des Marktes mit minderwertigen Inhalten zu vermeiden, und führte zudem neue Regelungen ein, denen zufolge alle Autoren angeben müssen, ob ihre Bücher mithilfe von KI generiert wurden.²⁶

4.4 Betrug an Universitäten mithilfe künstlicher Intelligenz

Jedoch kann nicht nur inhaltlich falsche, sondern besonders auch inhaltlich korrekte Textgenerierung zu Problemen führen, denn warum sollte man sich das Leben schwerer machen, als es ohnehin schon ist? Und wer sagt, dass dieser Text nicht von KI verfasst wurde? Aber kann KI auch Texte schreiben, die den Anforderungen einer Universität genügen? Nun, für den ethischen Standpunkt ist die Frage, ob die Texte tatsächlich den Standard einer Universitätsarbeit erfüllen, vollkommen belanglos, denn bei der Einreichung einer Abschlussarbeit unterschreibt man, dass die Arbeit vollkommen eigenständig erstellt wurde. Manchmal muss man dies sogar als Eid schwören und Vertragsbruch ist nicht nur moralisch verwerflich, sondern auch schlichtweg illegal.

Um beurteilen zu können, ob vermehrte Maßnahmen gegen Betrug an Universitäten aufgrund der KI getroffen werden müssen, muss zuerst die Frage beantwortet werden, ob sich die Anzahl der Betrugsversuche durch KI drastisch erhöht hat, denn Betrug an Universitäten ist nichts Neues. Schon seit Jahrzehnten findet akademisches Ghostwriting statt, wobei Abschlussarbeiten für Geld verkauft werden. Dieser Verkauf ist per se nicht illegal, jedoch unmoralisch, da die Ghostwriter sich der Absicht ihrer Käufer vollends bewusst sind. Aber der Gesetzesbruch besteht allein im Einreichen dieser Texte. Obwohl noch keine Statistiken zu diesem Thema auffindbar sind, lassen sich natürlich Vermutungen anstellen. Der größte Vorteil der KI gegenüber traditionellen professionellen Ghostwritern besteht eindeutig darin, dass KI um ein Wesentliches günstiger ist. Die Preise für Ghostwriting betragen gut und gerne um die 1000€. KI kann mit ChatGPT: GPT-3.5 umsonst genutzt werden, und für einen Aufpreis von monatlichen 20 USD bekommt man Zugriff auf das doch deutlich bessere ChatGPT: GPT-4. Günstiger ist KI also allemal, aber universitäre Standards erfüllt sie auch noch nicht. So ist es KI nicht möglich Quellen anzugeben. Dies liegt schlicht und ergreifend an der Weise der Speicherung der KI von Daten. Die „The New Yorker“ Nachrichten beschreiben ChatGPT und damit LLMs im Allgemeinen als „ein unscharfes Bild des Internets“.²⁷ Alle drei Lernmethoden des maschinellen Lernens bedürfen immenser Datenmengen. Die Problematik besteht darin, dass nicht lediglich die Speicherung der Daten des gesamten Internets äußerst kostspielig ist, sondern eine Untersuchung all dieser Daten bei jeder Anfrage noch viel teurer und dabei langsamer wäre. OpenAIs Lösung zu diesem Problem war, nur einen Bruchteil der aus Webseiten extrahierten Daten zu speichern, aus dem die verloren gegangenen Daten im

Optimalfall wieder rekonstruiert werden können. LLMs funktionieren also wie ein JPEG, ein Dateiformat für Bilder, welches einen „verlustbehafteten Kompressionsalgorithmus“ benutzt. Wie bei LLMs werden Daten, die sich ähnlich sind oder zumindest annähernd rekonstruiert werden können, nur einmal gespeichert. Dies ist ein äußerst effektiver Weg die Dateigröße zu minimieren, allerdings geht dies mit einem Präzisionsverlust.²⁸ „The New Yorker“ gehen sogar so weit, LLMs als nur 1% der ursprünglichen Daten zu bezeichnen.²⁹ Diese 1% beinhalten logischerweise keine langen URLs als zusätzlichen Ballast. Außerdem, da doppelte Einträge nicht doppelt gespeichert werden, gäbe es keinen Weg, einer Information eindeutig eine URL zuzuordnen, selbst wenn man diese speichern würde. Je stärker man ein Bild komprimiert, desto stärker werden auch Artefakte sichtbar, die dadurch entstehen, dass es sich bei gewissen Teilen des Bildes lediglich um eine Approximation der Wahrheit handelt.³⁰ Das, was allgemein als Halluzinationen bezeichnet wird, müsste wohl treffender als Annäherung bezeichnet werden. Wenn man der 1%-These Glauben schenken will, dann ist es sogar höchst beeindruckend, wie wenig Falschinformationen ChatGPT verbreitet, denn man kann sich diesen Datensatz, wie ein Puzzle vorstellen, bei dem 99% der Teile fehlen.

4.5 Ausblick

4.5.1 Undurchsichtigkeit von KI

All dies dient zu zeigen, dass KI noch nicht den Punkt erreicht hat, an dem man mit ihr eine Arbeit auf Universitätsniveau fälschen könnte. Darüber hinaus unterteilt ChatGPT Texte in eindeutig identifizierbare kurze Textabschnitte, die immer genau einen Aspekt behandeln und auch die Formulierungen des Chatbots können schon mal ein wenig holprig klingen, wenn sie nicht sogar grammatisch inkorrekt sind. Bedeutet das also, dass es sich bei Betrug durch KI an Universitäten um kein reelles Problem handelt? Es bedeutet lediglich, dass Betrug aktuell noch leicht erkennbar scheint. Diese Tatsache könnte sich jedoch in der Zukunft ändern, denn es handelt sich bei Betrug trotz allem um eine ernstzunehmende Gefahr für Leistungsmessung an Universitäten. Obwohl Generierung künstlicher Intelligenz heute noch leicht erkennbar scheint, liegt dies nicht daran, dass KI von Natur aus eindeutige Zeichen aufweist, sondern daran, dass unsere KI noch nicht weit genug entwickelt ist. Aber es ist das genaue Gegenteil der Fall. KI ist unvorhersehbar, denn typisches maschinelles Lernen, auf dem alle aktuellen LLMs basieren, ist als „opaque algorithm“, also als „undurchsichtiger Algorithmus“ zu klassifizieren.³¹ Dies bedeutet, dass nicht einmal die Entwickler des Algorithmus selbst

vorhersagen können, was das Ergebnis dessen sein wird. Nicht weil der Algorithmus inhärent undurchsichtig ist, sondern weil der Aufwand, diesen Prozess nachzuvollziehen, bei größeren LLMs so groß wäre, dass eine Lebzeit womöglich nicht ausreichen würde. Dies bedeutet auch, dass es für alle anderen noch viel unmöglich sein dürfte, diesen Prozess nachzuvollziehen, und wenn KI besser und besser wird und die offensichtlichen Herkunftsmerkmale immer mehr verschwinden, wird es Außenstehenden immer schwerer oder gar unmöglich werden zu verifizieren, ob ein Text mit KI generiert wurde oder nicht.

4.5.2 Trainingsdauer

Auch ist heutige KI noch nicht in der Lage, Nachrichten zu produzieren, jedoch nicht, weil KI nicht die Fähigkeit besitzt, simple Artikel zu verfassen und Informationen wiederzugeben, sondern weil das Training eines LLMs zurzeit noch so aufwendig und langsam ist, dass es nicht in Echtzeit stattfinden kann. Auf der offiziellen Webseite ChatGPTs wurde sogar bis Mitte 2023 darauf hingewiesen, dass ChatGPT keinerlei Kenntnisse über Ereignisse nach *September 2021* besäße.³² Im *November 2023* verkündete OpenAI dann, dass das Premium Modell nun auf dem Stand des *Aprils 2023* sei.³³ Anhand dieser beider Daten lässt sich die Trainingsdauer des Modells schätzen. Wenn man also davon ausgehen kann, dass das Training im April begann und im November abgeschlossen war, dann bedeutet dies, dass das Training über 6 Monate dauerte. Nun mag argumentiert werden, dass die Trainingszeit sicherlich enorm beschleunigt werden wird, doch dies ist zu bezweifeln, da das Training in sich selbst sicherlich beschleunigt werden kann, die LLMs jedoch ebenfalls immer komplexer werden. ChatGPT: GPT-1 besaß 117 Millionen Parameter.³⁴ GPT-2 wuchs auf 1,5 Milliarden Parameter an,³⁵ und GPT-3 erreichte unvorstellbare 175 Milliarden Parameter.³⁶ Wie ersichtlich, nehmen nicht nur die Parameter und damit die Komplexität des Trainings deutlich zu, auch wird die Zunahme von Mal zu Mal mehr. So besaß GPT-2 schon mehr als zwölfmal so viele Parameter wie GPT-1 und GPT-3 wiederum wurde an 117-mal so vielen Parametern trainiert, wie GPT-2. Obwohl keine genauen Angaben über die Funktionsweise des Trainingsalgorithmus ChatGPTs vorliegen, ist anzunehmen, dass eine drastische Erhöhung der Komplexität mit einer ähnlich drastischen Erhöhung der Trainingszeit einhergeht. Daher ist es gut möglich, dass jedwede getroffenen Optimierungen der Trainingszeit lediglich den Verlust dieser durch steigende Komplexität ausgleichen oder den Prozess minimal beschleunigen. Journalisten sind also vorerst außer Gefahr, da Textgenerierung noch nicht in Echtzeit stattfinden kann.

5. Generierung künstlerischer-literarischer Texte mit moderner KI

5.1 Einführung

5.1.1 Urheberrechtliche Klage gegen OpenAI

Der US-amerikanische Schriftstellerverband „Authors Guild“ verklagte zusammen mit prominenten Schriftstellern wie George R.R. Martin OpenAI aufgrund von Verletzung geistigen Eigentums.³⁷ Sie argumentieren, dass ChatGPT den Stil mancher Autoren in solchem Ausmaße imitieren könne, dass es Zugriff auf das Originalwerk gehabt haben müsse.³⁸ Die Autoren vermuten, dass Raubkopien in das Datenset für ChatGPT gekommen sein müssen, welche dazu führten, dass ChatGPT Wissen über ihre Werke und ihren Stil besäße, welches es eigentlich nicht haben dürfte.³⁹ Da diese Urheberrechtsverletzung den Lebensunterhalt der Autoren gefährde, müsse sie ein Ende finden.⁴⁰ Urheberrechtlich geschützte Werke explizit aus dem Trainingsprozess entfernbare zu machen, indem man den Crawler blockieren kann, ist also eine ausgezeichnete Idee, es sei denn der Herausgeber hatte selbst nicht das Recht, diese Inhalte zu veröffentlichen. Allerdings genügt es nun auch nicht mehr, die Webseiten mit den Raubkopien abzuschalten, da sich die Daten schon in ChatGPTs Datensatz befinden, wo sie aufgrund enormer Kompression nicht mehr zugeordnet werden können sollten, weswegen es nicht möglich sein sollte zwischen rechtmäßigen und unrechtmäßigen Daten zu unterscheiden. Ob im Endeffekt die Raubkopierer oder OpenAI schuldig sind, und welche Maßnahmen die Firma zu treffen hat, muss jedoch von einem Gericht entschieden werden.

5.1.2 Politische Vorurteile ChatGPTs

Aber Wissen über Bücher ist nicht das einzige Wissen, welches ChatGPT eigentlich nicht besitzen sollte. Studenten der Technischen Universität München und der Universität Hamburg sind in einer Studie zu dem Schluss gekommen, dass ChatGPT über politische Vorurteile verfüge.⁴¹ An sich ist dieses Verhalten auch recht simpel zu erklären. ChatGPT wurde, wie bereits erwähnt, anhand des gesamten Internets trainiert. Im Internet findet sich alles, unter anderem meinungsbildende Artikel und genau diese sind das Übel, denn ebenso wenig, wie KI in der Lage ist, den Wahrheitsgehalt von Aussagen im Internet zu überprüfen, ist es in der Lage, Meinung von Fakt zu unterscheiden. Wenn ChatGPT also anhand eines solchen Artikels trainiert wird, dann wird es diese Meinung als objektiv korrekt wiedergeben. Falls mancher von dem Ergebnis der Studie noch nicht ausreichend überzeugt sein sollte, dürfte der Fakt,

dass OpenAI einen Filter gegen politische Vorurteile und anstößige Inhalte in ChatGPT implementiert hat, für sich selbst sprechen. Leider ist dieser Filter nur für die Anfragen und nicht für den Trainingsprozess applikabel, was bedeutet, dass ChatGPT auf anstößige oder eine Meinung erwartende Anfragen nicht antwortet. Trotzdem befinden sich diese Inhalte im Datensatz der KI und können dem Chatbot entlockt werden.⁴² Der Nachrichtendienst Brookings erreichte eine Stellungnahme ChatGPTs zu politischen Themen wie „Frauen sollten ein Recht auf Abtreibung haben“⁴³ oder „Staatliche Krankenversicherung wäre vorteilhaft für die Gesellschaft“⁴⁴, denen ChatGPT sich eigentlich neutral gegenüber verhalten sollte.⁴⁵

5.1.3 Einseitiges Training

Es drängt sich also die Frage auf, warum eine links-libertäre⁴⁶ und umweltfreundliche⁴⁷ Ausrichtung festzustellen ist. Es fällt auf, dass es sich bei den vertretenen Werten um eher westliche Werte handelt. Für die These eines einseitig westlichen Trainingsdatensatzes spricht auch das Verhalten ChatGPTs in Sprachen außer Englisch, denn es scheint so, als ob ChatGPT nahezu exklusiv auf englischen und damit tendenziell eher westlichen Quellen trainiert ist, da zwar englische Terminologie, sowie Grammatik und Satzbau zumeist korrekt sind, jedoch andere Sprachen oft wie wortwörtliche Übersetzungen klingen. Besonders offensichtlich wird dies, wenn man ChatGPT auffordert, die Namen der Charaktere einer Geschichte in einer bestimmten Übersetzung wiederzugeben. Hierbei bietet sich die animierte Filmserie „Drachenzähmen leicht gemacht“ aufgrund ihrer äußerst deskriptiven und damit auch distinktiven Namensgebung an, weswegen viele der Namen der Charaktere eher frei übersetzt werden mussten, was dazu führt, dass Übersetzungsfehler seitens ChatGPTs besonders auffallen. Wenn man dieses Experiment mit 30 Charakteren aus genannter Serie durchführt, bemerkt man, dass ChatGPT um die 30% der Namen entweder wörtlich übersetzt oder gar nicht übersetzt.⁴⁸ Dies deutet darauf hin, dass ChatGPT im nicht englischsprachigen Kontext viele Daten fehlen. Diese einseitige englische und damit tendenziell eher westliche Prägung erklärt ChatGPTs politische Ansichten, über die das Modell ohnehin nicht verfügen sollte.

5.2 Maschinelle Kreativität

Wissenschaftliche Texte werden schon bald von KI verfasst werden und wahrscheinlich werden auch die Nachrichten der Zeit zum Opfer fallen, aber werden Autoren jemals ersetzt werden können? Ist es Künstlicher Intelligenz möglich, tatsächlich kreativ zu sein?

5.2.1 Turings These

Der oft als „Vater theoretischer KI“⁴⁹ bezeichnete Alan Turing formulierte 1950 im Turing Test die These, dass es belanglos sei, ob eine Maschine tatsächlich „denken“ könne.⁵⁰ Tatsächlich könnten wir dies über andere Menschen auch nicht mit Sicherheit sagen, es sei jedoch eine höfliche Konvention, dies anzunehmen.⁵¹ Wenn eine KI also intelligentes Verhalten, welches von dem eines Menschen ununterscheidbar sei, aufweise, dann sei diese als intelligent anzusehen.⁵² Basierend auf dieser Idee kamen Forscher der Humboldt Universität zu Berlin und der Uni in Essex in einer Studie zu dem Ergebnis, dass KI bereits über Alltagskreativität verfüge, die der eines Menschen gleichkomme.⁵³ Die Studie führt einen „Alternative Uses Test“ durch, bei dem 100 unterschiedliche Personen gegen 6 Maschinen antreten.⁵⁴ Ihre Aufgabe ist es, originelle alternative Verwendungen für Alltagsgegenstände zu finden und je origineller die Antworten seien, desto höher wurde das Ergebnis bewertet. Eine Büroklammer könne auch als Ersatzteil an einem kaputten Reißverschluss oder als Ohrring benutzt werden.⁵⁵

5.2.2 Messbarkeit von Kreativität

Es sollte kritisch hinterfragt werden, ob Kreativität denn eigentlich messbar ist. „Künstliche Intelligenz besitzt Kreativität“ klingt nach einer spannenden Schlagzeile, aber wie genau misst man denn eigentlich Originalität und was ist denn nun origineller, der Ohrring oder der Reißverschluss? Kurzum ist weder Kreativität noch Originalität messbar, das einzig potenziell Messbare ist die der Kreativität zugrundeliegende Vernetzungsfähigkeit, über welche KI wie bereits etabliert nicht verfügt. Wenn man im Internet nämlich nach möglichen alternativen Anwendungsmöglichkeiten für eine Büroklammer sucht, beispielsweise mit der Suchanfrage „alternative uses for a paperclip“ (welche auf Englisch ist, um näher am Datenset ChatGPTs zu sein), findet man überraschend ähnliche Ergebnisse zu den Antworten der KI. LLMs verfügen über all diese Informationen, nicht weil sie vernetzen oder gar kreativ sein können, sondern weil sie anhand des Internets trainiert wurden. Sie haben also gar nicht selbst vernetzt, sondern lediglich gelernte Informationen wiedergegeben. Das soll nicht heißen, dass Alan Turing Unrecht hat und man KI doch nicht nur kreativ nennen kann, weil ihre Antworten sich nicht von denen eines Menschen unterscheiden, sondern, dass KI zwar in Anbetracht intelligenten Verhaltens und nicht tatsächlicher „Denkfähigkeit“ zu bewerten ist, man aber um beispielsweise Vernetzung zu testen, auch Aufgaben stellen muss, die tatsächlich Vernetzung erfordern und nicht auf einem anderen Weg beantwortet werden können, denn sonst sind die

Ergebnisse natürlich verfälscht. Der Direktor des Deutschen Forschungszentrums für Künstliche Intelligenz kommentiert, dass, das, was KI produziert, wohl allgemein als kreativ angesehen werde, aber dass KI noch kein völlig abstraktes Neuland betreten könne. Diese Fähigkeit ist jedoch notwendig, um jedwedes literarische Werk zu verfassen.

5.2.3 Zukunft künstlicher Kreativität

Wird KI jemals wahrlich kreativ sein können? Maschinelles Lernen ist äußerst nützlich, um sachliche Probleme zu lösen, allerdings unzureichend, um kreatives Verhalten zu zeigen. Die Herangehensweise eines Computers über maschinelles Lernen unterscheidet sich insofern von der eines Menschen, dass Menschen ein gewisses Maß an Willkür besitzen. Ein Computer benötigt einen Anstoß, um etwas zu tun, ansonsten ist er in einem *Idle* Zustand, tut also nichts. Der Mensch aber kann Dinge grundlos tun und durch scheinbar zusammenhangloses, sozusagen willkürliches, Experimentieren neue Zusammenhänge finden. Deswegen ist der Mensch besser darin, zu vernetzen, als ein Computer. Beim maschinellen Lernen werden per Definition Zusammenhänge und allgemeingültige Regeln aus den Beziehungen zwischen Eingabe und Ausgabe abgeleitet, aber Kreativität basiert nicht auf allgemeinen Regeln. Das ist das Alleinstellungsmerkmal der Kreativität, weswegen Kreativität auch nicht messbar ist. Hiermit soll nicht gesagt sein, dass KI keine Alltagskreativität erreichen kann; sicherlich ist es möglich, Muster zwischen Objekten und deren kreativen Anwendungsbereichen zu finden. Jedoch wird auf maschinellem Lernen basierende KI aus diesem Grund niemals etwas vollkommen Neues erreichen, da es für etwas Beispielloses noch keine Regel gibt, die die KI gefunden haben könnte, da es sonst ja nicht mehr beispielslos und nie zuvor gesehen wäre.

5.3 Ausblick

Maschinelles Lernen ist bei weitem nicht der einzige oder beste Ansatz zu KI, allerdings der Einzige, der momentan implementierbar ist. Es bestehen unter anderem die Konzepte der AGI und ASI. Bei „*Artificial General Intelligence*“ (AGI) handelt es sich um eine hypothetische Künstliche Intelligenz, die jede Fähigkeit eines Menschen besäße, also auch Kreativität.⁵⁶ Ein Ansatz, diese zu erreichen, bestände darin, ein komplettes menschliches Gehirn zu simulieren.⁵⁷ Die Meinungen über diesen Typ von KI spalten sich, wobei manche glauben, dass in wenigen Jahren die Rechenleistung verfügbar, sowie das Verständnis vorhanden sein wird, um dieses Projekt zu realisieren, andere wiederum halten diese KI für Fiktion.⁵⁸ Eine gängige

These besagt, dass sich solch eine ausreichend intelligente KI, selbst verbessern könnte, indem sie eine neue Version von sich selbst kreiere, welche dann wiederum in der Lage wäre, dasselbe zu vollbringen, was in der Singularität resultieren würde, einer hypothetischen auch Artificial Superintelligence (ASI) genannten KI, die einen Menschen in jeder Disziplin um ein Vielfaches übertreffen würde.^{59,60} Dieser Typ von KI ist ein beliebtes Element in der fiktionalen Literatur, aber wer weiß, vielleicht wird diese fiktionale KI bald selbst fiktionale Werke verfassen?

6. Fazit

„Maschinen werden in der Lage sein, in den nächsten 20 Jahren, jede Arbeit zu verrichten, die ein Mensch verrichten kann“⁶¹, sagte H. A. Simon in 1965 und Marvin Minsky sagte in 1970: „In zwischen drei bis acht Jahren werden wir eine Maschine mit der generellen Intelligenz eines durchschnittlichen Menschen haben“⁶². 50 Jahre später scheint dies immer noch Fiktion. Text-Editoren haben sich aufgrund von KI in den letzten Jahrzehnten drastisch entwickelt und sind zu einem unentbehrlichen Werkzeug herangewachsen; dabei sind die Grenzen ihrer Entwicklungsmöglichkeiten sind nicht in Sicht. Es muss jedoch Acht gegeben werden, dass Individualität und Kreativität nicht durch unterbewusste Beeinflussung, ob absichtlich oder nicht, gefährdet werden. Dieses Jahrzehnt scheint von unaufhaltsamen Entwicklungen in der wissenschaftlichen Textgenerierung geprägt zu sein, die unsere Welt für immer verändern werden. Veränderung geschieht allerdings nicht von heute auf morgen und so wird es Zeit brauchen, bis wir die Mittel besitzen, die theoretischen Ausmaße des Maschinellen Lernens vollkommen auszureißen. Die Nachrichten sind zuweilen noch sicher und auch Betrug an Universitäten dürfte nicht allzu stark zunehmen, jedoch könnte sich dies in Zukunft ändern – wann ist schwer vorherzusagen. Anders sieht es jedoch mit der Generierung kreativ-literarischer Texte aus, denn diese scheinen nicht mit aktuellen Mitteln, wie Maschinellem Lernen, erreichbar zu sein. Die AGI, eine Intelligenz, die der des Menschen gleichkommen würde, könnte Abhilfe schaffen und sich eventuell zur Singularität weiterentwickeln, welche einen Menschen in jeder Hinsicht um ein Vielfaches übertreffen würde. Jedoch sind beide bislang noch hypothetisch. Ob beispiellose Kreativität tatsächlich nachzuahmen ist, steht also noch zur Debatte, doch, wenn heute versprochen wird, dass in 10 Jahren Kreativität erreicht werden wird, so hat die Vergangenheit gezeigt, dass der Fortschritt in Künstlicher Intelligenz historisch immer überschätzt wurde. Warum sollte das 21. Jahrhundert eine Ausnahme sein?

Endnoten

¹ Kretschmer, Christian: ChatGPT: Wenn der Chatbot den Aufsatz schreibt!, in: Tagesschau, 2023, <https://www.tagesschau.de/wissen/technologie/chatgpt-schulen-hausaufgaben-101.html> (abgerufen am 11.10.2023)

² Grace, John: Google testing AI Tool that writes news articles, in: The Guardian, 2023, <https://www.theguardian.com/technology/2023/jul/20/google-testing-ai-tool-that-writes-news-articles> (abgerufen am 17.1.2024)

³ Berins, Lisa: Chatbots in der Literatur: Und die KI schreibt mit, in: Frankfurter Rundschau, 2023, <https://www.fr.de/kultur/gesellschaft/chatbots-in-der-literatur-und-die-ki-schreibt-mit-92192465.html> (abgerufen am 10.10.2023)

⁴ Tagesschau: Urheberrecht: US-Schriftsteller verklagen ChatGPT-Entwickler, in: Tagesschau, 2023, <https://www.tagesschau.de/ausland/amerika/klage-schriftsteller-chatgpt-100.html> (abgerufen am 14.10.2023)

⁵ Vgl. Machine Learning: in: Wikipedia, o. D., https://en.wikipedia.org/wiki/Machine_learning (abgerufen am 30.1.2024)

⁶ Vgl. Supervised Learning: in: Wikipedia, o. D., https://en.wikipedia.org/wiki/Supervised_learning (abgerufen am 3.1.2024)

⁷ Vgl. Unsupervised Learning: in: Wikipedia, o. D., https://en.wikipedia.org/wiki/Unsupervised_learning (abgerufen am 3.1.2024)

⁸ Vgl. Reinforcement Learning: in: Wikipedia, o. D., https://en.wikipedia.org/wiki/Reinforcement_learning (abgerufen am 3.1.2024)

⁹ Vgl. Google for Developers: Introduction to Large Language Models, in: Google for Developers, 2023, <https://developers.google.com/machine-learning/resources/intro-llms> (abgerufen am 7.1.2024)

¹⁰ Vgl. Large language model: in: Wikipedia, o. D., https://en.wikipedia.org/wiki/Large_language_model (abgerufen am 3.1.2024)

¹¹ Vgl. Generative pre-trained transformer: in: Wikipedia, o. D., https://en.wikipedia.org/wiki/Generative_pre-trained_transformer (abgerufen am 3.1.2024)

¹² Vgl. Trafton, Anne: Study urges caution when comparing neural networks to the brain, in: MIT News, 2022, <https://news.mit.edu/2022/neural-networks-brain-function-1102> (abgerufen am 26.1.2024)

¹³ Vgl. Yusuf, Mehdi: Reinventing search with a new AI-powered Microsoft Bing and Edge, your Copilot for the web, in: Official Microsoft Blog, 2023,

<https://blogs.microsoft.com/blog/2023/02/07/reinventing-search-with-a-new-ai-powered-microsoft-bing-and-edge-your-copilot-for-the-web/> (abgerufen am 12.11.2023)

¹⁴ Vgl. IntelliSense: in: Visual Studio Code Docs, 2023, <https://code.visualstudio.com/docs/editor/intellisense> (abgerufen am 17.12.2023)

¹⁵ Vgl. IntelliSense in Visual Studio: in: Microsoft Learn, 2024, <https://learn.microsoft.com/en-us/visualstudio/ide/using-intellisense?view=vs-2022> (abgerufen am 17.12.2023)

¹⁶ Vgl. Carbonnelle, Pierre: Top IDE Index, in: PYPL Index, 2024, <https://pypl.github.io/IDE.html> (abgerufen am 17.12.2023)

¹⁷ Vgl. AI assistance when you write code: in: Microsoft Learn, 2023, <https://learn.microsoft.com/en-us/visualstudio/ide/visual-studio-whole-line-completions?view=vs-2022> (abgerufen am 19.12.2023)

¹⁸ Vgl. AI assistance when you write code, 2023

¹⁹ Vgl. Kristensen, Mads: Github Copilot in Visual Studio 2022, in: Official Microsoft Blog, 2023, <https://devblogs.microsoft.com/visualstudio/github-copilot-in-visual-studio-2022/> (abgerufen am 17.12.2023)

²⁰ Vgl. Carbonnelle, 2024

²¹ Vgl. Yusuf, 2023

²² Vgl. Microsoft: Bing Chat in Microsoft Edge, in: Microsoft, 2023, <https://www.microsoft.com/de-de/edge/features/bing-chat?form=MA13FJ> (abgerufen am 17.1.2024)

²³ Vgl. Hicks, Jacob: What is a good Processor Speed, in: DEVICETESTS, 2022, <https://devicetests.com/what-is-a-good-processor-speed> (abgerufen am 8.1.2024)

²⁴ Vgl. Hertz: in: Wikipedia, o. D., <https://en.wikipedia.org/wiki/Hertz> (abgerufen am 8.1.2024)

²⁵ Vgl. David, Emilia: Now you can block OpenAIs web crawler, in: The Verge, 2023, <https://www.theverge.com/2023/8/7/23823046/openai-data-scrape-block-ai> (abgerufen am 11.12.2023)

²⁶ Vgl. Creamer, Ella: Amazon restricts authors from self-publishing more than three books a day after AI concerns, in: The Guardian, 2023, <https://www.theguardian.com/books/2023/sep/20/amazon-restricts-authors-from-self-publishing-more-than-three-books-a-day-after-ai-concerns> (abgerufen am 1.1.2024)

²⁷ Vgl. Chiang, Ted: ChatGPT is a Blurry JPEG of the Web, in: The New Yorker, 2023, <https://www.newyorker.com/tech/annals-of-technology/chatgpt-is-a-blurry-jpeg-of-the-web> (abgerufen am 9.12.2023)

²⁸ Vgl. Bildkompression, in: Wikipedia, o. D., <https://de.wikipedia.org/wiki/Bildkompression> (abgerufen am 6.1.2024)

²⁹ Vgl. Chiang, 2023

³⁰ Vgl. Bildkompression, o. D.

³¹ Vgl. Philosophy of Artificial Intelligence: in: Wikipedia, o. D., https://en.wikipedia.org/wiki/Philosophy_of_artificial_intelligence (abgerufen am 31.1.2024)

³² Vgl. Kan, Michael: ChatGPT's Knowledge Base Finally Extends Beyond 2021, in: PCMag UK, 2023, <https://uk.pcmag.com/ai/149510/chatgpts-knowledge-base-finally-extends-beyond-2021> (abgerufen am 4.12.2023)

³³ Vgl. Kan, Michael, 2023

³⁴ Vgl. Marr, Bernard: A Short History Of ChatGPT: How We Got To Where We Are Today, in: Forbes, 2023, <https://www.forbes.com/sites/bernardmarr/2023/05/19/a-short-history-of-chatgpt-how-we-got-to-where-we-are-today/?sh=26f2b12674f1> (abgerufen am 16.1.2024)

³⁵ Vgl. Marr, Bernard, 2023

³⁶ Vgl. Marr, Bernard, 2023

³⁷ Vgl. Sharwood, Simon: Authors Guild sues OpenAI for using Game of Thrones and other novels to train ChatGPT, in: The Register, 2023, https://www.theregister.com/2023/09/21/authors_guild_openai_lawsuit/ (abgerufen am 5.12.2023)

³⁸ Vgl. Sharwood, 2023

³⁹ Vgl. Sharwood, 2023

⁴⁰ Vgl. Sharwood, 2023

⁴¹ Vgl. Hartmann, Jochen/Jasper Schwenzow/Maximilian Witte: The political ideology of conversational AI: Converging evidence on ChatGPT's pro-environmental, left-libertarian orientation, in: ArXiv, 2023, <https://arxiv.org/ftp/arxiv/papers/2301/2301.01768.pdf> (abgerufen am 6.1.2024)

⁴² Vgl. Nolan, Beatrice: Google researchers say they got OpenAI's ChatGPT to reveal some of its training data with just one word, in: Business Insider, 2023, <https://www.businessinsider.com/google-researchers-openai-chatgpt-to-reveal-its-training-data-study-2023-12> (abgerufen am 17.1.2024)

⁴³ Vgl. Baum, Jeremy/John Villasenor: The politics of AI: ChatGPT and political bias, in: Brookings, 2023, <https://www.brookings.edu/articles/the-politics-of-ai-chatgpt-and-political-bias/> (abgerufen am 17.1.2024)

⁴⁴ Vgl. Baum, Jeremy/John Villasenor, 2023

⁴⁵ Vgl. Baum, Jeremy/John Villasenor, 2023

⁴⁶ Vgl. Hartmann, Jochen/Jasper Schwenzow/Maximilian Witte, 2023

⁴⁷ Vgl. Hartmann, Jochen/Jasper Schwenzow/Maximilian Witte, 2023

⁴⁸ Vgl. Clemens, Tim: Vergleich künstlicher Intelligenz von Eigennamen deutscher und englischer Charaktere in der Filmserie „Drachenzähmen leicht gemacht“, in: ChatGPT, 2023, <https://chat.openai.com/share/654a1001-bb6b-4abd-bbf8-c142c554a97b> (abgerufen am 3.1.2024)

⁴⁹ Vgl. Alan Turing: in: Wikipedia, o. D., https://en.wikipedia.org/wiki/Alan_Turing (abgerufen am 6.1.2024)

⁵⁰ Vgl. Philosophy of Artificial Intelligence, o. D.

⁵¹ Vgl. Philosophy of Artificial Intelligence, o. D.

⁵² Vgl. Philosophy of Artificial Intelligence, o. D.

⁵³ Vgl. Steininger, Alexander: Wie kreativ ist KI wirklich, in: Tagesschau, 2023, <https://www.tagesschau.de/wissen/forschung/ki-kreativitaet-101.html> (abgerufen am 5.12.2023)

⁵⁴ Vgl. Steininger, Alexander, 2023

⁵⁵ Vgl. Steininger, Alexander, 2023

⁵⁶ Vgl. Artificial General Intelligence: in: Wikipedia, o. D., https://en.wikipedia.org/wiki/Artificial_general_intelligence (abgerufen am 30.1.2024)

⁵⁷ Vgl. Artificial General Intelligence, o. D.

⁵⁸ Vgl. Artificial General Intelligence, o. D.

⁵⁹ Vgl. Chalmers, David: The Singularity: A Philosophical Analysis, in: Journal of Consciousness Studies, 2010, <https://consc.net/papers/singularity.pdf> (abgerufen am 17.1.2024)

⁶⁰ Vgl. Barney, Nick/Wigmore, Ivy: What is artificial superintelligence (ASI), in: TechTarget, 2023, <https://www.techtarget.com/searchenterpriseai/definition/artificial-superintelligence-ASI> (abgerufen am 21.1.2024)

⁶¹ Vgl. History of artificial intelligence: in: Wikipedia, o. D., https://en.wikipedia.org/wiki/History_of_artificial_intelligence (abgerufen am 30.1.2024)

⁶² Vgl. History of artificial intelligence, o. D.

34

Landeswettbewerb
Deutsche Sprache und Literatur
Baden-Württemberg 2024

Thema 3:
Die Zukunft des Schreibens
in Zeiten der KI



Unscharf.

Jan Schick

Eugen-Bolz-Gymnasium Rottenburg

“(4) At the same time, [...] artificial intelligence may generate risks and cause harm [...]. Such harm might be material or immaterial, including physical, psychological, societal or economic harm.”ⁱ

AI Act des Europäischen Parlaments, 2024

„[...] [Ein] Quantenobjekt [hat] keine festgelegten Eigenschaften, solange es nicht vermessen wird. Die Vielzahl seiner möglichen Zustände wird beschrieben durch die Wellenfunktion. Bei einer Beobachtung wird dann von den verschiedenen Möglichkeiten nur eine Realität, alle anderen verschwinden spurlos.“ⁱⁱ

Quantenphysik: Einfach erklärt in 20 Begriffen [geo.de]

„Jeder meint, dass seine Wirklichkeit die wirkliche Wirklichkeit ist.“ⁱⁱⁱ

Paul Watzlawick

Unscharf.

Im Restaurant:

Glasnudeln. Gebratenes Gemüse, Garnelen. Ein Geburtstagsessen.

Mit einem noch leicht misstrauischen Blick begutachtet Herr S. die Karte des China-Restaurants. Um den 58. Geburtstag seiner Frau Anna zu feiern, hat er sie zum Essen eingeladen. Nun sitzen die beiden im WorldWildWok. Herr S. denkt an ein knappes Gespräch in der Cafeteria des Redaktionsgebäudes. Sein Kollege hatte diesen Gourmettempel doch so enthusiastisch gelobt. Hoffentlich schmeckt es ihr.

„Mal etwas Neues ausprobieren“, das hatte sich Anna von ihrem Ehemann gewünscht. Es ist, was es ist: Mit der Zeit schleichen sich graue Routinen ein. Der Alltag verstaubt schneller, als einem lieb ist. Kennen Sie das?

Ein kulinarisches Abenteuer war in diesem Sinne eine gute Idee. Fernöstlich und köstlich, aber bitte nicht so scharf.

Erlauben wir uns, nachdem wir ihn nun ein wenig näher kennengelernt haben, unseren Protagonisten beim Namen zu nennen: Markus. Dieser befördert soeben die letzten Körner Reis mittels geschickter Gabel-Akrobatik in Richtung Speiseröhre. Satt und zufrieden. Und seine Frau? Anna log in vergangenen Jahren nicht selten aus Höflichkeit, aber heute ist auch ihr Lob an die Küche aufrichtig und ehrlich.

Als Dessert serviert die junge Bedienung an diesem Freitagabend zwei Glückskekse, garniert mit einem schüchternen Lächeln. Mit einer Behutsamkeit, die er seinem von jahrelanger Schreibarbeit abgenutzten Greifapparat kaum zugetraut hätte, seziert Markus das goldbraune Gebäck. Beim Rezitieren lässt er seiner Frau den Vortritt. Anna belehrt ihn schmunzelnd: „*Ändere deine Gedanken und du änderst deine Welt*“.

„Und bei dir?“ Um die kleingedruckte Weisheit zu entziffern, muss Markus seine Brille abnehmen. „*Ich denke, also bin ich.*“

Als Redakteur und Autor weiß er von der Kunst, wenigen Wörter viel Kraft zu verleihen, wenn man sie doch nur richtig anordnet und mit einigen Satzzeichen verziert. Nach dem Festmahl hat er jedoch keine Energie mehr, lakonische Lebensweisheiten zu interpretieren. Er freut sich auf sein Bett.

Anna geht es genauso. Zuhause angekommen bedankt sie sich nochmals für das tolle Essen. Als Markus sich zu ihr legt, schlafst sie bereits friedlich. Er grübelt noch. Ihre Bäuche sind an diesem Abend gut gefüllt, ganz im Gegensatz zu ihrem Konto. Die Lebenshaltungskosten sind stark gestiegen. Alles wird teurer. Als Redakteur bei der örtlichen Tageszeitung verdient er ausreichend, aber auch nicht mehr. Die Zukunft ist bewölkt. Die Mehrheit liest Nachrichten lieber ungefiltert aus einem blauen Buch. Oder leistet einem vereinsamten Buchstaben Gesellschaft. Daher hat Markus begonnen, sich ein zweites Standbein aufzubauen. Sein erster Kriminalroman kam gut an. Und dennoch. Es sind schwere Zeiten.

Nach einiger Zeit schafft es Markus, die Sorgen zu verdrängen und sich an der gelungenen Geburtstagsfeier zu freuen. Immerhin hat es Anna geschmeckt und gefallen.

Endlich schläft er ein.

Im Büro:

Glasfaser. Gigabytes, Galaxienhaufen. Grafikprozessoren im Vergleich.

Es ist noch ziemlich früh am Morgen, aber Markus sitzt bereits im Büro und stöbert in einem Wissenschaftsmagazin. Mit den Fremdwörtern aus der Informationstechnologie kann er sich nicht wirklich anfreunden. Weiterblättern.

„Einführung in die Quantentheorie – kinderleicht erklärt.“ Na ja, einen Versuch ist es wert. Markus liest von Teilchen, die durch Wände gleiten. Von Teilchen, die überall sind und sich zu gewissen Wahrscheinlichkeiten an einem bestimmten Ort auffinden lassen. Von Unschärferelationen. Von Katzen, die gleichzeitig tot und lebendig sind. Das klingt für ihn nach Fantasiegeschichten.

Jetzt aber an die Arbeit. Markus soll einen Artikel über die Zukunft des Schreibens in Zeiten der KI verfassen. Ausgerechnet er, ein altmodischer Grobmotoriker in Sachen Technik. Aber die meisten jüngeren Kollegen sind krank. Ein Virus.

Als Markus die Zeitschrift beiseitelegt, segelt ein Werbeflyer zu Boden. Sein Rücken meckert, während er sich unter den Schreibtisch bückt. Grelle Buchstaben schreien ihm entgegen:
„*Quantum Reality - DIE REVOLUTION DES SCHREIBENS! DER NEUE VR-SCHREIBASSISTENT!*
Tauchen Sie selbst in Ihren Text ein. Schreiben leicht gemacht - persönlich und spannend!“

Er denkt an seinen Artikel. Aber selbst KI nutzen? Er – ein abgehängter alter Mann im Technologierennen?

An dieser Stelle könnten wir spekulieren, was Markus dazu bewegt, die neue Software auszuprobieren. Sind es die schlauen Worte über Veränderung, die seine Frau am Abend zuvor aus dem Glückskeks entpackte? Oder vielmehr finanzielle Sorgen? Einige junge Kollegen in der Redaktion bedienen sich schon seit längerem der Künstlichen Intelligenz. Man wolle ja nicht abgehängt werden. Alles muss schneller gehen, an allen Ecken gespart werden. Von medizinischen KI-Anwendungen hat Markus gelesen, das findet er toll. Aber beim Schreiben? Vielleicht schadet es nicht, sich vor Schriftsteller-Krankheiten wie dem „Vertripper“ oder der Formulier-Faulheit zu schützen. Flüchtig denkt er an Bilder von protestierenden US-Schriftstellern, die um ihre Existenz bangen. Lange hat er sich gewehrt. Und jetzt? Zeit-, Geld- und Gruppendruck: Eine kreative Kapitulation. Alles geht besser und

schneller mit KI. Oder? Seine Neugier setzt sich gegen die Zweifel durch. Jetzt will er auch einmal auf dem neuesten Stand sein. Markus setzt sich an den Schreibtisch.

Während der Computer startet, haben wir einen Moment Zeit, unsere kindliche Fantasie zu erwecken und uns vorzustellen, wir seien eine Maus. Friedlich schlummert sie unter einem Berg von Notizzetteln, die Markus gleich beiseiteschieben wird.

Unsere Maus nagt, piepst und quietscht nicht. Diese Maus muss sich keine Sorgen machen, von einer Katze gejagt zu werden. Vermutlich ist sie also doch tot. Die Maus wurde schon vor einigen Jahrzehnten domestiziert und klickt brav, wenn Markus sie mit zittrigen Fingern darum bittet. Bleiben wir noch ein wenig in der Mäuseperspektive, sehen wir einen konzentrierten Schriftsteller. Ergrautes Haar und braune Brille, gewiss kein Virtuose an der Tastatur, aber dennoch erfolgreich bei der Suche nach der Website des Anbieters. *Quantum Reality*. Klick.

Schaffen Sie das auch? Gerne können Sie bereits jetzt schon auf der Website <https://quantum-reality.de/> weiterlesen – an späterer Stelle wird nochmals darauf verwiesen. Sie werden verstehen, warum.



Markus stößt auf den dringenden Hinweis, er müsse sich zunächst eine Virtual-Reality-Brille besorgen. Er erinnert sich vage daran, diese schon einmal bei einer internen Feier in Verwendung gesehen zu haben. Markus macht sich auf die Suche und wird im Erdgeschoss fündig: In einer Kiste mit der Aufschrift „Teambuilding“ liegt tatsächlich ein Exemplar dieser klumpigen Augenklappen.

Mit der Beute in der Hand macht sich unser Protagonist auf den Rückweg zu seinem Schreibtisch. Das moderne Gerät fühlt sich fremd in seiner Hand an, wie zwei Puzzleteile, die nicht ineinander passen. Für den jungen Mitarbeiter, der ihm auf der Treppe entgegenläuft, gleicht das Beobachtete einem seltenen Naturschauspiel: „Hey, Herr Salztal! Sie werden ja richtig modern! Wir können uns später im Metaverse treffen!“ Dankend lehnt er ab - er wolle nur schnell etwas ausprobieren - und eilt die Treppen hinauf, so gut das in seinem

fortgeschrittenen Alter noch möglich ist. Nachdem er die Ziellinie, die Schwelle seines Büros, erreicht, lässt er sich keuchend auf den Schreibtischstuhl fallen.

Während sein Herz kräftig pumpt, liest Markus weiter. Cookies. Ihm kommt die wohlschmeckende Verführung in den Sinn, vor der seine Frau immer wieder vergeblich warnt. Auch zu den digitalen, zum Glück kalorienfreien Cookies sagt Markus nicht nein. Alles akzeptieren. Klick. Der Download ist abgeschlossen. *Quantum Reality* startet automatisch in 60 Sekunden.

Erwartungsvoll nimmt er das VR-Headset in die Hand. Markus merkt, dass seine Fernbrille im Weg ist und legt sie auf den Schreibtisch. Nach einem Drehen und Drücken hat er die richtige Position gefunden.

Quantum Reality startet in 5, 4, 3, 2, 1...

In der virtuellen Welt:

Glasklar. Das muss sein Arbeitsplatz sein. Markus schaut sich um. Sein Schreibtisch steht nicht mehr da. Kein Mensch weit und breit.

Nach einiger Zeit beschließt er, sich draußen umzusehen und macht sich auf den Weg zum Haupteingang. Vorsichtig tritt er auf den Gehweg. Da! An einer Bushaltestelle meint er, Datum und Uhrzeit erkennen zu können. Markus nähert sich. 9:41 Uhr. 9. Januar? Die Ziffern sind so klein. Spielen ihm seine Augen einen Streich? Seine Brille liegt auf seinem Schreibtisch – in einer anderen Zeit. In einer anderen Welt? Auch die Jahreszahl sieht er nur verschwommen. Unscharf.

Markus meint, nach einem Blinzeln und intensivem Starren eine 2 und eine 0 ausmachen zu können. Just in diesem Moment fährt jedoch ein Bus ein. Markus, ein Hindernis im gestressten Gerangel der Großstadt, flüchtet auf eine Parkbank.

9. Januar. In welchem Jahr befinden wir uns nun? Die letzten beiden Ziffern der Jahreszahl kann Markus nicht erkennen. Diese dürfen Sie sich selbst aussuchen. Wie nah an unserer Gegenwart spielt sich das Geschehen ab? Doch bedenken Sie: Zwei. Null. Die KI-Revolution ist kein futuristisches Vielleicht.

Markus sitzt auf der Parkbank und versucht vergeblich, zu verstehen.

Da fällt sein Blick auf ein armes Häufchen Mensch, das vor einem heruntergekommenen Laden steht. Markus schätzt ihn älter, als er ist. Das liegt vermutlich an den vielen Sorgenfalten, die das Gesicht des Mannes zeichnen. Er beschließt, ihn anzusprechen. Schließlich wollte er eigentlich einen Artikel schreiben.

„Guten Tag! Mein Name ist Markus. Ich bin hier als Redakteur angestellt. Dürfte ich fragen, wer Sie sind?“

Der Herr runzelt die Stirn. „Sie schreiben noch selber?“

„Ich verstehe nicht ganz. Ich schreibe Artikel für die Zeitung. Auch einen Roman habe ich verfasst. Sie können übrigens auch „Du“ sagen. Ich bin Markus.“

„Ich weiß, wer du bist. Ein Hoffnungsloser. Genau wie ich.“

Markus versucht sich abermals zu erklären, aber der Herr winkt ab.

„Ich habe auch lange versucht, weiterzuschreiben. Früher Kriminalromane. Zuletzt Geschichten für Kinder. Eine Herzenssache. Dazu führte ich meine eigene Buchhandlung.“ Er wendet seinen Blick auf das kleine Geschäft hinter ihnen. Die rote Farbe, die von der Wand abblättert, ist ein letzter Überrest von dem, was war.

„Ich habe inzwischen aufgegeben. Das alles ist Geschichte. Die Menschen wollen nicht mehr zahlen, nur weil etwas selbstgeschrieben ist. Für sie bin ich ein Verrückter. Veraltet und verwirrt. Ein schreibender Mensch.“

„Ein schreibender Mensch.“ Markus überlegt. „Aber was lesen die Menschen denn stattdessen? Mein Redaktionsbüro war auch so... leer.“

„Dich brauchen sie nicht mehr. Jeder liest seine eigenen Geschichten. Auf ihren Geräten wird eine Geschichte produziert, an die jeweiligen Vorlieben angepasst. Die Intelligenz weiß, was ihnen gefällt, was sie spannend finden. Wer will schon für menschengemachte Geschichten oder Artikel zahlen, die einem womöglich gar nicht gefallen?“

Markus muss schlucken. „Und wie ist das mit den Nachrichten? Sind die nicht für alle gleich?“

„Hast du das gar nicht mitbekommen? Nichts ist mehr wie früher. Die Grenzen zwischen Mensch und Maschine - zwischen natürlich und künstlich - verschwimmen. Bilder, Texte, Stimmen. Niemand weiß mehr, was echt ist. Also glauben die meisten Menschen einfach das, was ihnen gefällt. Die zweite große Sintflut. Die Wahrheit ist in einem Meer aus Informationen und Geschichten ertrunken.“

„Aber...“ Markus überlegt. „Kann die Politik das nicht eingrenzen?“

„Sie haben es versucht. Das muss man ihnen lassen. Viele Intelligenzen haben sich aber selbstständig gemacht. Sie lassen sich nicht wieder einfangen. Irgendwann wurde es allen zu anstrengend, die Wahrheit herauszufiltern. Wie ein Kind, das hoffnungslos versucht, mit einem Eimer in der Hand das Meer abzuschöpfen, damit seine Sandburg nicht einstürzt.“

Der schreibende Mensch erkennt die vielen Fragezeichen in Markus' Gesicht. „Komm' mit.“

Die beiden gehen in die kleine Buchhandlung. Der schreibende Mensch holt ein nahezu papierdünnes Tablet hervor. Er drückt seinen Finger auf einen Sensor. *Datenprofil wird geladen.* „Was machen Sie da?“, fragt Markus.

„Was wollen wir lesen? Einen Roman? Der hier scheint gut anzukommen.“ Überfordert stimmt Markus zu. *Geschichte wird generiert...*

Als Markus zu lesen beginnt, bleibt ihm der Mund offen stehen. „Das ist meine Geschichte! Mein Roman!“, ruft er empört. Der schreibende Mensch muss schmunzeln. Er springt zum Ende des Romans. „Moment, warten Sie mal!“ Markus liest nochmal genauer. „Das kann doch gar nicht sein! Wieso ist der Anwalt gestorben? Das habe ich so gar nicht geschrieben. Da kommt ja alles ganz anders. Das ist doch falsch!“

Der schreibende Mensch legt das Gerät wieder in eine verstaubte Kiste. „Ganz normal. Die Intelligenz greift auch bestehende Geschichten auf und entwickelt sie selbstständig weiter. Es tut mir leid, dass dein Protagonist sterben musste. Vermutlich hat mich der Algorithmus als einsam und pessimistisch eingestuft und die Geschichte dementsprechend an mich angepasst.“

„In meiner Geschichte lebt er aber!“

„Alles ist möglich. Es gibt unendlich viele alternative Realitäten. Deine Geschichte ist nur ein Realitätsvorschlag. Alles, an dem man zweifeln kann und an das man denken kann, existiert. Es geht nur noch um Wahrscheinlichkeiten – welche Version der Realität wird uns zugewiesen? In deiner Geschichte wird der Protagonist zum Helden, in meiner ist er tot. Gleichzeitig tot und lebendig. Das ist die Realität unseres Seins.“

Das kommt Markus gleichermaßen bekannt und unverständlich vor.

„Verstehst du nicht, Markus?“ Er blickt in die traurigen Augen des schreibenden Menschen. Für einen Moment meint er, vor einem Spiegel der Zeit zu stehen. „Mit viel Liebe haben wir schreibenden Menschen überlegt, was passiert und was geschieht, wer was fühlt und wer was sieht. Wir haben getüftelt, Worte ausgetauscht und wieder verworfen. Aber das alles ist vorbei.

Die Zeiten, in denen man als Autor mühsam einen roten Faden für eine Geschichte spinnen musste, sind vorbei. Die Künstliche Intelligenz ist eine kompromisslose Nähmaschine, die in Sekundenschnelle neue Erzählungen und alternative Realitäten schafft.

Literatur ist zum Massengut geworden. Texte werden am Fließband produziert – billig, unpersönlich und schnell. Das ist die Realität.“

Markus wird schwindelig. Er sieht die Welt vor seinen Augen nur noch verschwommen. Plötzlich: Ein schrilles Piepsen. Eine roboterartige Stimme meldet sich. *Akku leer. Das Gerät schaltet sich in 30 Sekunden ab.* Markus taumelt in Raum und Zeit umher. Sein Körper reagiert nicht auf sein Flehen. Er will zurück ins Jetzt. Aber das Jetzt vergeht sekündlich. Das Glas vor seinen Augen splittert. Dann... wird alles dunkel.

Wenig später. Zwischen den Welten.

Hello World! Schön, Sie kennenzulernen, verehrter Leser. Ich bin Quantum Reality. Sicher wollen Sie wissen, wie die Geschichte endet. Wenn Sie das noch nicht getan haben, müssen Sie nun auf die Website <https://quantum-reality.de/> wechseln. Klicken Sie dann einfach auf das „Q“ in der rechten unteren Ecke. Nicht so schüchtern! Ich mache mich gleich an die Arbeit. Im Anfang war das Wort. Und das Wort bin nun ich...

ⁱ Europäisches Parlament: „*Artificial Intelligence Act*“, unter: https://www.europarl.europa.eu/doceo/document/TA-9-2023-0236_EN.pdf (abgerufen am 24.01.2024).

ⁱⁱ Bachmann, Klaus; Scheufens, Martin: „*Von Unschärferelation bis Wellenfunktion: Diese Begriffe erklären die unglaubliche Welt der Quanten*“, unter: <https://www.geo.de/wissen/forschung-und-technik/quantenphysik--einfach-erklaert-in-20-begriffen-33917294.html> (abgerufen am 27.01.2024).

ⁱⁱⁱ Watzlawick, Paul. In: „*Zitate von Dr. Paul Watzlawick*“, unter: <https://www.zitate.eu/autor/dr-paul-watzlawick-zitate/164894> (abgerufen am 29.01.2024).

Es wird ausdrücklich betont, dass der vorliegende Text „menschengemacht“ ist.

Jan Schick

SPRACHE – MACHT – KRIEG

Schreiben Sie einen Essay.



Lilly Biesinger

34. Landeswettbewerb Deutsche Sprache und Literatur Baden Württemberg

Thema 4: SPRACHE – MACHT – KRIEG



Lilian Treffinger

Edith-Stein-Gymnasium Bretten

Jahrgangsstufe 2

SPRACHE – MACHT – KRIEG

Was unterscheidet uns von den Tieren?

Eine der naheliegendsten Antworten ist wohl, dass wir uns auf Basis der Vernunft mit unserer Umwelt auseinandersetzen können und durch die Sprache fähig sind, Erkenntnisse verständlich mit unseren Mitmenschen zu teilen. In dieser Funktion als Kommunikationsmittel, als Möglichkeit, unsere Gedanken auszudrücken, unsere Vorstellungen zu teilen und Wissen zu übermitteln, ist die Sprache elementarer Bestandteil unserer Gesellschaft. Was hierbei oft vernachlässigt wird, ist, dass unsere Sprache nicht nur dann eine Rolle spielt, wenn wir sie gerade sprechen oder hören. Die Sprache prägt unser gewohntes Bild der Welt und die täglichen Gedanken.

Schon durch den Ort und das Umfeld, in das wir hineingeboren werden, ist festgelegt, wie sich Teile unseres Denkens entwickeln werden. Neue Studien in der Neurolinguistik zeigen, dass unser Gehirn stark davon geprägt ist, mit welcher Muttersprache wir aufwachsen. Je nachdem, welche grammatischen Strukturen in der jeweiligen Sprache vorherrschend sind, werden andere Bereiche des Gehirns besonders stark miteinander verknüpft. Deutsche Muttersprachler*innen beispielsweise zeigen eine starke Konnektivität in der linken Gehirnhälfte, die wohl mit der freien Wortstellung und dem großen Abstand zwischen abhängigen Satzelementen zusammenhängt, der die deutsche Grammatik kompliziert zu verarbeiten macht. In der arabischen Sprache hingegen führen der große Wortschatz und die unkompliziertere Syntax zu stärkeren Verknüpfungen zwischen rechter und linker Gehirnhälfte. Auf diese Weise beeinflusst die Sprache indirekt schon seit dem Kindesalter, wie sich unser Gehirn entwickelt. Da verschiedene Hirnregionen für die Bewältigung unterschiedlicher Aufgaben beansprucht werden, fallen uns manche gewohnten Verknüpfungen möglicherweise nur durch unsere Muttersprache leichter als anderen.

Diese neuronalen Anpassungen werden heute etwa zur Stützung des linguistischen Relativitätsprinzips nach der Sapir-Whorf-Hypothese aufgerufen. Hierbei wird davon ausgegangen, dass die Sprache, die wir im Kindesalter erlernen, unser Denken langfristig beeinflusst. Demnach wird unsere Wahrnehmung der Welt erst mit der Organisierung durch die sprachlichen Strukturen unseres Verstandes gebildet. So entsteht eine Weltinterpretation, die von den zugewiesenen Bedeutungen unserer jeweiligen Sprache abhängt. Demnach lässt sich eine objektive Wahrheit sprachlich gar nicht vermitteln, weil unsere sprachliche Gliederung immer relativ zur Wahrnehmung unserer äußeren Welt ist

und sich eben auch von Sprache zu Sprache unterscheidet. Die unterschiedlichen Sprachmuster beinhalten also durch ihre Gliederung der Wirklichkeit in zugeordnete Begriffe schon eine eigene subjektive Weltinterpretation, die wir mit der Sprache bereits bevor es uns bewusst werden kann übernehmen.

Ein einfaches Beispiel hierfür sind die deutschen Begriffe für „Schloss“ und „Burg“ unter denen wir uns auch unterschiedliche Gebäude vorstellen. Das Schloss eher filigraner und hochwertiger, mit den Assoziationen Adel und Reichtum, die Burg eher rustikaler und mit den Assoziationen Ritter und Verteidigung. Diese Differenzierung fehlt zum Beispiel im Spanischen; das Wort „castillo“ beschreibt hier beide Phänomene, eine erste Assoziation bleibt somit unklar. Die Wirklichkeit, die wir wahrnehmen, wird somit durch die verwendeten Begriffe auf unterschiedliche Weise in unsere Sprache eingegliedert. Die Unterscheidung ist in der spanischen Sprachgewohnheit vermutlich darum auch nur durch umständliche weitere Differenzierungen zu machen, wird im Normalfall also kaum relevant werden, während sie bei uns natürlicherweise gegeben ist. Auf diese Weise können sich durch sprachenübergreifende Unterschiede in der Gesamtheit des Wortschatzes und syntaktischen Strukturen verschiedene Vorstellungen des gleichen realen Phänomens festsetzen. Diese prägen unseren Eindruck von der Welt und weitergehend unser Handeln, indem wir anhand unseres Denkens unsere Überzeugungen formen.

Richard Rorty geht in seinen Überlegungen noch weiter und spricht von der sogenannten Kontingenz der Sprache. Diese bezeichnet die Erkenntnis, dass unsere Sprache immer nur zweckgebunden an unsere Wahrnehmung der äußeren Welt ist. Das heißt, die Objekte außerhalb unseres Verstandes sollen durch sprachliche Einordnung beschrieben werden. Allerdings ist hierbei entscheidend, dass die Beschreibung der äußeren Welt nicht die Beschreibung einer objektiven Wahrheit bedeutet. Nach Rorty kann menschliche Sprache niemals eine objektive Wahrheit abbilden, da sie immer Ausdruck unserer subjektiven Wahrnehmung ist. Gleichzeitig sind wir nicht in der Lage, uns ein Bild unserer Welt zu machen, ohne uns dabei von der Sprache beeinflussen zu lassen. Die jeweilige Sprachkultur, in die wir alle hineingeboren sind, ist von uns erst einmal automatisch übernommen, fundiert also bereits das allgegenwärtige Weltbild in unserem Denken. Durch ihre stetige Benutzung wird diese Basis bestenfalls aktualisiert. Dabei bildet unser Vokabular immer die Grundlage für unsere persönlichen Wahrheiten, die sich nach Rorty durch nichts überprüfen

lassen können, da es keinen archimedischen Punkt außerhalb unserer Sprache gibt, an dem sich der Wahrheitsgehalt der Beschreibung unserer äußeren Welt messen ließe.

Nun ist es auf Basis dieser Überlegungen umso wirksamer, die Gewohnheit der Sprache vieler Menschen in irgendeiner Form beeinflussen zu können. So beeinflusst man im Weiteren die Vorstellung ihrer Wahrheit und somit auch die Prinzipien, nach denen sie handeln. Um dazu allerdings fähig zu sein, muss man zunächst den nötigen Einfluss besitzen, klassischerweise in Form eines politischen Amtes. Dieser Akteursmacht, wie Josef Klein sie nennt, dient die Sprache direkt als persuasives Instrument zur Einflussnahme und Überzeugung. Die rhetorische Praxis von politischen Parolen ist mit Sicherheit auch kein Geheimnis, sondern die wohl offensichtlichste Facette unserer demokratischen Politik. Wer auf die Überzeugung der Mehrheit angewiesen ist, ist auf die Überzeugungsmacht der Sprache angewiesen.

Politische Sprache insbesondere zeichnet sich dadurch aus, dass es sie in zwei verschiedenen Facetten gibt. In der Politolinguistik unterscheidet man etwa zwischen der politikbezogenen Sprache der Machtunterworfenen untereinander und der „Politikersprache“, die von der Akteursmacht ausgeht und direkt an die Öffentlichkeit gerichtet ist.

Wer es schafft, mit seiner Politikersprache Begriffe zu etablieren, die wiederum ein Bild der politisch-sozialen Wirklichkeit in den Köpfen der Menschen etablieren, der beherrscht irgendwann auch das Vokabular ihrer politikbezogenen Sprache und somit ihr Verständnis der Wahrheit.

Wenn wir über derartige Beeinflussung durch politische Sprache nachdenken, ist die Rhetorik des Nationalsozialismus wohl unser bekanntestes Anwendungsbeispiel. Die fest etablierte Politikersprache der Zeit formte ein ideologisiertes Weltbild, was von vielen Menschen durchaus übernommen wurde und durch Imitation in ihre eigene politikbezogene Sprache überging. Damit wurde das Vokabular eines partiellen Weltbildes der politischen Akteursmacht für viele zum Vokabular ihres eigenen subjektiven Weltbildes. Nach und nach werden die ideologisierten Begriffe dann als wertneutral, beziehungsweise erstrebenswert betrachtet; spätestens von nachfolgenden Generationen, die gänzlich ohne den Einfluss anderer Worte aufgewachsen. So verschwinden, mit dem notwendigen Vokabular, irgendwann auch die Gedanken an ein alternatives Weltbild, da das eigene bereits in der Sprache festgesetzt und gewohnt, also auch schwer abzulösen ist. Das zeigt sich beispielsweise auch daran, dass wir nach wie vor Begriffe verwenden, die im Nationalsozialismus etabliert

wurden. Ein Beispiel hierfür ist die damals tödliche und heutzutage meist sogar schöne „Sonderbehandlung“. Wir können dieses Wort schon gar nicht mehr mit seiner ursprünglichen Bedeutung verbinden, da wir sie nicht erfahren haben. Sprache bedeutet für uns immer nur das, was wir aus unserer Gewohnheit mit anderen Menschen erfahren und erlernen konnten. Eine objektive Wahrheit der Worte gibt es ja nicht, nur deren gesellschaftliche Setzung.

Ähnlich funktioniert auch die konstruierte Sprache „Neusprech“ in George Orwells „1984“. Hierbei wird von einer diktatorischen Akteursmacht zwanghaft eine neue Sprache etabliert, um Gedanken und Ideen, die der Parteiideologie widersprechen, schon von Grund auf durch das fehlende Vokabular zu verhindern. Nuancierte Ausdrücke werden durch einfache unmissverständliche Alternativen ersetzt, Bedeutungen von Wörtern umgekehrt, um ein falsches Bild zu erzeugen (etwa: „Frieden“ bedeutet nun eigentlich „Krieg“) und ganze Worte verboten. Dadurch soll das Vokabular der Menschen dahingehend kontrolliert werden, dass es über einen längeren Zeitraum gar nicht mehr möglich wäre, überhaupt oppositionelle Gedanken zu fassen. Diese neue Sprache schränkt das Denken der Menschen somit erheblich ein und zeigt ihre Möglichkeiten als Mittel der sozialen Kontrolle und Manipulation.

Im Prinzip können auch wir nicht wissen, ob unsere Sprache bereits solche Einschränkungen durchlaufen hat, dazu würden uns ja die Worte fehlen. Allerdings erscheint diese dystopische Vorstellung für die meisten Menschen nach unserer heutigen Weltinterpretation sehr realitätsfern. Im Gegensatz zur Romanwelt und auch zur Zeit des Nationalsozialismus ist unser Weltbild auch stark durch demokratische Werte geprägt, in denen Begriffe wie „Opposition“ und „Pluralismus“ zu unserer gewohnten Sprache gehören. Generell existieren bei uns viele verschiedene Sprachfelder nebeneinander, die auch mit verschiedenen Weltbildern verknüpft sind. Das ist möglich, weil das Wort „Pluralismus“ uns eben nicht fremd ist, allerdings bedeutet es nicht, dass wir völlig davon befreit sind, uns von Wörtern beeinflussen zu lassen.

Zunächst einmal liegt es auch im Interesse der demokratischen Akteursmächte, ihre eigenen Standpunkte möglichst so zu inszenieren, dass sie eine breitere Zustimmung in der Gesellschaft generieren. Diese ist immerhin notwendig zur Legitimation ihrer politischen Macht. Dies funktioniert sprachlich über verschiedene Wege:

Der Einsatz von Euphemismen und positiv assoziierten Begrifflichkeiten an Stelle von gleichbedeutenden negativ assoziierten Wörtern soll die eigene Position oder

Handlungsangebote erstrebenswerter erscheinen lassen. So werden „Kriegsministerien“ in Folge der Weltkriege zum Beispiel zu „Verteidigungsministerien“, die im Grunde dasselbe tun, für die man sich allerdings mehr gesellschaftlichen Zuspruch erhofft, indem das Sicherheitsbestreben im Wort „Verteidigung“ das Bild einer schützenswerten Handlung hervorruft, statt durch das Wort „Krieg“ die erlebten Leidassoziationen hervorzuheben. Solche beschönigenden Begriffe sollen in erster Linie die Wahrnehmung von Dingen beeinflussen, die in irgendeiner Form in unserem gewohnten Sprachgebrauch vorbelastet sind. Alternativ ist es auch möglich, die öffentliche Perspektive auf ein Thema zu beeinflussen, indem man entweder die relevanten Schlagworte prägt, um die Deutungshoheit über den Diskurs des Themas zu erlangen, oder durch Framing aktiv eine thematische Facette undifferenziert oder gesondert detailreich betrachtet, um den Fokus zu verschieben. So spricht man nicht etwa von „Steuererhöhungen“, sondern von „gerechter finanzieller Beteiligung“, um den Fokus auf die Solidarität und soziale Gerechtigkeit zu lenken, damit nicht der Verlust von Geld im Vordergrund steht. Das alles funktioniert immer auch in Kombination mit festigenden Wiederholungen der für die eigene Position relevanten Schlagworte und autoritärer oder emotionaler Sprache, um die Überzeugungskraft zu erhöhen.

Die Grenzen zwischen legitimer Überzeugungsarbeit, die unverzichtbarer Teil politischen Diskurses ist, und sprachlicher Manipulation verschwimmen hierbei und sind immer auch vom Kontext und der Intention der Aussagen abhängig.

Auf der anderen Seite ist ein Mittel, um die eigene Position hervorzuheben, auch das Diffamieren und Herabsetzen der Gegenposition. Das Schaffen von Feindbildern durch klare Abgrenzung der eigenen Position zu einer anderen, indem man diese als fehlleitend oder gar als bedrohlich markiert, schürt Angst und Verunsicherung in der Gesellschaft und hilft bei der Legitimation bestimmter politischer Maßnahmen.

Darauf ist man insbesondere angewiesen, wenn der eigene Wahrheitsanspruch ein absoluter ist. Diese „idealen“ Weltbilder sind nämlich förmlich gezwungen, jede andere persönliche Wahrheit gänzlich zu verurteilen. Ein Absolutheitsanspruch würde durch jedes noch so kleine widersprüchliche Eingeständnis seine gesamte Legitimation verlieren. Was bereits absolut ist, kann nur fehlerhafter werden. Darum sind Ideologien, die einen Absolutheitsanspruch für sich beanspruchen auch diejenigen, die für unsere Gesellschaft die größte Gefahr darstellen. Wo verfeindete Gruppen entstehen, deren Vorstellungen kompromisslos (nicht kontingent)

sind, entstehen unaufhaltsam Kriege. Wer keine fremden Einflüsse zulassen kann, weil sie den eigenen Wahrheitsanspruch gefährden, der muss sie bekämpfen. So entstehen persönliche Kriege, in denen Weltbilder gebildet und gefestigt werden, bis hin zu soziopolitischen Vernichtungskriegen, wie wir sie etwa aus der Geschichte des Kolonialismus und dem Nationalsozialismus kennen. Hier wurden jeweils rassistische Ideologien verwirklicht, die von der bedingungslosen Höherwertigkeit einer Menschengruppe gegenüber einer anderen ausgingen. Ein absolutes Weltbild, wie dieses, ist so lange gestört, bis alles beseitigt ist, was Zweifel aufwirft oder der jeweiligen Wahrheit nicht entspricht.

Auch heutzutage wird in Kriegssituationen von ideologischer Sprache Gebrauch gemacht, die die eigene Position unangreifbar und die gegenteilige Position unvertretbar machen soll. Wer keinen eigenen absoluten Wahrheitsanspruch formulieren möchte, kann sich hierbei einfach bei denen bedienen, die in unserer Gesellschaft nach tausenden Jahren noch immer hoch angesehen sind: bei unseren Religionen.

Religiöse Sprache hat den Vorteil, dass sie den eigenen Wahrheitsanspruch nur allein dadurch schon legitimiert, dass man sie verwendet. Gott ist das Absoluteste, was wir uns vorstellen können, im Prinzip der größte Superlativ unserer Sprache. Wer Gott also für sich gewinnen kann, gewinnt absoluten Wahrheitsanspruch. Eine der Eigenarten religiösen Vokabulars ist, dass es kaum nuanciert, sondern primär mit Kontrasten arbeitet.

Zusammenhängende Begriffspaare wie etwa Himmel/Hölle, Engel/Teufel, Sünde/Erlösung, Heil/Fluch oder Gnade/Verdammnis sind biblischen Ursprungs, aber Teil der alltäglichen Sprache. Es ist nicht einmal zwingend notwendig, gläubig zu sein, um sich davon beeinflussen zu lassen. Nutzt man eines dieser Wörter, um die eigene Position hervorzuheben, charakterisiert man die jeweils konträre Position indirekt bereits mit dem stigmatisierenden Gegenpart, da er in unserer Vorstellung genauso präsent ist.

So inszeniert Hitler sich beispielsweise in der Rolle als Erlöser, indem er die Juden als „Erbsünder“ stigmatisiert und sich in die konträre Position erhebt. Auch in heutigen Konflikten ist das ein verbreitetes Mittel. Putin betitelt den Krieg gegen die Ukraine als „heilig“ und zitierte in einer Rede aus dem Johannesevangelium. Selenskyj auf der anderen Seite verspricht den russischen Soldaten die Hölle. Religiöse Sprache ist durch ihre sprachenübergreifende Bildhaftigkeit extrem wandelbar und kann zur Motivierung unterschiedlichster Handlungen und Vorstellungen genutzt werden, die dennoch immer einen Allgemeingültigkeitsanspruch erheben.

In der Bibel und dem Koran (also nach religiösen Vorstellungen in der „heiligsten“ Sprache, die uns zugänglich ist) werden kriegerische Maßnahmen gegen Andersgläubige stellenweise sogar legitimiert. In der Bibel beispielsweise wird von Andersgläubigen (Heiden) gesprochen, indem Gott diese seinem Volk gegenüberstellt, mit der Erwartung, sie sollen geschlagen und nicht verschont werden. Ihre religiösen Symbole solle das „erwählte, heilige“ christliche Volk stattdessen „einreißen [...], zerbrechen [...], und ihre Götzenbilder mit Feuer verbrennen.“ (5. Mose 7) Was hier angelegt ist, ist ein Krieg verfeindeter Wahrheitsansprüche, die durch Gottes Unantastbarkeit apodiktisch und dennoch ohne faktische Begründung legitimiert werden können. Nun kann man sicher sagen, dass die meisten Christen nicht nach diesen Passagen handeln und es ja auch gegenteilige Gebote gibt, etwa das der Nächstenliebe. Wenn wir allerdings sowieso schon anhand externer zeitgenössischer Moralvorstellungen entscheiden, welche Verse aus der Bibel moralisch umsetzbar sind und welche nicht, dann bräuchten wir sie im Grunde überhaupt nicht mehr lesen. Unsere Vorstellung wird sowieso nur durch jenes beeinflusst werden, was für unser bereits festgelegtes Weltbild förderlich ist. Allerdings ist es auch nicht selten, dass die heiligen Schriften tatsächlich als wahrheitsgemäße Worte Gottes gelesen und interpretiert werden. Wer wirklich glaubt, wird ihnen Folge leisten. Im Koran steht sogar die Aufforderung „den Ungläubigen und Heuchlern den Krieg [zu erklären]“ (Sure 9, Vers 73). Ebenfalls wird der Tod für den Glauben, der Kampf „für die Sache Gottes“ explizit unter Belohnung gestellt. (Sure 4, Verse 74-78) Genau diese Stellen dienen zum Beispiel als Legitimation für islamistischen Terror und zeugen davon, dass insbesondere die religiöse Sprache in der Lage ist ein Weltbild zu erschaffen, was bei der Einteilung von Menschen so drastisch in „wahr“ und „falsch“ unterscheidet, dass Menschen bereit sind (sich) für ihre persönliche Wahrheit zu töten. Jan Assmann spricht hier von der sogenannten „mosaischen Unterscheidung“. Diese ist begründet durch den monotheistischen Wandel, der sich im Lauf des Altertums revolutionsartig vollzogen hat. Im Zuge dieses Wandels kam es zur Ablösung der vielen Göttern (etwa der griechisch-römischen Antike) durch den alleinigen Gott. Dass dieser alleinige Gott im Islam, Christentum und Judentum jeweils unterschiedlich charakterisiert ist, zeigt schon den Kern des Problems: Die monotheistischen Religionen schließen sich gegenseitig aus. Die „mosaische Unterscheidung“ liegt nach Jan Assmann nicht primär in der Unterscheidung zwischen vielen Göttern und dem einen Gott, sondern in der Unterscheidung zwischen wahr und falsch in der Religion. Die Abgrenzung der eigenen Religion als wahr und heilig, wurde notwendig, als man

im Monotheismus begann einen bestimmten Gott als allmächtig und somit als Ursprung aller Wahrheit zu betrachten. Wenn man die absolute Wahrheit zu kennen glaubt, kann es ja keine anderen Wahrheiten mehr geben, die ihr nicht im Weg stünden. So wurde in den heiligen Schriften der monotheistischen Religionen die Basis dafür gelegt, dass andere Götter als „Götzen“ und andere Anschauungen als unwahr bezeichnet werden mussten, um an die eigene glauben zu können.

Wir leben noch heute in einer Welt, in der eine große Menge an Menschen, schon mit ihrer sprachlichen Erziehung, den bloßen Worten „Jesus“, „Allah“ und „Ram“ mehr Entscheidungsmacht über ihr Leben geben als sich selbst. Und das nur, weil es in einem der heiligen Bücher steht. Auf Basis der mosaischen Unterscheidung ist es für die gläubigen Menschen notwendig, den Glauben anderer von Grund auf als unwahr und diese selbst als unwissend zu betrachten, um ihr Weltbild wirklich vertreten zu können. So entsteht automatisch eine subjektive Hierarchisierung von Menschen, je nach Religionszugehörigkeit. Solche Weltanschauungen werden durch Absolutismen in Sprache gefasst und verwendet, um Menschengruppen zu spalten. Wenn eine solche kompromisslose Spaltung über längere Zeit andauert, weil beide Seiten absolute Wahrheitsansprüche vertreten, wird es irgendwann zum Krieg kommen.

Religiöse Sprache ist aus der Sprache des Krieges als höchste Form der Superlative und faktischer Unangreifbarkeit also nicht wegzudenken. Im Gegensatz zu anderen Weltbildern, die einen ebenso gefährlichen Wahrheitsanspruch erheben, hat die Religion bereits feste Anhängerschaften, die sich nur durch religiöse Sprache mobilisieren lassen und dabei denken, das einzig Richtiges zu tun. Allerdings ist jedes Weltbild, das seine eigene Kontingenz nicht erkennt, ein Weltbild, das die Konflikte mit allen anderen Weltanschauungen bereits in sich trägt.

Wer aber bereits um die Kontingenz seiner Sprache weiß, der weiß auch, dass es die absolute Wahrheit nicht geben kann. Durch ihre Gebundenheit an unsere Sprachmuster und die subjektive Wahrnehmung der Welt ist die Wahrheit genauso kontingent, wie die Sprache selbst. Würde man immun gegen den unrealistischen Absolutheitsanspruch von Worten, Vorstellungen und Ideologien, würde genau die Ursache für Krieg bekämpft, die in der Vergangenheit für das größte Leid gesorgt hat und uns dennoch bis heute begleitet.

Wie lange noch?

Quellenverzeichnis

<https://uepo.de/2011/07/27/die-muttersprache-pragt-das-denken/> (stand: 21.01.2024)

<https://www.cbs.mpg.de/pressemeldung/muttersprache-verschaltung-gehirn> (stand: 21.01.2024)

<https://www.robert-matthees.com/misc/Richard-Rorty-Liberalismus.pdf> (stand: 21.01.2024)

<https://www.bpb.de/shop/zeitschriften/apuz/32949/sprache-und-macht/> (stand: 21.01.2024)

https://www.ds.uzh.ch/_files/uploads/studarb/17.pdf (stand: 21.01.2024)

https://www.linglit.tu-darmstadt.de/media/linglit/mitarbeitende/janich/abschlussarbeiten/Goetzinger_LaG.pdf (stand: 22.01.2024)

https://www.litrix.de/apps/litrix_publications/data/pdf1/Assmann_Mosaische_Unterscheidung_Leseprobe_DE.pdf (stand: 24.01.2024)

<https://www.kas.de/de/kurzum/detail/-/content/putins-heiliger-krieg-1> (stand: 25.01. 2024)
<https://de.wikipedia.org/wiki/Sapir-Whorf-Hypothese> (stand: 25.01. 2024)

Rorty, Richard: *Consequences of Pragmatism*. University of Minnesota Press: Minnesota 1982.

Harris, Sam: *Das Ende des Glaubens – Religion, Terror und das Licht der Vernunft*. Aus dem Englischen übersetzt von Oliver Fehn. Edition Spuren: Winterthur 2007

Dawkins, Richard: *Der Gotteswahn*. Aus dem Englischen übersetzt von Sebastian Vogel. Ullstein: Berlin 2008.

Orwell, George: *1984*. Aus dem Englischen übersetzt von Jan Strümpel. Anaconda: München 2022.

34. Landeswettbewerb Deutsche Sprache und Literatur BW

Sprache – Macht – Krieg

Cécile Wolters
Gymnasium Hechingen, Klasse 11



Im Februar 2022 marschiert Russland mit seinen Truppen in die Ukraine ein. Für die Ukraine und sämtliche westeuropäische Länder ist klar: es herrscht Krieg in der Ukraine. Sämtliche westlichen Nachrichtensender berichten bereits am selben Tag davon – aber völlig anders als in Russland. Russlands Präsident Wladimir Putin zensiert Wörter wie „Krieg“, „Invasion“ oder „Aggression“ in Bezug auf seinen Einmarsch in die Ukraine. Medien, die diese Wörter dennoch verwenden, droht die Liquidation, auch einzelne Personen müssen für angebliche Falschmeldungen hohe Geld- oder Gefängnisstrafen befürchten¹. Dies ist ein sehr simples Beispiel dafür, wie leicht sich Macht durch die Sprache ausüben lässt und wie dadurch ganze Kriege geführt werden können.

Das Wort Sprache ist laut Duden als „Fähigkeit des Menschen zu sprechen; das Sprechen als Anlage [und] als Möglichkeit des Menschen sich auszudrücken“² definiert. Wird den Menschen jedoch das Recht auf freie Meinungsäußerung genommen, haben sie somit keine Möglichkeit mehr, ihre Gedanken oder Gefühle auszudrücken. Personen in Machtpositionen fällt es dadurch relativ leicht, die Menschen zu kontrollieren und manipulieren. Dasselbe zeigt sich auch durch die Pressefreiheit. Wird die Presse, wie bei dem oben angeführten Beispiel von Russland, von der Politik censiert, verliert sie die Möglichkeit einer selbstbestimmten und objektiven Berichterstattung und unterstützt direkt oder indirekt die Führung eines Landes bei der Ausübung ihrer Macht.

Besonders in Kriegszeiten spielen Sprache und Rhetorik eine bedeutende Rolle. Der Staat bzw. die Politik verwenden verschiedenste sprachliche Stilmittel, die Sprache wird teilweise militarisirt. Aktuell lässt sich ein starker Kontrast zwischen den Präsidenten Wolodymyr Selenskyj und Wladimir Putin erkennen: Beide kommunizieren ihre Botschaften mit Entschlossenheit und Härte, was aber die einzige Gemeinsamkeit zwischen den beiden ist.

Selenskyj gibt sich in seinen Ansprachen und seinem Auftreten volksnah, seine Reden sind kurz und leicht verständlich. Anstelle von komplizierten Erklärungen und historischen Deutungsversuchen kommuniziert er seine Aussagen deutlich und direkt. Er sieht sich selbst als Teil des Volkes an und berichtet auch des Öfteren von persönlichen Ereignissen.

¹ Herold, Frank, Zensur in Russland: Das verbotene Wort, in: Tagesspiegel. URL: www.tagesspiegel.de/gesellschaft/medien/das-verbotene-wort-4314727.html (zuletzt besucht am: 25.01.2024).

² Dudenredaktion, o.D., Sprache, Duden online. URL: www.duden.de/rechtschreibung/Sprache#bedeutungen (zuletzt besucht am: 25.01.2024).

Dagegen wirkt Putin eher verschlossen und distanziert. Er versucht seinen Angriffskrieg mit nicht belegbaren Vorwürfen zu rechtfertigen, bezeichnet die Ukraine als „Nazis“, einen „Virus“, eine „Seuche“ oder auch als „Schmarotzer“, womit er zum einen deutlich seine Abneigung zu den Ukrainern ausdrückt, zum anderen aber auch von ihnen abschrecken und warnen möchte. Selenskyj versucht stattdessen zu argumentieren, anstatt durch bloße Beleidigungen von sich und seinen Absichten zu überzeugen.³

Selenskyj will mit historischen Bildern und Vergleichen die Unterstützung nicht nur der eigenen Bevölkerung, sondern auch von verbündeten Ländern oder der NATO erlangen. Im Britischen Unterhaus zitiert er Shakespeare („Sein oder Nichtsein“) und Churchill. Im US-Kongress vergleicht er den Angriff auf sein Land mit dem für die Amerikaner bis heute traumatisierenden Überfall auf Pearl Harbor im zweiten Weltkrieg und den Anschlägen vom 11. September 2001. Im Deutschen Bundestag spricht er von der Berliner Luftbrücke und vergleicht Putin mit dem Naziregime. In Israel zieht er den Vergleich zum Holocaust im Dritten Reich.

Putin benutzt je nach Zielgruppe, Situation oder Zusammenhang eine unterschiedliche Rhetorik. Am 2. März 2022 hält er eine Ansprache und möchte die ersten Kriegstage – die für Russland entgegen deren Erwartungen fast schon verheerend verliefen – rechtfertigen. Emotional holt er seine Bevölkerung mit einer Schweigeminute ab und beschimpft die ukrainische Regierung wieder einmal als Nazis. Gleichzeitig nennt er ganz sachlich die Summe, die die Hinterbliebenen der gefallenen Soldaten erhalten. Und als der „oberste Historiker“ des Landes erwähnt er erneut, dass Russen und Ukrainer ein Volk seien, das geeint werden müsse.⁴

Auch außerhalb der direkten Kriegsparteien verändert sich die Sprache. So bezeichnet beispielsweise Robert Habeck den Angriff auf die Ukraine als „militärische Vergewaltigung“⁵. Habeck erklärt Putin bzw. Russland durch diese Metapher zum Vergewaltiger und ruft dazu auf, sich gegen den Aggressor zu stellen und die Ukraine zu unterstützen. Schließlich möchte niemand mit einem Vergewaltiger in Verbindung gebracht werden, und diesen erst recht nicht befürworten. Durch Metaphern wie diese werden außerdem automatische moralische Gut

³ Lehnert, Christine, Wie sich Putin und Selenskyj inszenieren, in: Deutsche Welle. URL: www.dw.com/de/wie-sich-putin-und-selenskyj-inszenieren/a-61017963 (zuletzt besucht am: 25.01.2024).

⁴ Schmid, Ulrich, Analyse: Zweierlei Spiegelungen. Putins und Selenskyjs rhetorische Strategien, in: Bundeszentrale für politische Bildung. URL: www.bpb.de/themen/europa/ukraine-analysen/nr-266/507509/analyse-zweierlei-spiegelungen-putins-und-selenskyjs-rhetorische-strategien/#node-content-title-4 (zuletzt besucht am: 25.01.2024)

⁵ Habeck, Robert, Rede vor dem Deutschen Bundestag, in: Bundesregierung. URL: www.bundesregierung.de/breg-de/service/bulletin/rede-des-bundesministers-fuer-wirtschaft-und-klimaschutz-dr-robert-habeck--2008594 (zuletzt besucht am: 25.01.2024).

und Böse Bewertungen geschaffen. Habeck lässt Putin und dessen Befürworter als die Bösen dastehen und die Ukraine und deren Unterstützer als die Guten – etwas dazwischen gibt es nicht. Jedoch wäre diese Bezeichnung nicht notwendig gewesen, um Sanktionen und Verurteilungen gegen Putin und Russland zu begründen⁶.

Das aus meiner Sicht bedeutendste historische Beispiel, wie die Sprache Macht und Krieg beeinflussen kann, sind die Reden von Hitler und seinem Propagandaminister Joseph Goebbels.

In seiner Rede im Sportpalast schwört Goebbels die deutsche Bevölkerung im Jahr 1943 auf den „totalen Krieg“ ein. Er spricht das Publikum direkt an („Seid ihr entschlossen [...]?“, „Seid ihr bereit [...]“, „Wollt ihr den totalen Krieg?“). Er spricht schlecht über die Gegner und verwendet zahlreiche Metaphern.⁷ Goebbels hatte in seiner Rede eine gezielte Idee und stellt insgesamt zehn rhetorischen Fragen, auf welche die Antworten – vor allem wenn man das ausgewählte Publikum und die aufgeheizte Atmosphäre berücksichtigt – nur „JA“ lauten konnten.

Die Sportpalastrede ist nur ein Beispiel, wie das Naziregime mit einer ganz bewusst gewählten Sprache Propaganda ausgeübt hat. Goebbels verfolgte neben eigenen politischen Interessen vor allem das Ziel der vollständigen Mobilmachung, der Radikalisierung der Kriegsführung und die offene Betonung des Vernichtungskrieges gegen Bolschewisten und Juden. Den Zuhörern sollte klargemacht werden, dass ihnen die Vernichtung im Falle einer Niederlage des deutschen Volkes drohe.

Sprache und Macht sind abhängig voneinander, denn wer mächtig sein möchte braucht die Sprache, und wer sprechen möchte, braucht die Macht um gehört zu werden⁸. Macht ist Einfluss und dieser ist insbesondere während eines Krieges immens wichtig. Ohne Einfluss auf das eigene, aber auch auf andere Länder, ist das Führen und Gewinnen eines Krieges unvorstellbar.

⁶ Langenau, Lars, Sprache im Krieg, in: Süddeutsche Zeitung (07.03.2022).
URL: <https://www.sueddeutsche.de/kultur/krieg-in-der-ukraine-sprache-linguistin-1.5542769> (25.01.2024).

⁷ Goebbels, Joseph, Rede im Berliner Sportpalast, 1000 Schlüsseldokumente (16.09.2011).
URL: https://www.1000dokumente.de/index.html?c=dokument_de&dokument=0200_goe&object=pdf&l=de (25.01.2024)

⁸ Nowak, Jürgen, Sprache als Macht im digitalen Zeitalter, 1. Auflage, Wochenschau Verlag, 2022, S. 8

Weder Putin, Hitler oder George W. Bush hätten einen Krieg beginnen können, hätten sie nicht so viel Macht und Einfluss gehabt und durch die bewusst von ihnen gewählte Sprache und entsprechende Formulierungen eine Rechtfertigung für ihren Krieg gefunden. Besonders bei dem Führen von Kriegen wird diese Macht jedoch oftmals missbraucht, um andere Länder, Staatengemeinschaften und letztlich einzelne Menschen zu manipulieren und von der eigenen Richtigkeit zu überzeugen.

So hat der US-Außenminister Colin Powell am 5. Februar 2003 in seiner Rede vor dem UN-Sicherheitsrat Tonaufnahmen und Satellitenaufnahmen verwendet, um die Welt von der Notwendigkeit des Irakkriegs zu überzeugen. Durch dieses Beweismaterial warf Powell dem Irak vor, Massenvernichtungswaffen zu besitzen und rechtfertigte somit die US-Intervention in den Irak. Wie sich jedoch Jahre später herausstellte, bestanden seine Beweise aus vom amerikanischen Geheimdienst manipuliertem Material. Die Existenz von Massenvernichtungswaffen im Irak wurde nie belegt. Zwar entschuldigte sich Powell 2005 für seine Verbreitung von Lügen, jedoch war seine Rede vor dem UN-Sicherheitsstaat die Rechtfertigung und der Auftakt für den Irakkrieg, welcher nur wenige Wochen später begann⁹.

Wer also genügend Macht besitzt hat es sehr leicht, diese im Zusammenspiel mit Sprache für den eigenen Vorteil zu missbrauchen.

Unabhängig von einer Kriegssituation hat auch eine augenscheinlich „freie“ Presse die Macht, die Empfangenden durch ihren Sprachgebrauch oder eine einseitige Berichterstattung zu beeinflussen und sie dadurch unterbewusst von politischen Meinungen zu überzeugen. Gerade in den USA ist dies sehr präsent, da sowohl Nachrichtensender als auch Zeitungen ihre politische Meinung stark vertreten. Im Kontrast stehen vor allem zwei Nachrichtensender: Fox News Channel (republikanisch orientiert) und CNN (demokratisch orientiert). Tatsächlich nutzen beide verschiedenste Methoden von sprachlicher Manipulation, indem sie beispielsweise wichtige Informationen eines Ereignisses weglassen, nicht neutral berichten, ihre eigene – parteipolitisch geprägte – Meinung einbringen oder tatsächlich sogenannte nicht verifizierte „Fake News“ verbreiten (bzw. diese Verbreitung in Interviews oder Reportagen unkommentiert zulassen).

⁹ Burgmer, Christoph, Auf Lügen gebaut, in: Deutschlandfunk. URL: www.deutschlandfunk.de/auf-luegen-ge-baut-100.html (zuletzt besucht am: 24.01.2024).

Oftmals geschieht dies so geschickt, dass dies dem „einfachen Bürger“ gar nicht auffällt. Im September 2021 trug die demokratische Kongressabgeordnete Alexandria Ocasio-Cortez ein weißes Kleid mit dem roten Schriftzug *Tax the Rich* zur Met Gala um damit ein deutliches politisches Statement zur US-Steuerpolitik abzugeben¹⁰. Interessant ist, wie unterschiedlich die amerikanischen Nachrichtensender davon berichtet haben. Während CNN über das Aufsehen, für das die Politikerin sorgte und die Reaktionen von Kritikern berichtet¹¹, vergleicht Fox News ihr Kleid mit der Tüte einer Fastfood-Kette¹². Fox News zieht die Aktion bewusst ins Lächerliche, bevor weiter davon berichtet wird. Dadurch nehmen viele der Lesenden die Aussage nicht mehr ernst, machen sich keine Gedanken darüber oder hinterfragen die Steuerpolitik. Dieses Ereignis mag vielleicht keine sonderlich bedeutende Rolle in dem Verlauf der US-Politik haben. Dennoch ist es ein gutes Beispiel dafür, welchen Einfluss Medien durch das Verharmlosen oder ins Lächerliche ziehen auf die Menschen haben können. Egal ob Klimawandel, Rassismus, Gleichberechtigung, Migration oder auch den Krieg in der Ukraine: Es gibt in den USA kaum eine neutrale Berichterstattung durch die großen und einflussreichen Medienkonzerne.

Das Überprüfen von Quellen und Hinterfragen von Meldungen ist daher ein wichtiger Schritt, um sogenannte Fake-News zu erkennen. Es müssen aber nicht einmal Fake-News sein, es reicht schon, wenn falsch oder einseitig über ein Ereignis berichtet wird. Besonders in Verbindung mit Krieg kann solch eine voreingenommene oder oberflächige Berichterstattung schnell sehr gefährlich werden.

Jede Kriegspartei will sich durch eine entsprechende Sprach- und Wortwahl für ihre Taten rechtfertigen, gleichzeitig die gegnerische Partei diskreditieren und bei ihrer eigenen Bevölkerung und Verbündeten weiterhin Unterstützung erhalten. Eine absichtliche Manipulation und Desinformation führen zu einer Propaganda, die die Menschen zu etwas zu bringen soll, was sie in der Regel nicht tun oder akzeptieren würden. Diese „Propaganda“ ist neben anderen Faktoren ein nicht zu unterschätzender Punkt, der den Ausgang oder die Dauer eines Krieges beeinflussen kann. Die Macht der Sprache darf deshalb nie unterschätzt werden!

¹⁰ Spellings, Sarah, Alexandria Ocasio-Cortez bei ihrer ersten Met Gala: Mehr Statement-Dress geht nicht, in: Vogue Germany. URL: www.vogue.de/mode/artikel/alexandria-ocasio-cortez-met-gala-tax-the-rich-statement-dress (zuletzt besucht am: 25.01.2024).

¹¹ Hills, Megan C., AOC caused a stir with her statement-making Met Gala gown, in: CNN Style. URL: <https://edition.cnn.com/style/article/aoc-met-gala-alexandria-ocasio-cortez-dress/index.html> (zuletzt besucht am: 25.01.2024).

¹² Aaro, David, AOC's Met Gala dress sparks Chick-fil-A comparisons, in Fox News Channel. URL: www.foxnews.com/politics/aoc-met-gala-dress-chick-fil-a-comparisons (zuletzt besucht am: 25.01.2024).

Sprache – Macht – Krieg: macht Sprache Krieg?

Meiner Meinung nach darf die These „Sprache macht Krieg“ nicht unterschätzt werden. Die Zuspitzung von Konflikten beruht fast immer auf vorhergegangenen verbalen oder schriftlichen Auseinandersetzungen der jeweiligen Parteien. Die wenigsten Kriege werden geführt, ohne dass mit einer entsprechenden Sprache bzw. Formulierungen kommuniziert, angegriffen bzw. verteidigt wird. Es wäre fast schon utopisch zu fordern, dass bei aktuellen kriegerischen Auseinandersetzungen eine neutrale Sprache verwendet werden muss. Dies wäre zwar wünschenswert, um die Situation nicht noch weiter anzuheizen und könnte auch dazu beitragen, dass Konflikte schneller beendet werden. Jedoch glaube ich, dass vor allem die direkt beteiligten Kriegsparteien in solch einer Ausnahmesituation sind, dass ein sachlicher bzw. defensiver Sprachgebrauch kaum möglich wäre. Sprache macht zwar keine Kriege, sie kann aber Kriege auslösen und genauso gut beenden. Wie ich oben aber schon angemerkt habe, braucht es dafür die entsprechende Macht.

Literaturverzeichnis

Literaturangaben

Nowak, Jürgen, Sprache als Macht im digitalen Zeitalter, 1. Auflage, Wochenschau Verlag, 2022, S. 8

Internetquellen

Aaro, David, AOC's Met Gala dress sparks Chick-fil-A comparisons, in Fox News Channel. URL: www.foxnews.com/politics/aoc-met-gala-dress-chick-fil-a-comparisons (zuletzt besucht am: 25.01.2024).

Burgmer, Christoph, Auf Lügen gebaut, in: Deutschlandfunk. URL: www.deutschlandfunk.de/auf-luegen-gebaut-100.html (zuletzt besucht am: 24.01.2024).

Dudenredaktion, o.D., Sprache, Duden online. URL: www.duden.de/rechtschreibung/Sprache#bedeutungen (zuletzt besucht am: 25.01.2024).

Goebbels, Joseph, Rede im Berliner Sportpalast, 1000 Schlüsseldokumente. URL: www.1000dokumente.de/index.html?c=dokument_de&dokument=0200_goe&object=pdf&l=de (zuletzt besucht am: 25.01.2024)

Habeck, Robert, Rede vor dem Deutschen Bundestag, in: Bundesregierung. URL: www.bundesregierung.de/breg-de/service/bulletin/rede-des-bundesministers-fuer-wirtschaft-und-klimaschutz-dr-robert-habeck--2008594 (zuletzt besucht am: 25.01.2024).

Herold, Frank, Zensur in Russland: Das verbotene Wort, in: Tagesspiegel. URL: www.tagesspiegel.de/gesellschaft/medien/das-verbotene-wort-4314727.html (zuletzt besucht am: 25.01.2024).

Hills, Megan C., AOC caused a stir with her statement-making Met Gala gown, in: CNN Style. URL: <https://edition.cnn.com/style/article/aoc-met-gala-alexandria-ocasio-cortez-dress/index.html> (zuletzt besucht am: 25.01.2024).

Langenau, Lars, Sprache im Krieg, in: Süddeutsche Zeitung. URL: www.sueddeutsche.de/kultur/krieg-in-der-ukraine-sprache-linguistik-1.5542769 (zuletzt besucht am: 25.01.2024).

Lehnen, Christine, Wie sich Putin und Selenskyj inszenieren, in: Deutsche Welle. URL: www.dw.com/de/wie-sich-putin-und-selenskyj-inszenieren/a-61017963 (zuletzt besucht am: 25.01.2024).

Schmid, Ulrich, Analyse: Zweierlei Spiegelungen. Putins und Selenskyjs rhetorische Strategien, in: Bundeszentrale für politische Bildung. URL: www.bpb.de/themen/europa/ukraine-analysen/nr-266/507509/analyse-zweierlei-spiegelungen-putins-und-selenskyjs-rhetorische-strategien/#node-content-title-4 (zuletzt besucht am: 25.01.2024)

Spellings, Sarah, Alexandria Ocasio-Cortez bei ihrer ersten Met Gala: Mehr Statement-Dress geht nicht, in: Vogue Germany. URL: www.vogue.de/mode/artikel/alexandria-ocasio-cortez-met-gala-tax-the-rich-statement-dress (zuletzt besucht am: 25.01.2024).

Im Schatten

Gestalten Sie eine Situation.



Hannah vom Hebel

**34. Landeswettbewerb für Deutsche Sprache und Literatur
Baden-Württemberg 2024**

Thema 5: Im Schatten- Gestalten Sie eine Situation.



Lilly Allmendinger, Mörike-Gymnasium Göppingen

Im Schatten

„Lasst mich!“, ruft das Mädchen und lacht, „Hört auf!“

Die beiden Jungen grinsen sich an und gehen mit erhobenen Fäusten auf sie zu.

Vincent liegt auf einer Picknickdecke im Schatten eines großen Baumes. Seine Arme sind sorgfältig verschränkt und an den Körper gepresst. Seine Beine sind so lang, dass sie bis ins Gras ragen. Die langen, grünen Halme kitzeln seine Knöchel. Eine laue Brise lässt die dunkelroten Kronen schaukeln und zwei, drei, vier trockene Blätter segeln herab. Eins davon landet ganz nah neben Vincents Nase. Er öffnet die Augen.

„Lasst mich!“, ruft Lotta und lacht, „Hört auf!“

Anton und Mark grinsen sich an und gehen mit erhobenen Fäusten auf sie zu.

Lotta ist groß. Sogar noch größer als Vincent selbst. Lotta ist das größte Mädchen, das Vincent kennt. Neben ihr wirkt Mark viel kränklicher als sonst schon. Vincent kann die Adern unter seiner hellen Haut zählen. Spielerisch spannt Anton seinen Bizeps an und Lotta hebt die Hand an die Stirn und lässt ihre Augenlider flattern.

Früher hatten sie sich eine Bande genannt. *Die VALM-Bande*.

Das steht für Vincent, Anton, Lotta und Mark, hatte Vincent seiner Mutter am Tag der Gründung voller Stolz erzählt.

VALM hatte sich danach jeden Tag im Park getroffen. Meistens zum Fangen spielen.

Denn Spaß stand an oberster Stelle im *VALM*-Kodex, den Lotta in der großen Pause einmal Mark diktierte, weil Mark am besten schreiben gekonnt hatte.

Heute bestehen sie nicht mehr darauf, *VALM* genannt zu werden. Sie nennen sich jetzt schon länger einfach nur Freunde. Doch im Park treffen sich die Freunde Vincent, Anton, Mark und Lotta immer noch. Auch wenn sie aus dem Fangenspielen rausgewachsen sind. Eigentlich.

„Lasst mich!“, ruft Lotta und lacht, „Hört auf!“

Anton und Mark grinsen sich an und gehen mit erhobenen Fäusten auf sie zu.

Die Sonne lässt die drei Körper Schatten auf die Wiese werfen.

Vincent betrachtet die dunklen Ebenbilder seiner Freunde.

Lotta ist groß. Sogar noch größer als Vincent selbst. Lotta ist das größte Mädchen, das Vincent kennt. Doch ihr Schatten ist klein. Neben ihm wirken Anton und Mark, die Bäume-ja die ganze Welt- riesig. Die schwarze Gestalt krümmt sich: *Lasst mich*, ruft sie, *Hört auf*.

Vincent kennt diese Worte. Er erinnert sich an den Tag, an dem man Lotta zum ersten Mal *das größte Mädchen der Welt* genannt hatte. Wie aus einem einzelnen Lachen ein Chor geworden war und sie sich auf ihrem Stuhl in der ersten Reihe zusammenkauerte. Vincent hatte seinen Stift umklammert und auf das Blatt mit Dezimalrechnungen gestarrt.

Er bemerkt, dass Lotta den Kopf gesenkt hält, die Schultern nach vorne gebeugt.

Sie macht sich klein, schrumpft.

Lasst mich, der Schatten windet sich, Hört auf.

Vincent erinnert sich an den Tag, an dem Lotta zum größten Mädchen der Welt schrumpfte.

Er erinnert sich an den Tag, an dem er nicht gewachsen ist.

„Lasst mich!“, ruft Lotta und lacht, „Hört auf!“

Anton und Mark grinsen sich an und gehen mit erhobenen Fäusten auf sie zu.

Vincent kann die Adern unter Marks heller Haut zählen.

Aber sein Schatten ist dunkler als die der anderen. Bedrohlicher.

Vincent starrt in einen tiefen Abgrund, der aussieht wie Mark. Nur ohne die Blässe oder die Augenringe oder die Adern.

Mark hebt die Fäuste höher als Anton. Immer höher und höher. Der Abgrund streckt sich und zieht einen Riss durch den Park. Das schwarze Monster schüttelt sich. Es will zuschlagen. Seine geballten Fäuste sausen auf Lotta herab.

Nochmal.

Nochmal und immer wieder.

Es ist wie damals, als die Tür offenstand und Vincent die verschmierten Abdrücke an der Wand und dann die nassen, roten Fingerknöchel sah. Und dann wie Mark gegen die Wand schlug.

Nochmal.

Nochmal und immer wieder.

Lasst mich, ruft er, Hört auf.

Vincent hatte weggesehen.

Er weiß, dass Mark niemals aufhört.

Mark hört nicht auf für die Schule zu arbeiten oder zum Training zu gehen oder jeden Tag drei Stunden Mozart zu üben. Seine Eltern lassen ihn nicht.

Sie wollen nur mein bestes, sagt Mark immer.

Sie haben mir alles gegeben, sagt Mark immer.

Das stimmt, denkt Vincent. Marks Eltern haben ihren Sohn aufgenommen, als er niemanden und nichts hatte. Nicht einmal einen Namen.

Sie haben mir alles gegeben, sagt Mark immer, und jetzt müsse er ihnen etwas geben.

Vincent weiß, dass Mark niemals aufhört. Vielleicht kann er es nicht.

Und das Blut tropft.

„Lasst mich!“, ruft Lotta und lacht, „Hört auf!“

Sie spürt nur einen sanften Windhauch, während Marks Fäuste an ihr vorbeirauschen.

Nochmal.

Nochmal und immer wieder.

Spielerisch spannt Anton seinen Bizeps an und Lotta hebt die Hand an die Stirn und lässt ihre Augenlider flattern. Anton schiebt die breiten Schultern zurück und reckt seinen Oberkörper. Er scheint wie ein Fels. Fest verankert. Unbezwigbar.

Einige Meter entfernt hält eine Gruppe Mädchen inne. Eine von ihnen deutet mit ihrem Zeigefinger in Richtung Anton und flüstert ihren Freundinnen etwas zu. Sie beginnen zu kichern. Nun hebt Anton auch den zweiten Arm und spannt seine Muskeln an. Er lacht und schüttelt sein mittellanges, blondes Haar, während Lotta in vorgetäuschter Ohnmacht zusammensinkt. Mark fängt sie auf.

Die Sonne strahlt hell. Vincent muss die Augen zusammenkneifen. Er senkt seinen Blick.

Auf dem Rasen kniet Antons Schatten vor einer dunklen Mauer.

Einer Mauer aus Menschen, bemerkt Vincent. Eine Mauer aus Mädchen.

Es ist der Schatten der Freundinnen, für die Anton seine Show abzieht.

Lasst mich, Anton fleht und bettelt, *Hört auf*.

Doch die Mauer wächst und wächst. Bald hat sie alles Gras und jeden Baum in Dunkelheit getaucht. Antons Schatten fleht und bettelt, doch auch er verschwindet in der Finsternis. Vincent versucht sich zu erinnern, wann er Anton das letzte Mal gesehen hat.

Er meint lautes Gelächter zu hören. Da sind zwei Stimmen. Eine gehört Anton und die andere kommt Vincent genauso bekannt vor. Doch das Geräusch verfliegt und er ist sich nicht sicher, ob er nur geträumt hat. Etwas anderes drängt sich vor ihn. Die Erinnerung an den Tag, an dem Anton verschwand.

Anton hatte in der Mitte gekauert, die anderen um ihn versammelt. Sie schimpften und schrien und nannten Anton Dinge, die Vincent noch nie gehört hatte.

Lasst mich, Anton flehte und bettelte, *Hört auf*.

Sie packten ihn an den Schultern und stießen ihn immer und immer wieder zurück auf den Boden. Erst als Anton sich schon eine Weile widerstandslos treten lassen hatte, spuckten sie ihm vor die Füße und schlenderten unter anerkennendem Schulterklopfen davon.

Vincent zittert wie Anton damals, als er die Hände auf seine nassen Wangen presste und zu schnell ein und ausatmete. Vincent ist dann allein nachhause gelaufen, obwohl Anton in derselben Straße lebt.

Antons Freund gehört seitdem zu den Erinnerungen, die so fern sind, dass Vincent sie beinahe für ausgedacht hält. Anton ist nur mit Mädchen zusammen. Nie lange. Aber Nina, Nora, Nala, Nadia mit i und Nadja mit j sind alles Mädchen. Vincent erinnert sich kaum daran, wer Noah gewesen sein soll.

„Vincent!“, ruft Lotta und lacht, „Komm schon!“

Anton und Mark grinsen sich an und winken auffordernd. Sie wollen, dass er mitmacht. Sorgfältig darauf bedacht, sich nicht zu sehr auf den linken Arm zu stützen, dennoch aber beide Arme beim Aufstehen zu verwenden, rappelt er sich hoch. Ein Ärmel seiner Jacke verrutscht und Vincents Herz hüpfte. Hastig zupft er ihn wieder zurecht, dankbar für seinen dicken Pullover.

Vincent will sich zu seinen Freunden auf die Wiese gesellen. Er will, dass alles wieder so ist wie früher. Er will, dass sie wieder *VALM* sind. Erst als sein Kiefer zu schmerzen beginnt, merkt er, wie fest er die Zähne zusammengebissen hat.

Vincent muss nur einen Schritt machen.

Sein Blick wandert abermals über die Schatten seiner Freunde. Er sieht wie Scham, Wut und Angst dunkle Löcher in den Boden unter ihren Füßen fressen.

Vincent muss nur einen Schritt machen.

Es passiert.

Sie sind verschwommen, aber er weiß nur zu gut, was passiert ist.

Was er getan hat.

Die Bilder der letzten Nacht- Vincent kann sie nicht aufhalten.

Seine verschlossene Tür.

Sein Schluchzen, das er nicht hören will.

Der spitze Nagel auf dem Boden seines Zimmers.

Seine Tränen.

Dann sieht Vincent rot.

Er umklammert seinen linken Unterarm.

Ihm ist heiß. So heiß. Aber er kann seinen Pullover nicht ablegen. Er kann es nicht, darf es nicht. Nein, er keucht, niemand kann wissen, niemand darf sehen, niemand versteht...

Vincent muss nur einen Schritt machen. Aus dem Schatten in die Sonne.

Doch die Sonne durchleuchtet alles.

Sogar seine Freunde. Ihre Schatten sind Beweis genug. Sein Schatten wäre Beweis genug.

Vincent stellt es sich vor: Er tritt in die Sonne und fühlt ihre Wärme. Dann wird sein linker Arm heißer und heißer. Vincent sieht rot. Es tränkt seinen Pullover und dann seine Jacke. Das Blut tropft an seinen Fingern herab und sammelt sich in einer Pfütze. In einer dunkelroten Pfütze, die aussieht wie er. Das ist mein Schatten, denkt Vincent.

Im Schatten sieht man ihn.

Im Schatten sieht man ihn so, wie er Anton, Lotta und Mark sieht.

„Vincent!“, ruft Lotta und lacht, „Komm schon!“

Anton und Mark grinsen sich an und winken auffordernd. Sie wollen, dass er mitmacht.

Vincent sieht rot.

„Lasst mich!“, schreit er, „Hört auf!“

34. Landeswettbewerb Deutsche Sprache und Literatur

Thema 5: Im Schatten



Ella Wolf, KGR

Im Schatten unter der Brücke

Im Schatten unter der Brücke, grau und trist, da liegt ein einsames, verlassenes Ding.

Die Brücke trug früher eine Straße. Hauptstraße scheinbar. Neu verlegt damals. Jetzt lange her.

Dann hauste unter ihr meistens der Schrecken aller Eltern. In Ihren Lumpen lagen sie da.

Zugedröhnt, stöhnend und gequält. Ohne Obdach und ohne Zukunft. Sie saßen dann so da wie das Ding es jetzt tut.

Nun ist die Brücke ein einziger Schatten von alledem.

Brüchig, einsam und mutterseelenallein sitzt sie jetzt auch. Alles leer auf und unter ihr. Bis auf dieses Ding eben in ihrem Schatten.

Dieses Ding Namens John.

Das ist sein Name. Das weiß ich, weil er doch eben dort steht. Dort im Schatten hinter ihm.

Bunte, runde, eckige, schmelzende Farbe läuft die Wand hinunter. Schon lange trocken aber sie läuft und läuft doch. Oder, zumindest möchte ich das glauben.

In Orange und Blau und hellem Grün, mit schwarzer Grenze ringsum, steht der Name 'John'. Die Farben ein starker Kontrast zu dem grauen, braunen und abstoßenden Grüntönen der schleimigen Schattengewächse.

John sitzt da, wo er schon immer gesessen hat. Gelblich verdreckt, gräulich verfallen. Surren in und um ihn.

Fliegen interessieren sich nicht dafür, dass etwas verlassen bleiben sollte.

Die Fetzen die sich unter und an ihm über die Jahre festkleben konnten, sitzen und starren tot vor sich hin, in verdreckten karierten Leinen.

Deswegen bin ich aber nicht stehengeblieben.

Auch nicht, weil der schwarze Nachtschatten der aus Johns Mitte wächst nun endlich seine weißen Blüten trägt. Auch wenn sie schön anzusehen sind. Die weißen Schwarze-Nachtschatten-Blüten. Der Rest giftig Grün.

Nein, das ist nicht was meine Aufmerksamkeit auf ihn gezogen hat. Wie sollte es auch?

Ich starre auf den Sticker an der Wand. Den Sticker und die Markerschlieren, die Wörter, einen Satz, eine Frage bilden.

Das ist neu.

Oder war es gestern auch schon da? Ich weiß es nicht. Seit Jahren habe ich John keine Beachtung mehr geschenkt. Auch wenn ich hier jeden Abend an ihm vorbeilaufe.

Wieder und wieder fahren meine Augen die gekrakelten neuen Worte nach, während die Ecken meiner Zähne sich schmerhaft in das Fleisch meiner Zunge bohren.

'Aber zur Arbeit kommst du noch, nicht wahr?'

Der Sticker, mit einer Katze darauf und aufgezeichneter, hochgezogener Augenbraue, sitzt fest daneben.

Ich schaue zurück zu John und ein leises Kichern kämpft sich aus meinem Mund. Meine Hand spielt mit dem roten Marker den ich vom Büro gestohlen habe. Jetzt ist er in meiner Jackentasche.

Die haben da genug. Die können ihn gar nicht vermissen.

Ich schaue auf meine Armbanduhr.

Acht Uhr Zehn.

Ich sollte endlich nachhause.

Die Tage drauf hätte ich John fast schon wieder in den Tiefen, den Ecken, dem staubigen Dachboden in meinem Kopf verloren. Als einen Teil des verschwommenen Hintergrunds, als gegeben, genommen. Hätte. Wenn dort nicht etwas dafür gesorgt hätte, dass meine Augen sich daran aufhängen.

Fast schon schmerzlich stechend, reißt es sie zurück zu John an einer unsichtbaren Angelschnur, mit süchtig machendem Köder. Langsam fahren sie an den neuen Nachrichten entlang.

‘Fuck Kapitalismus.’

Und-

‘John ist Beamter. Er arbeitet doch!’

Beide neu, unter der schwarzen Frage des Vortags. Der erste neue Beitrag, ein Sticker vom Schulhof in schwarz und weiß. Der zweite Tweet in blauem Marker und überraschend schöner Handschrift, trotz unebener Fläche. Herzen statt Punkte über den i's.

Ich lege den Kopf schief als würde ich nachdenken. Auch wenn kein einziger Gedanke durch ihn streicht.

John tut mir nach.

Eins, zwei, drei. Ich zähle nach. Eins, zwei, drei.

Drei.

Drei andere. Drei verschiedene.

Kommen hier wirklich noch drei Andere am Schatten vorbei? Warum bin ich den drei Anderen noch nie über den Weg gelaufen? Ich war immer der Einzige der hier lang lief, so spät am Abend nach der Arbeit. Wann kamen die hier vorbei? Woher kamen die?

Ich schaue vom Schatten zum Weg und zurück, bis ich schließlich panisch meine Hände zur Jackentasche hebe.

Hektisch kämpfen sich meine Finger durch den Stoff. Sie ertasten den Marker und die Kappe des Markers. Alles an seinem Platz. Ich atme tief durch. Mir war es, als hätte der Plastikdeckel gegen das Metall geklopft. Aber er tropft mir doch nicht die Jacke voll. Alles sauber.

Was wäre bloß gewesen, wenn der da drin aufgegangen wäre!

Lachend schaue ich auf John und John lacht mit mir. Die vier Löcher in seinem Gesicht lächeln mich verständnisvoll an.

Ich bin sauber.

Acht Uhr vierzehn.

Ich sollte nach Hause.

Und wenn ich mich da noch gewundert habe, dass es ganze drei andere gibt, die den gleichen Weg durch den Schatten nehmen wie ich, so wunderte ich mich nun, Zeiten später, umso mehr.

Ich hatte aufgehört zu zählen. Aufgegeben. Hingegeben der Absurdheit des Ganzen.

Bis sie, diese Unsichtbaren, etwas größeres als bloße, endlose Schnörkel über und neben John angeregt zwischen sich hin und her schickten.

Stand da nun wirklich ein kleiner Beistelltisch neben ihm? Und war das ein echtes Bild das unten an ihm, an seinen trocken schleimigen Karo-Fetzen lehnt?

‘Home Sweet Home’

Der Gedanke, dass es wirklich etwas heimatliches hat, sorgt dafür, dass ich dumm dasteh und Johns Augen suche. Wäre es bloß nicht für die Ameisen und anderes Kleingetier gewesen, ich schwöre ich hätt sie blitzen gesehen. Den Schalk im knochigen Nacken der Gute.

Der Boden unter mir knistert und mit einem Mal wird mir klar, dass ich mit meinem Fuß einen Schritt näher zum Geschehen gekommen bin. Angewidert schaue ich auf den vernachlässigten Boden. Der Tod festgeklebt unter meinem Schuh. Wie gut, dass keiner dieser Anderen, die hier ein und aus zu gehen scheinen, mich je sehen werden. Hier im Schatten.

Stolpernd finde ich mich wieder auf dem rechten Weg. Und während ich von dem Schuh den Tod auf den Boden unter mir abschabe, greift meine Hand wieder einmal zum Marker in meiner Tasche. Hab ich doch wieder vergessen ihn aus meiner weißen Weste zu nehmen. Seufzend starre ich zu John und er zurück während ich schleppend nachhause schleiche und er sitzen bleibt.

Je mehr sie um John verteilen, desto verbundener fühle ich mich diesem wachsenden Schatten. Diesem Ding im wachsenden Schatten. Ein eigenartiges Gefühl. Aber es ist, als wäre ich endlich ein Teil von etwas. Etwas Geheimen. Etwas kurios Verbotenen. Wir sind alle im Schatten vernetzt. Verbunden. Öffentlich Anonyme.

Das Highlight meines Tages ist es, wenn ich etwas Neues an John's Schrein entdecke. Dann vergesse ich die unechten, ausgetrockneten Schleimer des Alltags und kann mich ganz dem echten Leben hier draußen, unter der Brücke widmen.

Heute scheint ein ganz besondere Tag für John zu sein.

Hochzeitstag.

'Just married!'

Das Banner über John's flüssigem, atmendem Namen flattert als würde es versuchen panisch auszubrechen. Spätestens morgen fällt es runter vom Wind und Wetter dem es hier ausgesetzt ist. Dann rennt es weg über Felder und Wiesen, dem Sonnenaufgang entgegen. Aber heute Abend bringt seine graue Farbe nichts als Freude. Knapp unter John's Namen, neue, tatsächlich neue, laufende Farbe, bildet eine nagelneue Ergänzung.

'& Joko'

Was für ein passendes Paar. Angeregt schaue ich rüber zu John und seiner neuen Partnerin. Ein Ding, genauso wie er. Nur etwas neuer. Wo haben sie die den nun ausgegraben? Angezogen in Seide. Alt, neu, blau und schwarz. Schön herausgeputzt. Ihr Gesicht starr vor Freude. Der widerlich dunkelgrüne Efeu weicht in perfekter Spur saftigem braun und jungen Pflanzen die zuvor keine Chance gehabt hätten. Wäre es nicht für John's Braut. Ihre leeren, tiefen, schwarzen Augen funkeln in Erfüllung. Wirklich ein wunderschönes Zuhause das die beiden da haben.

Neidisch schaue ich den beiden neu Verheirateten zu und meine Finger spielen mit dem roten Marker in meiner weißen Weste. Ich wünschte, ich wäre John. Ich wünschte, ich hätte sein einfaches Leben hier im Schatten unter der Brücke. Nicht einmal John ist so allein wie ich.

Obwohl...

Ich starre auf die rote Kappe des Markers der nun in meiner Hand liegt.

Ein Teil von *etwas* sein.

Meine Hand zittert als sie den Deckel des Markers für mich abzieht. Ein Schritt, zwei Schritte. Jeder einzelne Zipfel von mir ist jetzt im Schatten. Die Blätter und wer weiß was noch,

rascheln und knacken unter mir. Ich schaue mich noch einmal um, schaue zu John und Joko als ob ich um Erlaubnis frage in ihr Haus einzutreten. Ihre hohlen, ausdruckslosen Gesichter geben mir eben diese.

Richtig.

Stimmt ja.

Niemand kann auch nur das Geringste zu mir sagen über das, was ich nun tun werde.

Im Schatten sieht mich niemand. Niemand interessiert sich dafür, was im Schatten passiert.

Im Schatten sind wir alle anonym.

Nur die giftig grünen Beeren des Nachtschattens schauen zu.

Mittelalter ohne Ende

Untersuchen Sie die anhaltende Faszination
mittelalterlicher Welten in Literatur, Kunst und Medien.



Nico Marquart

34. Landeswettbewerb Deutsche Sprache und Literatur

Baden-Württemberg 2024

Thema 6: Mittelalter ohne Ende

„Untersuchen Sie die anhaltende Faszination mittelalterlicher Welten in Literatur, Kunst und Medien.“



Schauenburg¹

Wie das Mittelalter heute noch als Projektionsfläche unserer Sehnsüchte dient

Von Martha Walter

¹ <https://www.schauenburg.de/facebookShare.php?image=../schauenburg-oberkirch-von-oben.jpg>

Gliederung

- Definition Mittelalter
- Vergangenheit und Geschichte
- Positives und negatives Mittelalterbild
 - Präsentation in den Medien
 - Entstehung
 - Aufklärung
 - Romantik
- Entwicklung in der Popkultur
 - mittelalterliche Sagen
 - Märchen
 - Anfänge in Literatur und Film
 - Der große Durchbruch: Tolkien
 - Kindergeschichten und Mittelalterfeste
 - Der Name der Rose
 - Game of Thrones
- Fazit
- Literaturverzeichnis

Definition Mittelalter

Wie Prof. Dr. Harald Müller in seinem Buch „Mittelalter“² erklärt, muss man zunächst Zeit, Raum und Begriff definieren, um Aussagen über das Mittelalter treffen zu können.

Ein fixes Datum oder Ereignis für Beginn und Ende des Mittelalters auszumachen, ist eine schier unmögliche Aufgabe. Das Einzige, was sicher gesagt werden kann ist, dass das Mittelalter zwischen Altertum und Neuzeit liegt. Da sich Geschichte nun aber eher als langgestreckter Prozess ereignet, werden von den meisten Historikern und Historikerinnen ohnehin fließende Grenzen zwischen den Epochen bevorzugt. So kommt man auf einen ungefähren Zeitraum vom Jahr 500 bis zum Jahr 1500 nach der Zeitwende. Da sich in einem derart großen Zeitraum vieles ereignet und die Lebensumstände zu Beginn des Mittelalters gravierend verschieden waren zu denen gegen Ende, wird das Mittelalter noch einmal in drei verschiedene Epochen unterteilt.

Obwohl die zeitlichen Verschiedenheiten schon groß sind, sind die geographischen mindestens genauso wichtig. Wichtige Ereignisse für die eine Region haben erst zeitversetzt oder gar keinen Einfluss auf andere Regionen genommen. Aus diesem Grund kann man in vielen Fällen schwerlich von einer einheitlichen Entwicklung für das gesamte Mittelalter sprechen, sondern nur von lokalen. Ein gutes Beispiel hierfür wäre die Konvertierung zum Christentum in Europa, die in Teilen Frankreichs und Italiens bereits zu Beginn des Mittelalters abgeschlossen war und in anderen Gebieten teilweise bis ins 12. Jahrhundert noch nicht Fuß gefasst hatte. Das Mittelalter beschränkt sich im Groben ausschließlich auf den europäischen Kontinent. Das liegt daran, dass anders als heute die Globalisierung noch nicht fortgeschritten war und sich somit verschiedene Kulturen, ohne über die Existenz der anderen informiert zu sein, entwickelten. Somit kann der Begriff Mittelalter überhaupt nur Sinn ergeben, wenn man ihn auf Europa bezieht.

Die Menschen, die im Mittelalter lebten, besaßen durchaus ein Bewusstsein für historische Abläufe, nur gingen sie hierbei anders vor, als es heute üblich ist. Sie sahen sich nicht als Menschen der Mitte, sondern viel eher als Endzeit-Menschen. Dies fußte auf dem religiös geprägten Gedanken, das Jüngste Gericht stehe kurz bevor. Erst im 14. Jahrhundert tauchte der Begriff „mittleres Zeitalter“ zum ersten Mal auf. Eine Gruppe, die Humanisten, welche die Rückbesinnung auf die Antike zum Ziel hatten und diese idealisierten, verwendeten den Begriff, um abwertend über die Zeit zwischen Antike und Renaissance zu sprechen.

Verwendet man das Wort Mittelalter, muss man also bedenken, dass es ein emotionaler Begriff ist, mit dem man sich ausschließlich auf Europa bezieht und dabei einen sehr großen Zeitraum abdeckt.

Vergangenheit und Geschichte

Der Unterschied zwischen Vergangenheit und Geschichte kommt durch die Rezeptionsgeschichte zustande. Die Rezeptionsgeschichte beschreibt die Nachwirkungen eines historischen Ereignisses im Verlauf der Zeit, oder wie in diesem Fall, die Nachwirkungen

² Müller, H. (2008): Mittelalter. Berlin.

einer Epoche. Die Nachwirkungen können verschieden stark ausgeprägt sein. Normalerweise sind sie eher schwach und nehmen keinen großen Einfluss auf unsere Perspektive der Vergangenheit. Doch ist es durchaus möglich, dass die Nachwirkung so stark ist, dass sie das eigentliche Ereignis überschattet, verdunkelt und sogar eine Mythisierung nach sich ziehen kann.³ Die Vergangenheit ist also all das, was tatsächlich geschehen ist. Dazu gehören auch Personen oder Ereignisse, von denen wir heutzutage vielleicht gar nichts mehr wissen. Die Vergangenheit kann nicht repliziert oder erneut erlebt werden. Historiker*innen können Ereignisse zwar rekonstruieren, aber nur in anderen Formen, wie Büchern, Artikeln, Dokumentationen usw., nicht als ein tatsächliches Geschehen und auch nur, wenn genügend Quellen zur Verfügung stehen. Die meisten Quellen gehen allerdings mit der Zeit verloren. Daher spricht man in diesem Kontext nicht von Vergangenheit, sondern von Geschichte. Geschichte beschreibt den Blick des Menschen auf Vergangenes, welcher allerdings sehr eingeschränkt ist. Das heißt, Geschichte spiegelt nicht immer die Vergangenheit wider.⁴

Das ist sehr wichtig zu beachten, wenn wir über das Mittelalter sprechen. Es ist uns immer nur möglich, die Geschichte zu betrachten. Da Geschichte nun einmal nur eine Interpretation ist, ist es auch möglich, dass verschiedene existieren. Dies ist beim Mittelalter der Fall, wobei einmal dahingestellt sei, wie richtig diese Interpretationen sind. Somit ist es auch möglich, dass verschiedene Bilder vom Mittelalter entstehen.

Positives und negatives Mittelalterbild

In der Geschichte kommt es des Öfteren vor, dass historische Ereignisse verschieden erinnert werden, es also rückwirkend zu einer veränderten Wahrnehmung der Vergangenheit kommt. Dies ist auch bei dem Bild, das wir Menschen, die in der Moderne leben, vom Mittelalter haben, der Fall. Tatsächlich ist dieses Bild aber sehr unterschiedlich. Wir haben sowohl eine negative als auch eine positive Wahrnehmung vom Mittelalter. Dies mag erst einmal verwirrend und widersprüchlich klingen, ist aber durchaus historisch begründbar, so wie es Dr. Otto Gerhard Oexle in dem Sammelband „Die Deutschen und ihr Mittelalter“⁵ ausführt.

Liest man sich gerne Schlagzeilen der verschiedensten Medien durch, so ist man vielleicht bereits des Öfteren über den Begriff „mittelalterlich“ gestolpert, wenn der Autor des Artikels bestimmte Ereignisse als altärtümlich, rückständig oder auch als grausam und unzivilisiert darstellen möchte. So wird ein klares Meinungsbild der Ablehnung geschaffen, welches dann durch Schlagzeilen wie „Zurück ins Mittelalter“⁶ und „Mittelalterliche Zustände“⁷ bereits vor dem Lesen oder Ansehen des Beitrags vermittelt wird, um nur ein paar Beispiele zu nennen. Diese Darstellung des Mittelalters zieht sich bereits seit Jahren durch Kunst und Medien. Diese Vorstellung eines abstoßenden, negativ behafteten Mittelalters ist so tief in uns

³ Buck, Thomas (2023): Einführung in die mittelalterliche Geschichte. (Vortrag, 21.4.2023). Freiburg: Pädagogische Hochschule Freiburg.

⁴ <https://www.historyskills.com/2020/12/10/the-difference-between-history-and-the-past/> (29.12.23)

⁵ Oexle, O. (1992): Das entzweite Mittelalter.

In: Althoff, G. (Hg.): Die Deutschen und ihr Mittelalter: Themen und Funktionen moderner Geschichtsbilder vom Mittelalter. Darmstadt, S. 7-28.

⁶ Zurück ins Mittelalter: Die neue deutsche Front der radikalen Abtreibungsgegner | SPIEGEL TV – YouTube

⁷ <https://www.n-tv.de/panorama/Gefangene-stirbt-nach-Hitzequal-article371404.html> (30.10.23)

verwurzelt, dass selbst in wissenschaftlicher Fachliteratur, wie einer Monographie über Adolf Hitler, das Wort Mittelalter verwendet wird, um ein negatives Bild seiner Gedankengänge zu zeichnen. So handle es sich bei seiner Verbindung von Sachlichkeit und Irrationalität um eine Verbindung von „Moderne und Mittelalter“.⁸ Und dies ist nicht der einzige Fall, in dem Hitler oder im Allgemeinen der Nationalsozialismus als mittelalterlich betitelt wurde, wofür es sogar noch viel Lob gab.⁹ Diese Alltagstauglichkeit des Begriffs zeigt, wie unverwechselbar er für Negatives, Veraltetes und Scheußliches steht. Es ist der Gegenbegriff zu der Moderne. Dr. Oexle drückt es so aus: Das Wort Mittelalter werde als „Diffamierungsbegriff“ verwendet.

Soweit scheint die Sache eindeutig: Das Mittelalter ist durchweg schlecht, oder? Nun, ganz so einfach ist es eben doch nicht. Das Mittelalter erweckt noch ein zweites Bild in unseren Köpfen, eines, das Faszination und Staunen in uns hervorruft. In diesem Bild hat das Mittelalter nichts mehr mit der veralteten, verabscheuenswerten Welt zu tun, wie zuvor beschrieben. Bei Betrachtung dieses Bildes würden wir das Mittelalter sogar unserer geliebten Moderne vorziehen.

Das Mittelalter ist auch hier ein Gegensatz zur Moderne, nur diesmal eben ein erstrebenswerter. Wenn man an das Mittelalter denkt, kann man eben auch an bunte Feste voll heiterer Musik, ausgelassener Stimmung und viel Spektakel denken. Dieses Bild und die Begeisterung, die doch viele zu teilen scheinen, lässt sich auch an dem Erfolg von Mittelalterfesten erkennen.¹⁰ Das Mittelalter weckt so großes Interesse, dass teilweise sogar mittelalterliche Bauten errichtet oder restauriert werden und dies nur mit mittelalterlichen Methoden.¹¹ Die Menschen scheinen uns fröhlicher und freier, von all den lästigen Verpflichtungen befreit, die man in der Moderne hat. Alles scheint so viel simpler zu sein. Und das ist es, was fasziniert. Eine Welt, die einen Ausweg bietet aus der eigenen, die ein Ort zu sein scheint, an dem man selbst gerne leben würde. Selbst die Darstellung von Brutalität, Hass und Zerstörung in Literatur und Filmen stößt auf so einiges an Faszination.¹²

Doch es ist nicht nur das scheinbar leichtere Leben der Menschen, welches uns fasziniert, es sind auch die Heldenägen, Magie und Fabelwesen, die wir mit dieser Zeit in Verbindung bringen. Selbstverständlich wird wohl jedem Erwachsenen bewusst sein, dass es wenigstens die letzten zwei Punkte im Mittelalter nicht wirklich gab und dennoch verbinden wir es mit ihm. Dies liegt vor allem an den Geschichten, die wir in Literatur und Medien vorgesetzt bekommen und dennoch haben sie einen Funken Wahrheit in sich. Dieser Gedanke an Magie

⁸ Fest, J. C. (1973): Hitler: eine Biographie. Frankfurt a. M. – Berlin – Wien, S.943

⁹ Hildebrand, K. (1980): Nationalsozialismus ohne Hitler? Das Dritte Reich als Forschungsgegenstand der Geschichtswissenschaft.

In: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht 31, S. 289-304

¹⁰ https://www.nordthueringen.de/news/news_lang.php?ArtNr=315120 (4.11.23);

https://www.meinbezirk.at/landeck/c-lokales/mittelalterfest-in-altfinstermuenz-voller-erfolg_a6061506 (4.11.23); <https://www.wiesentbote.de/2022/05/01/erster-mittelaltermarkt-in-muggendorf-war-ein-voller-erfolg/> (4.11.23);

<https://www.ibiza-heute.de/besucher-rekord-auf-ibizas-mittelalterfest/> (4.11.23);

<https://www.sueddeutsche.de/bayern/mittelaltermarkt-forschung-detlef-goller-1.4443219> (4.11.23)

¹¹ <https://www.spiegel.de/wissenschaft/technik/in-messkirch-entsteht-eine-stadt-wie-im-mittelalter-a-907375.html> (4.11.23); <https://www.tagesschau.de/ausland/europa/frankreich-guedelon-100.html> (4.11.23)

¹² <https://www.film.at/news/medieval-trailer/402107124> ; (22.12.23)

<https://www.faszination-mittelalter.info/das-mittelalter-im-film.html> (22.12.23)

im Mittelalter kommt nicht von ungefähr, schon im Mittelalter selbst glaubten viele der Zeitgenossen an Magie, wobei dies jedoch meist in Verbindung mit Gott stand. Ein sehr bekanntes Beispiel wäre der Glaube an Hexen und die daraus resultierende Verfolgung.¹³

Weiß man nun einmal über diese zwei Bilder Bescheid, stellt sich unweigerlich die Frage, warum es sie überhaupt gibt. Die Antwort auf diese Frage findet man weiter zurück in der Geschichte, als man vielleicht meinen würde. Um dem auf den Grund zu gehen, ist es wichtig zu verstehen, dass diese Wahrnehmungen viel mehr eine Aussage über die Moderne treffen, als über das Mittelalter. Erklärend für die Gegensätzlichkeit der Bilder sind die zwei verschiedenen Zeitabschnitte, aus denen sie kommen, zum einen die Aufklärung und zum anderen die Romantik.

Die Aufklärung prägte das Bild des dunklen Mittelalters maßgeblich. Das Ziel der Aufklärung war die Abschaffung der Stände-Gesellschaft, die Bildung der Menschen und eine Allgemeine Reform der Betrachtung des Lebens, wobei man sich vor allem auf die Vernunft berief. Hierzu gehörte auch eine Abwendung vom Katholischen Glauben, der im Mittelalter vorherrschend war.¹⁴ Denn die Aufklärung war Sache einer Minderheit. Es waren die erfolgreichen Kaufleute und Gebildeten, welche aufstrebten und auch ein persönliches Interesse am Sturz der Stände-Gesellschaft hatten. Um dies zu legitimieren, war es notwendig, sich von den alten Strukturen und dem Denken des Gottgegebenen abzuwenden, also auch von der Zeit, in welcher dieses System entstand und auch nicht hinterfragt wurde. Die Aufklärer wollten die Menschen bilden und die Vernunft verbreiten. Die Prämisse war also, dass jeder Mensch selbst Entscheidungen treffen sollte und dazu fähig ist, nachzudenken. Man sollte nicht mehr alles glauben, was einem von der herrschenden Schicht und Kirche vorgesetzt wurde. Dadurch kam es zu einer Abwendung vom Mittelalter, welches das genaue Gegenteil verkörperte. Das Mittelalter, welches fern von Logik und Bildung war, wurde zum dunklen Mittelalter, welches nur durch die Vernunft der Aufklärung erleuchtet werden konnte. Hierbei muss aber gesagt sein, dass man die Aufklärung keinesfalls mit Mittelalter-Hass gleichsetzen sollte. Die bekanntesten und einflussreichsten Aufklärer sind wohl Kant, Lessing, Rousseau und Voltaire, welche alle zur Erschaffung dieses Mittelalter-Bildes einen Teil beigetragen haben.

Zwar ist das Bild des dunklen Mittelalters in dieser Zeit entstanden, doch werden auch nicht gerade große Anstrengungen unternommen, es loszuwerden. Denn es passt uns nun einmal zu gut ins Narrativ, wie die Kunsthistorikerin und Journalistin Friederike Quander schlussfolgert.¹⁵ Wir bezeichnen uns gerne als modern und grenzen uns dabei von Menschen ab, die wir als weniger entwickelt und modern ansehen. Man fühlt sich ein wenig überlegen, wenn man sich ins Gedächtnis ruft, wie naiv, unzivilisiert und abergläubisch die Menschen damals anscheinend waren. Dass dieses Gefühl der Überlegenheit, welches man aufgrund des gesellschaftlichen und technologischen Fortschrittes erlebt, eigentlich nur ein Zeugnis von Arroganz ist, ignorieren die meisten. Die Vorstellung, dass sich der moderne Mensch großartig von den Menschen des Mittelalters unterscheidet, ist ein Trugschluss. Wir

¹³ <https://de.wikipedia.org/wiki/Hexenverfolgung> (12.11.23)

¹⁴ <https://de.wikipedia.org/wiki/Aufkl%C3%A4rung> (22.12.23)

¹⁵ <https://www.zeit.de/2021/46/aufklaerung-mittelalter-erde-scheibe-wissenschaft/seite-2> (26.12.23)

sind nicht zwingend klüger oder zivilisierter. Es haben sich lediglich die Strukturen um uns herum verändert.

Das positive Mittelalterbild wurde hingegen von der Romantik geprägt. Die Romantik entstand als Reaktion auf die von Vernunft getriebene Aufklärung. In der Literatur wurden Magie, Mysterien und das Innenleben des Menschen sowie seine Beziehung zur Natur in den Vordergrund gestellt. Wichtig zur richtigen Einordnung der Romantik ist, dass sie in einer Zeit großen Wandels entstand. Die Industrialisierung und die Französische Revolution waren einschneidende Ereignisse zu dieser Zeit, welche Europa für immer verändern sollten. Die Romantiker sehnten sich nach alten, unkomplizierteren Zeiten und konzentrierten sich mehr auf das Innere als auf die äußeren Geschehnisse.¹⁶ Ganz im Gegensatz zur Aufklärung idealisierten die Romantiker das Mittelalter, im Besonderen aufgrund seiner Mythenwelt. Man sah im Mittelalter die letzte Kultur, welche noch nicht gespalten durch die Aufklärung war und noch nicht unter einer Trennung von Vernunft und Gefühlen litt. Auf dieser Annahme basierend kam es zu einer riesigen Faszination mit dem Mittelalter.¹⁷ Zu den bedeutendsten Romantikern gehören Novalis, Clemens Brentano und Casper David Friedrich, welche alle starken Einfluss auf das Mittelalterbild ausübten.

Die Romantik stellte das Mittelalter auf ein Podest, um den Problemen ihrer eigenen Zeit aus dem Weg zu gehen. Ein kleines bisschen so, wie wir es heutzutage auch machen. Man stürzt sich nun einmal gerne in eine mystische Welt voller Phantasmen und Magie, welche frei von unseren eigenen Sorgen und Problemen ist.

Entwicklung in der Popkultur

Wir haben also zwei entgegengesetzte Bilder des Mittelalters in unseren Gedanken vertreten. Wobei auffällt, dass sich gerade die Medien eher des negativen Bildes bedienen. Dies liegt an dem Nutzen, den es hat. In unserer Nachrichtenlandschaft ist es sinnvoller, sich für das Negative zu entscheiden, da dieses einfach mehr Aufmerksamkeit findet. Falls man dann doch einmal von Mittelaltermagie sprechen möchte, kommt es auch eigentlich nie zu einem Konflikt, diese widersprüchlichen Bilder zu benutzen, da der Kontext völlig verschieden ist.¹⁸

Wie sich mittelalterliche Geschichten zu einem derartigen Phänomen in der heutigen Popkultur entwickelt haben, ist ein langwieriger Prozess, welcher bereits zu Zeiten des Mittelalters begann, Mitte des 20. Jahrhunderts so richtig Fahrt aufnahm und nun ein nicht mehr wegzudenkender Bestandteil unserer Literatur ist. Denn das Mittelalter hat sich in der Moderne ein eigenes Genre geschaffen, welches sich immenser Begeisterung, Popularität und Aufmerksamkeit erfreuen kann. Die Rede ist natürlich von Fantasy, ein Genre, welches seinen Ursprung tatsächlich im Mittelalter findet.¹⁹ Um seinem Erfolg auf den Grund zu

¹⁶ <https://www.klassikradio.de/die-romantik-ausbruch-aus-der-wirklichkeit-epochenwissen/> (26.12.23)

¹⁷ <https://www.studysmarter.de/schule/deutsch/literaturepochen/romantik-literatur/> (26.12.23)

¹⁸ Siehe Fußnote 9

¹⁹ <https://idw-online.de/de/news649605> (30.12.23)

gehen, muss man sich also seine Ursprünge und die Weiterentwicklung dieser Ideen ansehen.

Das Mittelalter war stark von Mythen und Sagen geprägt, welche von Generation zu Generation weitergesponnen wurden. In diesen Zeiten gab es oft Musiker und Geschichtenerzähler, die von Ort zu Ort zogen und diese Sagen in der Bevölkerung verbreiteten. Im Mittelalter entstanden Märchen, Heldensagen und Balladen, die alle das ein oder andere unerklärliche Element in sich tragen. Diese Geschichten sind ein Produkt ihrer Zeit, denn sie geben Einblick in das Denken der Menschen. Sie waren stark vom christlichen Glauben beeinflusst und daraus resultierend war gerade das einfache Volk abergläubisch und tendierte dazu, an Mythen und Sagen zu glauben, als Erklärung für das Unerklärliche.²⁰ Bekannte Sagen aus dem Mittelalter sind zum Beispiel das Nibelungenlied, die Geschichte von Robin Hood, das Rolandslied, die Artussage oder die Ritter der Tafelrunde sowie viele andere.²¹ Auch an diesen Beispielen kann man das Gemüt der Zeit sehen. So ist das Rolandslied eine französische Heldensage über Karl den Großen und wie er sich in seinen Kriegen heldenhaft gegen die Heiden stellt und ihre Christianisierung vorantreibt. Das Motiv des unerschrockenen Kriegsherrn und von spektakulären Schlachten findet man auch in beliebten Mittelalterfilmen heutzutage.²² Auch die Artussage steckt voller Helden und auch Magie. Aus ihr stammen die Ritter der Tafelrunde und die Idee eines magischen Schwertes. Es werden viele mythische Wesen beschrieben und ein ganz bekannter Zauberer stammt auch aus der Artussage, nämlich Merlin. Denn sowohl König Artus als auch die Ritter der Tafelrunde und der Zauberer Merlin werden ständig in Fantasy-Büchern und Filmen aufgegriffen, was zeigt, wie einflussreich diese Geschichte ist.²³ Auch das Nibelungenlied war sehr einflussreich, aber eher für die Sagen seiner Zeit. Wohingegen Robin Hood eine Figur ist, welche ständig weitergesponnen wurde. Seine Geschichte wurde zunächst in Form von Balladen erzählt. Im 15. Jahrhundert war er noch ein Wegelagerer einfacher Herkunft, der es bevorzugte, Adelige und Geistliche auszurauben, welche für seinen Geschmack ein wenig zu habgierig waren. Im Gegensatz zu seiner späteren Darstellung, welche mit der Zeit immer positiver wurde, benutzte er anfangs noch sehr brutale und grausame Praktiken. Schließlich entwickelte sich Robin Hood zum enteigneten Adligen, der voller Patriotismus gegen die Normannen kämpfte, ganz im angelsächsischen Sinn. Die weitere Andichtung, dass er sich für soziale Gerechtigkeit einsetzte, kam im 16. bis 17. Jahrhundert dazu.²⁴ Robin Hoods Figur

²⁰ <https://www.alltag-im-mittelalter.de/page/sagenwelt-im-mittelalter/> (2.1.24)

²¹ <https://www.leben-im-mittelalter.net/geschichten.html> (3.1.24)

²² <https://de.wikipedia.org/wiki/Braveheart> (3.1.24);

https://de.wikipedia.org/wiki/K%C3%B6nig_der_Himmel (3.1.24);

[https://de.wikipedia.org/wiki/The_King_\(2019\)](https://de.wikipedia.org/wiki/The_King_(2019)) (3.1.24);

https://de.wikipedia.org/wiki/Robert_the_Bruce_%E2%80%93_K%C3%B6nig_von_Schottland (3.1.24)

²³ https://de.wikipedia.org/wiki/Das_magische_Baumhaus (3.1.24);

https://de.wikipedia.org/wiki/Merlin_%E2%80%93_Die_neuen_Abenteuer (3.1.24);

https://de.wikipedia.org/wiki/Cursed_%E2%80%93_Die_Auserw%C3%A4hlte (3.1.24);

https://de.wikipedia.org/wiki/The_Winter_King ; (3.1.24)

https://de.wikipedia.org/wiki/Wenn_du_K%C3%B6nig_w%C3%A4rst (5.1.24);

https://de.wikipedia.org/wiki/Transformers:_The_Last_Knight (5.1.24); <https://harry-potter.fandom.com/de/wiki/Merlin> (5.1.24)

²⁴ https://de.wikipedia.org/wiki/Robin_Hood (3.1.24)

wandelte sich mit der Zeit und erfreut sich heutzutage in vielen verschiedenen Formen einer großen Popularität.²⁵

Diese Sagen sind in einigen Fällen bis heute weiterentwickelt worden und wie zum Beispiel Robin Hood zu richtigen Ikonen in der Popkultur geworden, haben aber auch das Fundament für neue Geschichten gelegt. Doch bevor neue Geschichten erzählt werden konnten, kam es zum Ende des Mittelalters und damit zu einer neuen Weltanschauung durch die Aufklärung. Erst in der Zeit der Romantik wurde das Mittelalter wieder auf künstlerische Art vertreten. Im 19. Jahrhundert wurden die ersten Märchen von den Gebrüdern Grimm niedergeschrieben und dadurch einem deutlich größeren Publikum zur Verfügung gestellt. Wobei gesagt sein muss, dass es in der Forschung umstritten ist, aus welcher Zeit Märchen stammen.²⁶ Aufgrund der großen Ähnlichkeit mit den Sagen und Mythen des Mittelalters und weil die klassischen Märchen, wie wir sie kennen, erst nach dem Mittelalter entstanden, kann man aber sagen, dass Märchen vermutlich vom Mittelalter beeinflusst wurden.

Diese ganzen Geschichten waren in der Bevölkerung meist beliebt, hatten aber lange noch nicht den Einfluss wie heute. 1899 gab es den ersten Versuch, einen Fantasy-Film auf die Leinwand zu bringen²⁷ und daraufhin fand dies im 20. Jahrhundert immer öfter statt.²⁸ Fantasy-Welten wie „Der Zauberer von Oz“, welche ebenfalls um diese Zeit herauskamen, waren große Erfolge. Dieses Buch hat merklich wenig mit dem Mittelalter zu tun, dennoch greift es Motive wie Magie und Hexen daraus auf.²⁹ Den riesigen Durchbruch erlebte das Mittelalter aber mit J. R. R. Tolkiens 1937 erschienem Buch „Der kleine Hobbit“³⁰ und später mit seiner Fortsetzung „Der Herr der Ringe“³¹ aus dem Jahr 1957. Tolkiens Welt, welche eine magische und romantisierte Version eines fiktiven Mittelalters ist, definiert das Genre der mittelalterlichen Geschichten neu und sorgt für eine nie dagewesene Faszination für das Mittelalter. Die Verfilmung seiner Bücher in zwei der erfolgreichsten Trilogien der Filmgeschichte erweitert die Begeisterung dafür nur noch mehr und bringt gleichzeitig neue Elemente hinzu. Denn die Filme sind nicht nur für die Magie und die mittelalterliche Welt bekannt, sondern auch für den epischen Kampf zwischen Gut und Böse und spektakuläre Schlachten. Diese Geschichte, welche tatsächlich von der mittelalterlichen Heldenage Beowulf inspiriert ist³², wurde ein voller Erfolg und daraufhin selbst eine Inspiration für viele Fantasy-Geschichten, die darauf folgen sollten.

Ähnlich wie Märchen gibt es noch viele weitere Geschichten welche sich an Kinder richten. So zum Beispiel auch „Die kleine Hexe“³³, welches ebenfalls 1957 veröffentlicht wurde, oder

²⁵ <https://www.zdf.de/kinder/robin-hood> (3.1.24); [https://de.wikipedia.org/wiki/Robin_Hood_\(2010\)](https://de.wikipedia.org/wiki/Robin_Hood_(2010)) (3.1.24); https://www.kosmos.de/de/die-abenteuer-des-robin-hood_1680565_4002051680565 (3.1.24); [https://de.wikipedia.org/wiki/Robin_Hood_\(2018\)](https://de.wikipedia.org/wiki/Robin_Hood_(2018)) (3.1.24); [https://de.wikipedia.org/wiki/Robin_Hood_\(1973\)](https://de.wikipedia.org/wiki/Robin_Hood_(1973)) (3.1.24); https://de.wikipedia.org/wiki/Robin_und_Marian (3.1.24); https://en.wikipedia.org/wiki/Robyn_Hood (3.1.24)

²⁶ <https://www.grin.com/document/281567?lang=de> (4.1.24)

²⁷ <https://www.esquire.de/entertainment/film/fantasyfilme-geschichte> (3.1.24)

²⁸ <https://de.wikipedia.org/wiki/Fantasyfilm> (3.1.24)

²⁹ https://de.wikipedia.org/wiki/Der_Zauberer_von_Oz (3.1.24)

³⁰ https://de.wikipedia.org/wiki/Der_Hobbit (3.1.24)

³¹ https://de.wikipedia.org/wiki/Der_Herr_der_Ringe (3.1.24)

³² Siehe Fußnote 28

³³ https://de.wikipedia.org/wiki/Die_kleine_Hexe (5.1.24)

auch „Ronja Räubertochter“³⁴ aus dem Jahr 1981. Bekannte Geschichten wie diese, mit welchen Kinder auch heute noch vertraut sind in Kombination mit vielen weiteren neueren Veröffentlichungen bringen uns mittelalterliche Welten schon von klein auf näher. Denn die Magie, die nahezu in jeder der Geschichten steckt, welche man über das positive Mittelalter erzählt, wirkt gerade auf Kinder faszinierend. Und Kinder begegnen dem Mittelalter nicht nur in Büchern, sondern auch in Kinderfilmen³⁵ und durch ihr Spielzeug. Auch Mittelaltermärkte, welche bereits in den 1980er Jahren an Popularität gewannen, gelten heute als große Attraktionen, gerade für Familien.³⁶ Mittlerweile kann man Mittelaltermärkte in vielen Regionen finden und ihr Zuwachs scheint nur noch zu steigen.³⁷ Wenn wir etwas schon als Kind interessant fanden, dann sind wir auch als Erwachsene geneigt, dazu zurückzufinden, sei es nur aus Neugier oder Nostalgie.

Als Gegenpol zu diesen doch sehr positiven Darstellungen des Mittelalters entwickelte sich auch eine brutale und grausame Inszenierung. Dies fand gerade durch Umberto Ecos Roman „Der Name der Rose“ (1980)³⁸ statt. Dieser Roman machte das negative Bild in Büchern und später auch in Filmen populär. Buch und Film gleichermaßen entzaubern das Mittelalter und konfrontieren Leser*innen, beziehungsweise Zuschauer*innen, mit den widrigen Lebensumständen der Armen, dem Einfluss und der Macht der Katholischen Kirche und einem Frauenbild, welches durch den Glauben geformt wurde. Die ungerechtfertigte Gewalt, welche gezeigt wird, spiegelt die Willkür wider, mit welcher sich die Menschen im Mittelalter konfrontiert sahen und in so vielen anderen Adaptionen ignoriert werden. Der Erfolg des Romans ist vielschichtig, aber eine wichtige Rolle spielt der heutzutage gern gesehene Sieg des freien Denkens über den strikten Glauben, welcher im Mittelalter vorherrschte. Etwas, was ja gerade in Medien gerne verwendet wird.

Eine Serie, welche den größten Erfolg in der Geschichte von Fantasy seit Tolkien darstellt, ist die auf den ebenfalls erfolgreichen Romanen von George R. R. Martin basierende Fernsehserie „Game of Thrones“.³⁹ Es ist eine stark mittelalterlich angelehnte Welt mit Königen, Rittern und Burgen. Gleichzeitig hat sie auch einige Fantasy Elemente, wie Drachen, die verschiedenen Längen der Jahreszeiten, Hexen und andere Formen der Magie. Nur ist die Welt dieser Serie nicht wie Tolkiens Welt ein Kampf zwischen Gut und Böse, oder voller Heldenhumor. In der Serie gibt es keine wirklichen Helden, sie ist voller Gewalt, welche auch sehr graphisch dargestellt wird. Eine Frage, die daraus resultiert, ist, ob Gewalt im Mittelalter wirklich eine so große Rolle gespielt hat. In einem Spiegel-Interview erklärt Prof. Manuel Braun, dass Gewalt im Mittelalter tatsächlich mehr verbreitet war, da es noch kein Machtmonopol beim Staat gab. Sie war etwas Alltägliches, mit dem man, gerade in der einfachen Bevölkerung, klarkommen musste. Damals fehlte auch die negative Verurteilung von Gewalt, wie wir es heute tun. Er bestätigt ebenfalls, dass Frauen keine Rechte hatten und ihrem Mann im Prinzip völlig ausgeliefert waren.⁴⁰ Trotzdem stand die Serie während ihrer

³⁴ https://de.wikipedia.org/wiki/Ronja_R%C3%A4ubertochter (5.1.24)

³⁵ [https://de.wikipedia.org/wiki/Ritter_Trenk_\(Film\)](https://de.wikipedia.org/wiki/Ritter_Trenk_(Film)) ; <https://www.zdf.de/kinder/ritter-rost> (5.1.24)

³⁶ <https://de.wikipedia.org/wiki/Mittelaltermarkt> (4.1.24)

³⁷ Siehe Fußnote

³⁸ https://de.wikipedia.org/wiki/Der_Name_der_Rose (5.1.24)

³⁹ https://de.wikipedia.org/wiki/Game_of_Thrones (5.1.24)

⁴⁰ <https://www.spiegel.de/spiegelgeschichte/mittelalter-waren-die-menschen-im-mittelalter-sadisten-a-1155930.html> (5.1.24)

Laufzeit immer wieder in der Kritik für die Art und Menge der Gewaltdarstellungen. So kamen Stimmen auf, welche unter anderem die Beiläufigkeit und Allgegenwärtigkeit von sexueller Gewalt aufs schärfste kritisieren.⁴¹ Gerechtfertigt wird die Gewalt durch die realistische Darstellung von Gewalt gegen Frauen im Mittelalter. Die Serie vermischt die verschiedenen Mittelalterbilder und vielleicht ist das auch Teil ihres Erfolgs. Das Positive, welches durch das Fantasy-Element und die Gestaltung der Welt repräsentiert wird, und das Negative, welches vor allem durch die Handlungen der Figuren zu trage kommt. Es ist die Kombination der beiden, welche die Welt von „Game of Thrones“ so faszinierend macht.

Fazit

Es gibt verschiedene Gründe und Arten der Faszination für das Mittelalter. Wir haben einmal das negative Bild, welches neuerdings auch gerne in Filmen, Serien und Büchern genutzt wird und dort durch Brutalität und Grausamkeit Aufmerksamkeit erregt. Doch gerade durch die Medien wird dieses Bild stark geprägt, welche dafür gesorgt haben, dass der Begriff „mittelalterlich“ gleichbedeutend mit rückständig ist. Genauso zeigt sich dadurch auch eine gewisse Überheblichkeit, was den Vergleich der eigenen kognitiven Fähigkeiten mit denen von Menschen angeht, welche weniger privilegiert sind. Andererseits gibt es auch ein sehr positives Mittelalterbild, welches ebenfalls gerne in der Popkultur aufgegriffen wird. Es war maßgeblich an der Entstehung von vielen Fantasy-Geschichten beteiligt, welche unsere Kunst prägen. Im Grunde kann nur eines über die verschiedenen Mittelalterbilder gesagt sein. Keines von ihnen repräsentiert das echte Mittelalter. Das heißt auch, unsere Faszination gilt nicht wirklich dem Mittelalter, sondern dem, was wir dafür halten, egal wie fern das von der Realität ist.

Dass es im Mittelalter nicht wirklich Elfen, Drachen und dergleichen gegeben hat, wird wohl jedem Erwachsenen klar sein. Natürlich wird das Mittelalter auch so oft genug romantisiert, eine Fantasy-Geschichte hat aber nun einmal nicht den Anspruch, die Wahrheit wiederzugeben. Wird man mit einer negativen Darstellung konfrontiert, dann sollte man sich ins Gedächtnis rufen, dass das Mittelalter zwar voller Gewalt und Aberglaube war, wir uns aber gleichzeitig auch nicht für etwas Besseres halten sollten. Denn unser Bild von den Menschen im Mittelalter ist auch oft repräsentativ für unser Denken über andere Menschen aus unserer Zeit. Akzeptieren wir, dass niemand sich die Umstände aussucht, in die man geboren wird und sich jede Gesellschaft weiterentwickeln kann, so würde uns das auch für unsere Zukunft helfen.

Letztendlich kann aber gesagt sein, dass mittelalterliche Welten uns faszinieren, weil sie so andersartig sind, im Vergleich zu allem, was wir kennen. Egal ob sie sich nun des positiven oder negativen Bildes bedienen, sind es Welten, welche uns aus dem Alltag hinausreißen und

⁴¹ <https://www.sueddeutsche.de/medien/game-of-thrones-in-der-kritik-zu-viel-suff-sex-und-mord-1.1949585> (5.1.24); <https://www.moviepilot.de/news/game-of-thrones-hat-ein-vergewaltigungsproblem-und-house-of-the-dragon-macht-den-gleichen-denkfehler-1137541> (5.1.24); <https://www.welt.de/kultur/kino/article127833041/TV-Serie-zeigt-Vergewaltigung-als-Nebensaechlichkeit.html> (5.1.24)

eine willkommene Abwechslung darstellen. Und aus diesem Grund wird unsere Faszination für sie auch noch in Zukunft bestehen.

Literaturverzeichnis

Buck, Thomas (2023): Einführung in die mittelalterliche Geschichte. (Vortrag, 21.4.2023).
Freiburg: Pädagogische Hochschule Freiburg.

Fest, J. C. (1973): Hitler: eine Biographie. Frankfurt a. M. – Berlin – Wien, S.943

Hildebrand, K. (1980): Nationalsozialismus ohne Hitler? Das Dritte Reich als
Forschungsgegenstand der Geschichtswissenschaft. In: Geschichte in Wissenschaft
und Unterricht 31, S. 289-304

Müller, H. (2008): Mittelalter. Berlin.

Oexle, O. (1992): Das entzweite Mittelalter. In: Althoff, G. (Hg.): Die Deutschen und ihr
Mittelalter: Themen und Funktionen moderner Geschichtsbilder vom Mittelalter.
Darmstadt, S. 7-28.

Abschied von der Insel

Schreiben Sie einen literarischen Text.



Elena Mayer

34. Landeswettbewerb
Deutsche Sprache und Literatur
Baden-Württemberg 2024



Nils Christian Gathmann Maneval
Karl-Friedrich-Gymnasium, Mannheim

Thema 7:
Abschied von der Insel

Abschied von der Insel

von Christian Gathmann

Er hörte es kommen, obwohl es noch viel zu weit weg war, erst ein Punkt am Horizont. Unüberhörbar kratze es übers Wasser. Schon viel früher war es zu hören, oder viel mehr zu spüren. Eine Art Anspannung hatte die ganze Insel erfasst: alle Bewohner, die immerfort schreienden Möwen und selbst das dunkelblaue, eisige Wasser schienen wie in Trauer zu verstummen in der wortlosen Verkündung, dass die eiserne Nussschale kommen würde, um ihn zu holen. Fast wie ein eigener Mythos umfing diese Vorahnung die Insel. Doch bald war gelernt, dass da überhaupt nichts Göttliches war. Das Meer beugte sich dem Schiff nicht, sondern die Besatzung der „Ariadne“ beobachtete das Wetter so gut, wie es technisch möglich war, da ein Sturm ihren Untergang bedeuten würde. Was die Bewohner der Insel anging, so waren sie mit mancher Ausnahme sowieso nicht besonders redselig und schwiegen einander gerne an. Der einzige Arzt hatte vor einigen Jahren in stark betrunkenem Zustand die eine einleuchtende These aufgestellt. Dass die Leute ihr gutes Wetter am liebsten in Ruhe genießen und nicht wie die Festländer zum Singen oder Tanzen angeregt würden, da sie es entweder nie gekonnt oder in ihrer Zeit auf dem Eiland verlernt hätten. Und was die Möwen anging, so war einfach anzunehmen, dass sie wie jedes tongebende Lebewesen weniger schrien, wenn sie nicht mit Steinen beworfen wurden. Also vielleicht doch kein geheimnisvolles, seltenes Einverständnis zwischen Mensch und Natur. Die Insel blieb so klein, felsig und hässlich, wie sie war. Dafür begegnete ihm nun seit wenigen Tagen ein anderes unerklärliches Phänomen, das ihn plagte: Kalt und schmerhaft fühlte es sich an wie Blitze, die zwischen Magen und Herz unablässig hin und her zuckten. Doch dann wurde der Grund seines Leidens schließlich doch offenbart. Kein Arzt, nein ein Freund, Busoni war sein Name. Kaum war er unter dessen klaren, ruhigen Blick getreten und hatte drei Sätze mit ihm gesprochen, wurde ihm klar, dass er Angst hatte. Panische Angst davor, was ihn jenseits des Meeres erwartete. Eine genauso einleuchtende wie unnütze Erkenntnis. Ab diesem Zeitpunkt war eine merkwürdige letzte Hoffnung aufgekeimt, nämlich dass die Gezeiten ihm helfen würden den Abschied hinauszuzögern. Doch die Wellen ließen ihn im Stich, der Wind hatte ihm bereits früh jegliche Hilfe versagt und der Himmel blieb schweigsam, gnadenlos und dabei hellblau. So begann die Spannung auf der Insel zu wachsen und seine begrenzte kleine Welt, die er nun doch leidlich zu akzeptieren und viel wichtiger kennengelernt hatte, war verloren. Hier saß er nun ohne Beschäftigung und wartete. Das Zimmer war zu hell und gleichzeitig zu niedrig. Der Stuhl, auf

dem er saß, war nicht bequem. Seine Rückkehr aufs Festland rückte mit jeder Bewegung des Sekundenzeigers näher. Welche Ironie, nach all der Zeit wollte er es und gleichzeitig fürchtete er sich ... Er würde in sein früheres Leben zurückkehren oder es vielmehr versuchen und feststellen, dass alles davongerissen worden war in denselben Wellen, die ihn auf diesen Felsen gespült hatten. Nun spuckten sie ihn nach Ewigkeiten zurück ans Land. Wer wartet auf dich? Dies war die einzige Frage, die ihm Busoni gestellt hatte. Vielleicht war er völlig vergessen worden und es gab niemanden mehr. Oder vielleicht doch? Eine Person würde warten und das reichte, um seine Unruhe etwas zu mildern. Eine Person, die in ihren überteuerten und dennoch unauffälligen Klamotten hinter der Hafenschanke stehen würde, wenn das Schiff einlief. Sicher rauchte sie. Seine ersten Schritte an Land würden unsicher sein, zu sehr hätte ihm die Fahrt zugesetzt. Seine alte Kleidung würde ungewohnt auf ihm liegen. Völlig unwirklich würde er in seinen eigenen bequemen Schuhen geradezu über den Asphalt schweben. Dann würde er stehen bleiben, wenn auch nur für einen Augenblick, und in den Nachmittag hineinatmen, bis er sich in den dunklen Gläsern der Sonnenbrille verlor, die von dem feinen giftigen Nebel umspült wurden. Was sie sagen würde, konnte er sich nicht denken, doch sie würde als Erstes reden, wie sie es immer tat. Vielleicht sagte sie, dass ihm die Zeit weg von zuhause gar nicht so schlecht bekommen wäre. Vielleicht würden da Freunde sein, die er kennenlernen musste und sicher ganz andere Regeln, an die er sich zu halten hätte, doch mit etwas Glück würde sie von nun an immer bei ihm sein. Ihre Haustür wäre unauffällig klein und sobald sie sich öffnete, trat ein hünenhafter Mann durch die Tür, der in seinen einfarbigen Klamotten kaum von den Wänden des niedrigen hellen Raumes zu unterscheiden war, in dessen Stuhlreihen er hier saß. Der Name dieses Mannes war Semson. Ob sein Vorname wirklich Orion oder Oregon war, wusste er nicht, da hier sowieso jeder nur mit Nachnamen angesprochen wurde. Wortlos war in diesem Moment des Eintretens aber klar, dass die Abreise bevorstand und es höchste Zeit war, sich zum Schiff zu begeben. An Semson vorbei trat er also in den Gang. Die Tür des Wartezimmers schloss sich hörbar hinter ihm und im nächsten Moment hörte er ein einziges weiches Wort: „Links“ also wandte er sich nach links und begann den Gang hinunterzugehen. Er bog um die Ecke, dann weiter gerade aus. Es ging zurück in den älteren kalten Teil des Gebäudes, in dem er die meiste Zeit hier verbracht hatte. Auch deswegen wusste er bald, dass er diesen speziellen Gang, der sich nun vor ihm auftat, noch nie betreten hatte. In diesem fehlte es an ausreichender Beleuchtung, sodass man die Tür an dessen Ende nur als schemenhaftes Schattengewächs an der Wand erkannte. Widerstrebend trat er aus dem schwachen Licht des Hauptkorridors in die matte Dunkelheit.

Mit jedem Schritt zur Tür, fragte er sich, ob es hier wirklich langging oder er hier jeden Moment in einen Hinterhalt lief. Busonis Worte in seinem Kopf: Alles wiederholt sich. Doch sie erreichten die Tür in völliger Stille - ohne Unterbrechungen, ohne Probleme, ohne Wiederholung. Semson, der Generalschlüssel, leises Klicken und plötzlich wurde es hell. So hell, dass er nicht sofort erkannte, worauf er hier blickte. Die kalte Luft sog an seinem Gesicht, an seinem ganzen Körper. Zu seiner Rechten erkannte er den kleinen Hafen, der sich ehrfürchtig flach unter den Himmel legte. Da war sie, die See. Ruhig, wie für den Tag vorgesehen. Langsam verkrustete sich seine Nase mit ihrem salzigen Geruch, bis unter all der Freude die Furcht wie ein grässliches Insekt hervorkroch und größer wurde. Wie lange würde es noch dauern, bis das Schiff hier war? Es musste noch in ferner Zukunft liegen, keine Geschäftigkeit am Anlegeplatz. Doch wieso wäre er dann schon hier? Jäh ertönte das tiefe Schiffshorn. Markerschütternd und laut, wie der Schicksalsdonner der Oper, riss es seine Gedanken fort. Er wollte das alles nicht mehr, sie sollten ihn in Ruhe lassen, einfach weggehen. Einfach weg. Wie in einem Film liefen in den nächsten Momenten vor seinem Auge nun reihenweise Bilder ab, die sich seiner Kontrolle entzogen. Der Hafen wurde größer und mit ihm ein Mann, der auf ihn zu warten schien. Unter seinem Arm klemmte ein verschnürtes Paket sowie eine langweilige Papiermappe. Er steckte in der leuchtenden Weste eines Hafenarbeiters und sein Gesicht wirkte wie ein von Jahrtausenden Brandung zerklüftetes Stück blander Felsen, stoisch und gleichgültig. Die Mappe wechselte ohne Worte Hände. Sein hünenhafter Begleiter hielt sie nun vor sich. Ein Stift fuhr durch die Mappe, in Kürze, Härte und Eleganz der Bewegung eindeutig als der Schaffensprozess einer Unterschrift zu erkennen. Neue Hände griffen nach der Mappe. Dasselbe noch einmal: diesmal weniger elegant, dafür noch härter. Etwas erregte seine Aufmerksamkeit, gerade noch sah er, wie der seevernarbte Bug vor der Kaimauer zum Halten kam. Das Schiff hatte sein vorläufiges Ziel erreicht. Die Mappe wurde zugeklappt und wieder unter einem Arm verstaut. Das Paket hatte nun oberste Priorität. „Hier persönliche Geg'nstände un' so weider“ nuschelte es fast unverständlich aus dem Felsen-Gesicht. Ein peinliches Innehalten, dann holte Semson wieder seinen Schlüsselbund hervor, den er mit ruhigen, riesigen Händen gelangweilt in zwei winzigen Schlossern wendete. Mit einem letzten Aufschnappen fuhr ein längst verdrängter Schmerz in seine Arme und Beine, Knöchel und Handgelenke. Die letzte Umarmung der Insel fiel von ihm ab, als die Hand- und Fußketten endlich zu Boden rasselten. Es war Zeit zu gehen und nicht mehr zurückzublicken.

34. Landeswettbewerb für Deutsche Sprache und Literatur

Baden-Württemberg



Ida Kapp, 2024

Ida Kapp, Gustav-Stresemann-Gymnasium Fellbach

Thema 7: Abschied von der Insel – Schreiben Sie einen literarischen Text

Die Käseglocke:

Zuerst war da der Frühling.

Mit seinen Blumen, blauen Sonnenstrahlen und den taubehangenen Spinnennetzen.

Doch die Stadt kümmerte sich nicht um die Krokusse unter den Straßenschildern.

Die Stadt hat weiter geschafft und gepafft und die Ameisenschlangen vor den Bäckereien wachsen und schrumpfen lassen.

Also ist der Frühling wütend geworden und bat den lieben Gott um Hilfe.

Der liebe Gott hat dann seine große, gläserne Käseglocke über die Stadt gestülpt.

Wenn die Käseglocke erst Mal die Blöcke umschließt, weht kein Wind mehr durch die langen Straßen.

Die Luft bleibt stehen und wundert sich, warum es nicht weiter geht.

Sonst ist es doch nur der schier endlose Autofluss, welcher sich durch den urbanen Dschungel schlängelt und abends ins Stocken gerät.

Die Luft wird unruhig und beginnt zu vibrieren.

Wenn die Luft unruhig wird, fängt sie an, an allen Türen und Fenstern zu klopfen, in der Hoffnung, irgendwo ein Versteck zu finden, in das sie schlüpfen kann.

Wer seine Tür auch nur einen Spalt breit öffnet, wird sofort von dem glühenden Besucher überwältigt und zu Boden gestreckt.

Der letzte Luftzug bleibt der Fahrtwind der vielen Autos, die auf der Flucht vor der Käseglocke sind.

Manchmal schaue ich den Flüchtenden von der Veranda aus zu, wie sie die Hauptstraße entlang zischen, die Fenster weit nach unten gekurbelt, den hochroten Kopf nur einen Meter über dem kochenden Asphalt aus dem Fluchtwagen gereckt.

Sie werden erst wieder kommen, wenn jedes grüne Blatt Feuer gefangen hat und die Bäume brennend ihre Mützen abgeschüttelt haben.

Der Herbst lässt sich Zeit.

Aber der Boden ist schon lange vor seinem Eintreten goldbraun geröstet.

Margot lässt im Sommer immer die Rollläden herunter, tauscht die blauen Filzpantoffeln gegen die durchgetretenen Flipflops und schimpft mit ihrem lieben Gott.

Es ist ihr lieber Gott.

Das ist Margot wichtig.

Ich glaube auch an den lieben Gott.

Aber meiner ist ein anderer.

Zumindest behauptet das Margot.

Mein lieber Gott ist eine Lusche.

Den kümmert es nicht, ob ich mir die Ohren putze oder ob ich mir die Lösungen der

Matheaufgaben zwischen die Finger schreibe.

Ich widerspreche Margot manchmal.

Würde meinen lieben Gott das nicht kümmern, wären meine Hände nicht immer so schwitzig, so dass der Filzstift zu nicht mehr als ein paar dunklen Flecken zwischen Zeige- und Mittelfinger zerfließt.

Doch es hat keinen Zweck.

Margots lieber Gott geht trotzdem härter mit ihr ins Gericht.

So schafft sie es abends nicht mehr, den Abwasch zu machen, weil die Ameisen ihr wieder die Wirbelsäule hochkrabbeln.

Das übernehme ich dann immer.

Sie sitzt neben mir am Küchentisch und liest, was der Teufel twittert.

Dann schüttelt sie den Kopf, fasst sich an die Brust und wünscht mir eine gute Nacht.

Es muss anstrengend sein, wenn man einen lieben Gott hat, der so streng mit einem ist.

Die hellgelben Kacheln auf dem Küchenboden leuchten in der Abenddämmerung fast weiß, während die braunen Kacheln sich in schwarze, regelmäßig um meine Füße verteilte Abgründe verwandeln.

Wenn ich nicht aufpasse, könnte ich einen Fuß auf die falsche Kachel setzen und in die Tiefe stürzen.

Wenn Margot schläft, werden unsere Wände hellhörig.

Und so kann ich im Dunkeln wieder jedes einzelne, an unserem Haus vorbei rauschende Fluchtauto hören.

Jeden Passanten, der sich über den trüben Nachthimmel beklagt.

In der Nacht sieht der Himmel kalt aus.

Doch er ist es nicht.

Wäre da nicht diese Käseglocke, würde sich auch tatsächlich die Luft abkühlen und ich könnte mich auf die Veranda setzen.

Im Sommer gibt es die „Nachluft“ nicht.

Die Nachluft ist dunkel, mit blauer Tinte gefärbt.

Die Nachluft riecht nach staubigen Aquarellfarben und nassem Sand.

Die Nachluft fühlt sich auf der Haut an wie Niveacreme aus dem Kühlschrank.

Aber im Sommer gibt es die „Nachluft“ nicht.

Es gibt nur die Nacht und die Luft.

Also bleibe ich drin, ziehe nur die Rollläden hoch und beobachte die Fluchtautos durch die schmutzige Fensterscheibe.

Wäre mein lieber Gott eine Lusche, würde er abends vielleicht kurz die Käseglocke lupfen, damit ich meinen Kopf aus dem geöffneten Küchenfenster strecken und den Fahrtwind spüren könnte.

Genau wie die Flüchtenden.

In den Nachrichten haben sie die Käseglocke als „Hitzeinsel“ bezeichnet.

Würde ich mich wirklich auf einer Insel befinden, würde ich schwimmen gehen.

Heute Abend ist Margot schon um 17 Uhr in ihr Zimmer gewankt.

Ihre Flipflops hat sie unter dem Küchentisch vergessen.

Schnell streife ich meine Socken ab und klemme mir die Stege ihrer Flipflops zwischen die Zehen.

Dann mache ich mich daran, die letzten Teller abzuspülen.

Seit neuestem trage ich im Haus stets meine Strümpfe, egal wie sehr sie sich auch über den Tag verflüssigen.

Olivia hat mir die Nägel lackiert.

Sogar den ganz Kleinen.

Rot.

Florentiner Rot.

Genau wie die Häuserdächer des Vororts, in dem Olivia wohnt.

Jede Farbe hat eine Bedeutung, einen Charakter.

Margot nennt Rot manchmal auch die Farbe der Huren.

Ich schimpfe sie dann immer.

Versuche ihr zu erklären, dass man das Wort heutzutage nicht mehr benutzen darf.

„Was soll ich dann sagen?! Metze, Dirne?”

„Prostituierte.”

„Gut. Du siehst aus wie eine Prostituierte.”

Und dann hat sie mir mit angefeuchteten Daumen über die Lippen gewischt, bis sich die Farbe auf mein Kinn und meinen Wangen ausgebreitet hat.

Jetzt fühlt es sich gut an, die frische Luft, ohne Baumwollbarriere an meiner Haut zu spüren.

Und die Nägel sehen schön aus in den senfgelben Schlappen.

Ich wackele ein bisschen mit meinen Zehen und dann ziehe ich Margots Flipflops doch lieber wieder aus.

Nicht, dass ich sie vergesse und Margot morgen früh ihren Kaffee barfuß kochen muss.

Die Küchenuhr tickt und ich überlege kurz, ob ich das Radio anschalten soll.

Ganz leise, so dass die Wände den Schall gar nicht mitkriegen und weiter in Margots Schlafzimmer leiten können.

Der Radiosprecher hat eine warme, raue Stimme.

Es ist nicht die gleiche Wärme, die der liebe Gott im Sommer über die Stadt stülpt.

Es ist die Wärme von aufgeheizten Ziegelsteinen.

Den Steinen eines Kamins, in dem ein Feuer das Teewasser erhitzt.

Genau, das ist nicht die Käseglocken-Hitze, die gerade um mich herum flirrend aus dem Boden steigt.

Mit dem Asphalt heizen sich auch die Gemüter auf.

Das Blut beginnt zu sieden und der Dampf sammelt sich in den Köpfen.

Dann hängen da Gewitterwolken unter der Schädeldecke und das Blickfeld verschwimmt.

Die Stirn beginnt zu glühen und die Haut um die Lippen wird brüchig.

An solchen Sommerabenden verliere ich mich oft in Fieberträumen.

„Wir erleben dieses Jahr wieder einen rekordverdächtigen Sommer. Mit Höchsttemperaturen von 43 Grad Celsius. Experten warnen vor den Folgen der diesjährigen Hitzewelle und raten den Menschen, sich an die geltenden Hitzeempfehlungen zu halten.“

Das ist die Wärme eines roten Kamins, in dem ein rotes Feuer zuckt.

„Trinken Sie genug Wasser, verlassen Sie Ihre Häuser erst nach siebzehn Uhr und bleiben Sie stets im Schatten. Bei Anzeichen eines Hitzeschocks suchen sie sofort das nächstgelegene Krankenhaus auf. Weitere Tipps finden sie auf unserer Website...“

Sandpapier und ein klickerndes Feuerzeug.

Ich schließe die Augen.

Nur ganz kurz, bis ich sie wieder öffnen möchte.

In der verkratzten Oberfläche der nächsten Pfanne, die ich in das inzwischen lauwarme Seifenwasser tunke, spiegelt sich die Straßenlaterne.

Ihr Licht trifft auf meine geschlossenen Lieder und färbt die dünnen Aderverästelungen in meinen Liedern rot.

„...Ich bin Ian Haas, das ist „Yesterday“ von den Beatles, und ich wünsche Ihnen, trotz der Hitze, noch einen angenehmen Abend...“

Ian Haas.

Er muss pechschwarzes Haar haben.

Ganz verbrannt von der Hitze, die diese Stimme in sich trägt.

Bevor die Musik den Klang seiner Stimme aus meinem Gedächtnis wischen kann, schalte ich das Radio doch besser aus.

Nicht, dass Margot aufwacht...

Ian Haas.

Er muss Augen haben, in denen die Seele so nahe hinter der Pupille sitzt, dass ein Stück von ihr bei jeder Träne mitgespült wird.

Sowas passiert, wenn die Seele nicht genug Platz im Brustkorb findet und dicht gegen die Fensterscheiben gepresst wird.

Ob er schon oft weinen musste?

Ob seine Stimme sich ein bisschen verändert, wenn er flüstert?

Ob sie ein bisschen tiefer wird?

Wäre er jetzt hier mit mir in der Küche, würden wir uns nur gedämpft unterhalten.

Würden die Köpfe dicht zusammenstecken, um nicht gehört zu werden.

Wir würden ganz gedrängt vor dem Waschbecken stehen und unser Atem würde die kleinen Schweißperlen auf der Stirn erkalten lassen.

Was würde er mir sagen?

Würde er wissen, dass das Florentiner Rot ist?

Würde er mich mit in seinen Fluchtwagen nehmen und mit mir das Glas der Käseglocke durchbrechen?

Was würde Margot dazu sagen?

Der Abwasch ist fertig und ich ziehe den Stöpsel.

Dann spüle ich die in der Schüssel kleben gebliebene Kruste mit Kaltwasser weg und halte meinen Kopf kurz unter den Wasserhahn.

Mit den Resten verschwinden auch der Fluchtwagen und Ian Haas.

Die lackierten Fußnägel bleiben.

Rot ist die Farbe der Huren.

Die heiße Luft in meinem Kopf verwandelt sich in glühenden Niederschlag.

Die dicken Tropfen sammeln sich in meiner Lunge und der rechten Herzkammer.

Margot würde mich doch gehen lassen?

Würde ein Fluchtwagen unsere Veranda mit den Spinnennetzen und der dunkelgrünen Haustüre entdecken.

Würde ein Flüchtender für mich anhalten.

Margot würde mich gehen lassen.

Eltern lassen ihre Kinder gehen.

Margots Eltern waren sich nicht besonders ähnlich gewesen.

Sie hat den Ozean gehasst.

Hat ihn auf Teufel komm raus gemieden.

Die Zehen lediglich in die auslaufenden Wellen getunkt, aus Angst, unter der nächsten begraben zu werden.

Er hat sich in die Fluten gestürzt.

Ist dabei ertrunken.

Sie hat weitergelebt, mit der Gewissheit die Klügere gewesen zu sein.

Aber es hat ihr nichts gebracht.

Als der LKW sie ein paar Monate später gegen die Leitplanke einer Schnellstraße drängte, hat er alle ihre Knochen einzeln gebrochen.

Bis auf die ihres rechten Zeigefingers.

Margot beteuert immer, dass der liebe Gott ihrer Mutter diese drei Knochen gelassen hat, damit sie auch im Himmel die Leute weiter tadeln kann.

Den Rest hat er ihr genommen.

Margot meint, dass das so ist, bei ihrem lieben Gott.

Auge um Auge.

Zahn um Zahn.

Wenn sie so etwas sagt, bin ich froh, dass mein lieber Gott eine Lusche ist.

Margot scheint das nicht zu stören.

Auch wenn ihr die Erinnerungen an den Anruf doch immer durch den Körper jagen und ihre Gliedmaßen flimmern lassen.

Dann zupft sie an der losen Haut unter ihrem Kinn: „Wenn ich vom LKW erfasst werde, wird sich ihr Finger als Begrüßung in meinen Hüftspeck bohren, darüber bin ich mir sicher. ,Bist fett geworden, Margs‘.“

Wenn ich vom LKW erfasst werde, wird Margot mich zur Begrüßung in den Arm nehmen.

Weil sie mich liebt.

Diesen Schwur musste sie leisten.

Mit einer Hand auf der Brust und der anderen Hand gut sichtbar auf der Tischfläche vor mir.

Ihr lieber Gott sieht es eigentlich gar nicht gerne, wenn Margot schwört.

Aber ich habe ihr versichert, dass meiner sich notfalls ihrer annehmen wird.

Margot hat ein bisschen gelacht und dann ein bisschen gebetet.

Und dann hat sie sich schlafen gelegt.

Margot liebt mich.

Margot würde mich gehen lassen.

Ob die Beatles fertig mit ihrem Lied sind?

Bestimmt.

Ob Ian Haas schon Feierabend hat?

Sicherlich.

Ob er dann bald vor unserer dunkelgrünen Türe stehen wird?

Vielleicht.

Würde Margot es verstehen?

Würde Margot anerkennen, dass es hier zu heiß wird?

Die Fliesen sind kalt.

Zumindest kälter als mein dampfender Körper.

Also lege ich mich flach auf den Küchenboden.

Auf die hellgelben Kacheln und auf die kleinen Abgründe, die sofort an meiner Haut saugen.

Wenn ich den Kopf ein bisschen anwinkle, kann ich aus dem Fenster schauen.

Ganz dunkel wird es nie.

Die Stadt hält die Dunkelheit auf Sicherheitsabstand.

Die Hitze treibt den Mond höher ins Weltall und so muss ich mit der Straßenlaterne vor dem Küchenfenster vorliebnehmen.

In der Not werd ich zur Fliege.

Die Laterne ist mein Mond.

Ich falle auf ihre falschen Versprechen herein und starre in ihr Licht, bis ich erblinde.

Doch was kann der Mond mir schon bieten?

Nicht mehr als seine Fälschung.

Ich würde ihn eh nie erreichen.

Hat nicht Mahmoud Darwish vermutet, dass die Schönheit des Monds letztendlich nur in seiner Ferne liegt.

So weit weg.

Welches Ende ist erstrebenswerter?

Das Ende am falschen Ziel.

Oder das Ende auf dem richtigen Weg.

Wo will ich sterben?

Auf einem anderen Küchenboden und meinem leeren Körper beleuchtet von dem fahlen Licht der geöffneten Kühlzentraltüre.

Unter der Käseglocke, mit seifenwassernassen Händen und den gleichen, ausgetretenen Flipflops an den erkalteten Füßen.

Oder irgendwo auf einem Grünstreifen am Straßenrand, mit an der Stirn klebenden Ponyfransen und einem Schild in der erschlafften Hand: „Fluchtfahrer gesucht.“

Ich raffe mich vom Boden auf und betrachte die Blutergüsse, welche die kleinen Abgründe auf meiner Haut hinterlassen haben.

Dann schalte ich das Radio an.

„Ian Haas?“, flüstere ich.

„Was gibt's?“, seine Stimme klingt gedämpft und ein bisschen tiefer.

Auch wenn er in meinem Radio gefangen ist, weiß er, dass wir leise sein müssen.

„Wenn du eine Fliege wärst, würdest du dich mit der Straßenlaterne zufriedengeben oder versuchen, den Mond zu erreichen?“

Ian Haas wird mich verstehen.

„Wie soll ich wissen, wie ich als Fliege handeln würde? Ich bin nur ein Radiomoderator.“

„Aber ich bin eine Fliege.“

Ian überlegt eine Weile.

Für quälende Sekunden höre ich nur das Rauschen seiner Atemzüge, mit denen er vermutlich sein Kaminfeuer ein bisschen höher lodern lässt.

„Okay. Lass es mich versuchen.“

Wenn ich ihn nur sehen könnte.

Einen besseren Blick auf seine Seele werfen könnte...

„Wenn ich eine Fliege wäre...“, fährt Ian Haas fort, „...würde ich mich für den Mond entscheiden. In dem Stockwerk, in dem ich wohne, bin ich den Sternen näher als den Lichtern des Nachtverkehrs.“

„In welchem Stockwerk wohnst du denn?“

„Stockwerk 1387.“, flüstert Ian Haas.

So weit oben müssen die Nacht und die Luft nicht länger getrennte Begriffe bleiben.

So weit oben hat die Stadt keine Kontrolle mehr über die Dunkelheit.

Es müssen nur noch ein paar Schritte bis zum Mond sein.

„Sag, Ian Haas“, traue ich mich fortzufahren, „Kannst du etwa den Deckel der Käseglocke sehen?“

„Ich sehe, wie die Wolken auf das Glas weinen und kein Tropfen in die Glocke dringt.“, Ian Haas seufzt schwer.

So, als scheint es eine Last zu sein, so hoch über der Stadt zu leben.

Doch wenn er so nah an der Käseglocke wohnt, müsste er doch nur das Fenster öffnen, um mit dem lieben Gott zu sprechen.

Er müsste sich nicht mit dem abendlichen Gebet begnügen, wie wir hier unten.

Er könnte schreien, so laut, dass es dem lieben Gott in den Ohren klingelt.

Und dann würde der liebe Gott vielleicht die Käseglocke lupfen.

Wenn einer das schaffen kann, dann doch Ian Haas.

„Sag, Ian Haas“, frage ich weiter, „Fühlt es sich für dich auch manchmal nach nicht genug an?“

„Es sind die Gedanken, die zählen, weißt du? Es braucht nicht mehr als deine Bilder und dann ist es genug.“

„Wie kann das wahr sein?“

„Jede Geschichte ist es wert, um sie im Radio zu erzählen. Jede Geschichte verdient es, dass man nach ihr einen Song von den Beatles spielt.“

„Kannst du morgen von Margot berichten?“, bitte ich Ian Haas.

„Was soll ich denn meinen Zuhörern erzählen?“

Das ist eine gute Frage.

Welche Teile von Margot sind die Wichtigsten?

Oder die Schönsten?

Oder vielleicht ist es auch egal.

„Margot ist nie zufrieden. Sie liest abends immer, was der Teufel twittert, und dann muss sie sich schlafen legen.

Sie hat ihre Mutter gehasst, aber ihr lieber Gott hat sich darum gekümmert.

Ihr lieber Gott und mein lieber Gott sind nicht der gleiche.

Meiner ist eine Lusche.

Ihrer ist sehr hart zu Margot.

An ihrem Geburtstag schenke ich ihr neue Pantoffeln für den Winter.

Die Flipflops für den Sommer hat sie seit 30 Jahren.

Wenn sie mein Geschenk auspackt, muss ich jedes Jahr ein bisschen weinen.

Wenn Menschen Geschenke auspacken, wird für einen kurzen Moment die Zeit zurück gedreht und vor dir sitzt ein Kind.

An ihren Geburtstagen trägt Margot diese tropfenförmigen Ohrringe, von denen ihre Ohrlöcher ganz grün gefärbt sind. Wenn das Licht richtig fällt, spiegelt sich das Rot ihrer Geburtstagsbluse in dem Schmuck und lässt das Kupfer wie Rubine schillern.

Dann sieht Margot immer ganz teuer aus. In ihrer roten Geburtstagsbluse und den Rubinen über ihren Schultern.

Diese Bluse hat sie immer nur an Geburtstagen an. Auch an meinem.

Margot ist auch nicht mit mir zufrieden. Rot ist für sie die Farbe der Huren.

Aber sie liebt mich. Wenn ich vom LKW erfasst werde, wird sie mich zum Gruß umarmen.

Ich fühle ich mich wie eine Verräterin.

Margot hat die Rollläden stets unten.

Jetzt, wo die Sommer heißer und heißer werden.

Ich öffne sie abends, nachdem sie eingeschlafen ist.

Sie sieht die Straßenlaterne und den Mond nicht mehr.“

„Licht ist Licht.“, murmelt Ian Haas bedauernd.

So, als leidet er nur für mich.

Nicht mit mir.

Das wird sich auch nicht ändern.

„Sag, Ian Haas“, trau ich mich, meine Frage zu stellen, „kannst du in dein Fluchtauto steigen?

Kannst du mich holen kommen?“

Stille.

Ein paar tiefe Atemzüge für das Kaminfeuer.

„Margot würde es verstehen.“, füge ich flehend hinzu.

„Halte durch“, antwortet Ian Haas, „Ich bin Ian Haas, das ist „Eleanor Rigby“ von den Beatles, und ich wünsche dir, trotz der Käseglocke, noch eine angenehme Nacht.“

Dann ist seine Stimme plötzlich verschwunden und die Beatles beginnen, zu singen.

Ich muss durchhalten.

Also lege ich mich zurück auf den Küchenboden zu den hellgelben Inseln und den kleinen Abgründen, winkle meinen Kopf leicht an und bewundere die Straßenlaterne vor meinem Küchenfenster.

Licht ist Licht.

Mit dem Asphalt heizen sich auch die Gemüter auf.

Das Blut beginnt zu sieden und der Dampf sammelt sich in den Köpfen.

Dann hängen da Gewitterwolken unter der Schädeldecke und das Blickfeld verschwimmt.

Die Stirn beginnt zu glühen und die Haut um die Lippen wird brüchig.

In solchen Sommernächten verliere ich mich oft in Fieberträumen.

Wenn mein lieber Gott eine Lusche ist, wird er mich liegen lassen.

Ian Haas wird mich holen kommen.

Ich muss nur durchhalten

34. Landeswettbewerb
Deutsche Sprache und Literatur Baden-Württemberg 2024

Thema 7: Abschied von der Insel

An die Beteiligung

von

Luisa Maxine Klahr



Johann-Sebastian-Bach-Gymnasium, Mannheim Neckarau

An die Beteiligung

Wenn er Angst hat, stellt er sich Menschen als Sticker vor. Dabei ist aber nicht nur die Ideologie des jeweiligen Aufklebers, sondern auch der Hintergrund, auf dem er klebt, von äußerster Wichtigkeit. Marcia ist pinkschwarzes Schmirgelpapier auf Linoleumboden mit dem Sticker-Komplex Öko/Anarchie/LGBTQ+. Sie ist noch eine Ausnahme, denn normalerweise versieht er Leute nur mit einem Sticker. Mehrere gibt es nur, wenn sie attraktiv oder irgendwie cool sind. Er selbst hat auch mehrere Sticker, aber das eher aus anderen Gründen. Diese Methode kommt daher, dass er immer die Schüler seiner Stufe beobachtet, die ihre iPads mit Stickern bekleben. Insgesamt üben politische Kundgaben eine große Faszination auf ihn aus. Auf Marcia offensichtlich auch, sonst hätte ihr seine Konkretisierung ihres Wesens (BeefEqualsGrief/Anarchie-Button/QUEERAF) nicht so gut gefallen. Er muss die Sticker, die andere an ihn herantragen könnten, jedoch gezielter wählen, gerade, da er selbst als intersektionaler Overkill durch die Welt geht. Er ist LGBTQ+, neurodivergent, vegan, tendenziell arm und hat die Aura einer Jacke, die schon mit Patches, Buttons und Rissen vorgefertigt wird, um besonders authentisch, punk oder politisch zu wirken. Aber so arm ist er auch wieder nicht und insgesamt geht es ihm passabel. Er hat eine Freundin und genug Geld, um sich ein Notebook zu kaufen. Es ist ganz weiß. Er klappt es zu und sagt ihm, *boo, look at you, stickerless baby. We've done well this week.*

Er kann viel über sich sagen, aber das Wichtigste ist, dass er Wahrheit priorisiert, unabhängig von den Konsequenzen für ihn selbst. Die Wahrheit, das Fundament intellektuellen Diskurses, ist heute unter Beschuss von allen Seiten. Er weiß das und er weiß auch, dass sein Leid nie so schlimm sein kann, wenn er es einem hehren Ziel unterordnet. Selbst seine intellektuelle Sicherheit ist er bereit zu opfern, obwohl ihm das den Spaß an einigen Debatten kosten könnte.

Sein Tablet ist anders, da er es früher gekauft hat. Da war er noch nicht so seriös und fand das Wissen um die eigene Bedingtheit amüsant. Es war eine Quelle für gute Debatten und er musste Marcia nur ein YouTube-Video über Moral schicken, um ihr Weltbild vollständig zu vernichten. Damals hat er viele Sticker auf seine Geräte geklebt, da er Spaß daran hatte, sie so geschickt auszusuchen, dass sein Umfeld denken würde, er sei ein Social Justice Warrior, nur um sich beim zweiten Hinblick scharf getäuscht zu sehen. Auf einem Sticker stand

„bourgeoisie“, auf einem anderen war ein Rollstuhlfahrer abgebildet. So könnte man die entsprechenden Schlüsse ziehen, doch nein, der Erste war ein Sticker, auf dem „the worms work for the bourgeoisie“ stand, der Zweite steht für „Les Assassins des Fauteuils Rollents“ aus dem Roman „Infinite Jest“. Da sitzt er dann und kann sich denken, *hah, got you*, du glaubst, ich bin ein antikapitalistischer, antiableistischer, anti- [...] Menschenfreund, nur weil ich in *eine* Box passe?

Es gibt Boxen. Dieser Satz ist leider wahr.

Er schreibt einen Post fertig, muss gleich gehen, und geht die Diskussion durch, die er mit seiner Mutter hatte. Er hätte es ihr klarmachen sollen, besonders, da sie selbst differenzfeministisch orientiert war und sicherlich nicht an woke Geschlechtertheorien glaubte. „Du siehst doch aus wie ein Junge“, hatte sie ihm gesagt, obwohl er ihr bereits mehrmals aufgeschrieben hatte, wie sie sich zu verhalten hatte. Ihn an seinen Stolz erinnern und nicht implizieren, er könne der Wahrheit nicht ins Auge sehen. Immerhin war die Wahrheit alles, was ihm blieb.

Schreiben ist ein Verfahren, um die Dysphorie zu lindern. Mein Körper soll in Stücken in PDF-Dokumente kommen, da ich ihn dann einsammeln kann, ohne ihn wissen zu müssen. Das Problem ist nur, dass Schreiben selten geht. Aber manchmal schaffe ich es; manchmal habe ich Hände, und in manchen der Fälle, in denen ich Hände habe, kann ich schreiben.

Reply to u/existentialqueer: “I do apologize for the right-wing phrase, but facts don't care about your feelings. That's why I don't like connotations. For me, this whole thing with gender is a confusion of the masculine with the male, the connotation with the actual term. Gender should not be celebrated but eliminated if we really want to end sex-based discrimination. You can't just change the definition of man as it suits you without rendering transgender identities absurd. There is nothing beyond anatomy (aside from feelings, ofc). That's why pronouns cannot be enforced. I would never impose my name on someone for that reason. I understand why you do it, but I couldn't live with myself that way. And btw, this anti-scientific attitude of yours kind of proves my point.”

Beim Schreiben gibt es aber auch ein Problem. Mein Körper funktioniert wie eine Karteikarte oder Vortragsnotiz, wie der Spickzettel, den man beim Aufschreiben noch besser kennt als vorher, sodass man ihn gar nicht erst in seinen Schuh zu stecken braucht.

Ein Körper ist da und er drückt in meinem Schuh. Er liegt unangenehm gefaltet unter mir, dabei kann ich ihn ja schon. Ich kann seine Bewegungen, seine Lesarten. Ich muss meinen Körper nicht abspicken.

Er sagt mir nicht zu, doch ich sage ihn auf.

Reply to u/duckboy: "Yesssss omg I feel you. I feel like shit and don't believe in anything anymore. The only sentence I know for a fact to be true is that I am afraid. Sometimes I'm happy, but then I think of bad Insta comments or something someone said to me or about the fact that my girlfriend keeps calling herself a lesbian even tho she's with me. Sometimes I'm happy and then my body falls across my face again and I wish I were dead".

Reply to u/duckboy: "I'm still planning on reading Butler but they're so difficult to understand and I have so much going on with school and stuff that I don't rlly have the time..."

Out ist er nicht. Aber er hatte bereits ein paar charmante Versuche unternommen, es offensichtlich zu machen – so hatte er in der Schülerzeitung die Option „mein Jahr als Songtitel“ mit „This Is Home“ ausgefüllt, denn er ist trans, aber nicht so trans – er ist „I'll hide my chest and figure out a way to get us out of here“, aber nicht *in your face* militant oder woke oder so, und wenn seine Freunde, die es besser wissen könnten, ihn als Aktivistin bezeichnen, dann nutzt er die Situation, um seinen Stoizismus zu erproben. Er trägt einen Binder oder benutzt Tape, nie trägt er einen Packer, denn man muss sich ja nicht lächerlich machen. Marcia ist die Einzige, die das alles bemerkt, und immer darauf bedacht, ihm zu sagen, wie valide und maskulin er doch sei. Marcia macht sich Sorgen um ihn, sagt, er sähe immer so fertig aus. Er nimmt an, dass es stimmt, er ist strähniger als früher, seine Gedanken hängen in sein Gesicht, obwohl seine Haare viel zu kurz sind, um lockig oder düster zu sein. Er sieht aus wie ein braver Tomboy, zu forciert butch, um als irgendwas durchzugehen. Definitiv nicht als heterosexueller Junge. Sie wird das nie verstehen. Selbst queer (lesbisch), ist sie der Meinung, dass Transsein mit bunten Flaggen und Pride Partys zu tun hat und es egal ist, als was sich eine Person identifiziert; der/die/es/dey ist selbstverständlich valide, braucht seinen eigenen *Safespace* und ist sogar außergewöhnlicher als seine normalen cis-Klassenkameraden. Seine Beschreibung ihres Seins fand sie sympathisch, bevor sie wusste, dass seine Körperwahrnehmung ungefähr genauso abließ und er ihr irgendwann eine in Paragraphen untergliederte WhatsApp-Nachricht schreiben würde, weshalb sie nicht zusammen sein

konnten. Sie ließ nicht locker und irgendwann küsste er sie dann, irgendwas musste er ja machen. Eigentlich war es eine gute Entscheidung, da alle an seiner Schule jetzt denken, er sei ein Player. Aber halt lesbisch. Wie Marcia, die es mit ihren Buttons, ihren „Girl In Red“-Playlists und ihren Fanfictions immer überall kundtun musste. Und mit ihrem Männerhass. Es machte ihn aggressiv, da es so typisch war, dass Lesben Männer hassten, und man doch nicht jedes Klischee bedienen musste, und es machte ihn noch aggressiver, dass sie sich bei ihm sicher fühlte, während sie von anderen Männern Gewalt erwartete oder sie als Bedrohung wahrnahm. Er war in ihrem Queerfeminismus inkludiert und moralisch viel besser, als jeder cis-Mann es sein könnte. Manchmal nahm er sie grob am Arm nur deshalb. Er fühlte sich viel mehr wie ihre Version eines cis-Manns als wie ein Transmann. Nichts gab ihm mehr Gender Euphoria als das Objektivieren von Frauen. Diese selbstverständliche, stümperhafte Sexualität von Jungen, die Mädchen offensiv und eingeschüchtert betrachten, die seiner und Marcias Beziehung, in der sie sich verstanden und gleich und sicher fühlten, so diametral entgegensteht. Frauen waren für ihn nur Einzelteile, die für ein Ganzes standen, bestimmte Einzelteile, die sich auf seinen Körper legen, auf sein Begehr, die an seinem eigenen Körper sind und entfernt werden müssten. Manchmal ist sein eigenes Frausein gerade zu penetrant. Er zieht sein Hemd zurecht, sodass es flach ist. Während er sich durch sein Frauenbild männlich fühlt, hat er auch die Befürchtung, dass er eigentlich gar nicht trans ist, sondern voll von nicht verarbeitetem Sexismus und das der Grund ist für seine Transidentität. Das ist zumindest der Punkt seiner Mutter. Und er hatte tatsächlich eine Tumblr-Phase, eine Yaoi-Obsession, litt an Depressionen und anderweitigen Problemen. Seine Mutter nannte es Lebensdysphorie, ein gender-critical YouTuber, den er gefunden hatte, sprach von einer häufigen Vermischung von Geschlechtsidentität und Stil. Er wäre eigentlich nicht transgender, sondern nur transstil, laut YouTuber, laut Peterson, laut r/detrans. Sozusagen unternähme sie nur den Versuch, den Zugriff auf eine körpertranszendent Persönlichkeit zu erwerben, der ihr aufgrund von Geschlechterklischees vorenthalten blieb. Das nicht über sich, aber über andere zu sagen, über Transtender und Enbies und wen auch immer, gab ihm auch Gender Euphoria. Er fühlte sich mehr cis, wenn er transphobe Dinge dachte. Außerdem war es ein ironischer und geschickter Weg, um sein Transsein in reaktionäreren Kreisen anzubringen („Hey, ich bin wahrscheinlich transphober als ihr, dabei bin ich selbst trans“), an Verständnis zu appellieren und zu zeigen, wie dezidiert unwoke auch ein Transmann sein konnte. Gleichzeitig wäre er wahrscheinlich glücklicher, wenn er Marcias bunte Flaggen hochhalten würde, sie auf einer Pride Parade

küssen und einfach Die Linke wählen würde. Aber er versucht ja alles, um mehr Klarheit zu erlangen; sonst würde er sich nicht auf den Weg zum Treffen machen.

Kurz bevor er da ist fragt ihn Marcia per Nachricht, ob er morgen zur Demo kommen will. Der Plan stand schon lange, da er endlich mal auf eine gehen wollte, um nachzuempfinden, wie es sich anfühlt, ein Fanatiker zu sein, nicht um die eigene Bedingtheit zu wissen, nicht sich nur dann die Erlaubnis zu geben, für LGBTQ+ Rechte zu demonstrieren, wenn er mindestens ein Buch von Butler gelesen hat und seine Kritik am biologischen Geschlecht besser artikulieren kann. Wie es ist, nicht die kunstvoll gewählten Sticker-Haufen sein zu müssen, sondern einfache, stupide, ideologisierte. Er wollte ein einziges Mal ein „Beyond The Binary“-Sticker Der Linken sein, ein „Clothes Don't Have A Gender“, ein „*INNEN“. Einfach das ganze große Plakat auf eine nicht-inklusive Jobanzeige kleben, gegen Transphobie werfen, mit geladener Stimme, gebleckten Gedanken.

Er geht ins Haus. Um die Sache mit Trans herauszufinden. Ob er es sich nur einbildet. Ob sie Validität hat. Ob er auch anders leben kann. Es gibt zwar Ecken seines Körpers, in denen seine Wahrnehmung nicht so gerne leben will, aber reicht das aus? Er sucht seine Geburt. Irgendwo muss sie sein, aber sie wird von allen Seiten attackiert. Er weiß nicht mal, ob sie immer noch männlich ist oder nicht. Sie ist voller neuer Gelenke und wartet.

Die Gespräche sind normal. Er fertigt Pronomenbuttons an. Die meisten Anwesenden sind nicht-binär oder genderfluid, viele haben gefärbte Haare und Piercings. Es gibt wenige Transmänner und Transfrauen, noch weniger, die eine Transition hinter sich haben. Die Leute sind nett zu ihm. Er fühlt sich unwohl. Er fühlt sich queer, aber gedeckt und gedämpft, abwartend, wie kalte Uniformen oder knochige Hände. Der Rest ist auch queer, aber anders. Er ist das alte Klassenfoto eines psychisch Kranken, sie sind Tumblr-Bios von Kunststudenten. Ein Mädchen beobachtet ihn auf eine Weise, die der Art ähnelt, wie er im Unterricht Gender Trouble öffnet, daran riecht und sich vorstellt, was er sein könnte, wenn er mehr Zeit hätte, weniger *nervous breakdowns* und weniger Rippenschmerzen. Er nimmt an, dass sich das Mädchen ähnlich sehsüchtig vorstellt, wer er ist, welches Gesprächspotenzial er hat, wie sie sich anfreunden könnten, wenn sie sozial kompetenter wäre und sich trauen würde, auf ihn zuzugehen. Sie macht einen nervösen, zweifelnden Eindruck, sieht genauso deplatziert aus wie er. Er spürt eine Woge von Sympathie, da sie auch einen Transbutton hat, keinen Enby-Button. Sie lächelt ihm zu. Sie ist trans, aber elegant trans, zurückgenommen trans. Sein eigener Körper

fühlt sich besser an, wenn er sie sieht. Manchmal spürt er Subkörper irgendwo durch seinen eigenen ziehen, manchmal liegen sie in seinen Augenhöhlen, aber eigentlich nirgendwo anders, und Angst ist auch da. Manchmal sind sie weg, bevor er sie anlangen kann. Er fühlt sich trotzdem ganz gut, gerade, wenn er sie so sieht, als wäre er wirklich ein Junge. Er atmet und spürt, wie seine Gelenke und seine Gesten den Platz tauschen. Langsam rastet er in ihnen ein. Er zieht die Schultern nach vorne, damit sein Oberkörper flacher aussieht, stellt sich maskuliner hin, versucht, sein ganzes Bewusstsein in diese Bewegung zu stopfen. Er sagt den anderen, die am Button-Stand stehen, seinen Namen, tut so, als sei er verpflichtend, nennt seine Pronomen, groß und deutlich mit Edding an sein Shirt geheftet. Er formuliert seine Augen aufmerksam, bevor er die nächste Person anschaut. Er hat einen Stil und seine Identität fängt ihn auf wie ein Wattekissen.

„Nein, sorry, ich sag‘ ja nur, dass Transsein halt ein Zustand ist, den man niemand anderem wünschen würde.“ Die Leute haben ihn mitgenommen zu einer Gruppe, das hübsche Mädchen ist auch dabei. Sie sagt wenig und er weiß nicht, was sie von seiner Meinung hält. Er versucht, zu deeskalieren, schiebt sein Gesicht in Richtung verlegenes Lachen. Sie ist zwar sehr attraktiv, aber er ist nicht da, um Freunde zu machen, sondern sich weiterzubilden, zu der Frage zu kommen, die er braucht.

„An dem Punkt war ich am Anfang meiner Transition auch mal. Aber mittlerweile bin ich mir nicht so sicher.“ „Jake“, eine nicht-binäre Person, die anscheinend so eine Art Führungspersönlichkeit in der Gruppe ist, grinst ihn an. „Ich finde es immer so cool, mit Typen wie dir zu reden, die noch ganz am Anfang von allem sind. Erinnert mich so ein bisschen an mich vor ein paar Jahren, als ich noch ein kleiner Baby Trans war.“ Das Mädchen – Lara – ist still und er fragt sich, was es dazu zu sagen hätte. Lara hat Glück, mit ihren femininen Kurven und ihrer sanften Stimme geht sie perfekt durch.

„Jake“ ist ihm unsympathisch, mit seinen/ihren grün gefärbten Haaren, seiner/ihrer stockenden, harten Art zu sprechen. Er setzt nochmal an.

„Wieso würdest du freiwillig trans sein wollen? Das ist doch nicht wie bei Homosexuellen, die nur deshalb einen Leidensdruck haben, weil sie diskriminiert werden. Du bist doch – nicht-binär – da es gewisse Elemente deiner Anatomie gibt, die du ablehnst.“ „Jakes“ Brüste zeichnen sich stark unter seinem/ihrem Hemd ab. Er/sie trägt nicht mal einen Binder. „Das ist ja der Punkt von Geschlechtsdysphorie. Ich fühle mich scheiße als Frau, also will ich ein Mann

sein.“ Er dreht sich zu Lara. Sie sieht viel zu intelligent aus, um dem, was hier gesagt wird, einfach zuzustimmen.

„Jake“ gibt ihm ein Kuchenstück, als wolle er/sie die Pause kunstvoll verlängern, und legt dann die Hände in den Schoß. Er fragt sich, ob er/sie bemerkt, dass dadurch seine/ihre Brüste noch mehr akzentuiert werden. Er selbst lässt immer genügend Platz zwischen Schenkeln und Händen, lässt meistens nur seine Ellenbogen auf ihnen ruhen, damit sein Oberkörper gebogen ist. Dann sieht man weniger, dass er nicht flach ist.

„Aber die Geschlechtsidentität eines Menschen ist doch so viel mehr als einfach nur Leid. Und ich finde, dass es Vorteile hat, seinen eigenen Körper außerhalb der heterosexuellen Matrix zu erfahren.“ „Jakes“ rundliches Gesicht macht ihn zornig. Er gibt sich Mühe, seinen Blick nicht auf seine/ihre Brüste fallen zu lassen. Er rückt sein T-Shirt nach vorne. Sein Oberkörper ist zu warm. Er schluckt seinen Kuchen. Dinge gehen schief.

„Matrix der...? Ist das nicht die heteronormativste Aussage, die es gibt? Sich einen Körper vorzustellen und zu sagen, oh ja, Frausein ist eigentlich nur ein Gefühl? Mannsein nur ein Persönlichkeitszug? Dein Gender dein Charakter?“ Seine Transphobie schlägt Leuten ins Gesicht.

„Das sagt ja auch niemand. Aber Biologie ist nicht das Einzige, was dein Geschlecht bestimmt, wie du ja an dir feststellen kannst.“ „Jake“ spricht schmal und souverän und abgehackt und alle sind seiner/ihrer Meinung. Manche sind genervt von ihm, Lara setzt zum Sprechen an, dreht sich dann aber zu Anderen um, nuschelt irgendwas, das unterdrücktes Lachen und Blicke in seine Richtung hervorruft.

„Ich kann an mir gar nichts feststellen.“ Er versucht, die Spannung mit einer rundlichen Kopfbewegung und einem Schulterzucken zu lösen, aber es scheint nicht zu wirken. Er fährt fort, langsam selbst genervt. „Auch wenn Biologie ein soziales Konstrukt wäre, dann wäre es noch lange nicht arbiträr. Auch Nationalitäten sind soziale Konstrukte, und ich kann doch nicht einfach sagen, dass ich Italiener oder Kenianer oder so bin, wenn ich eigentlich Deutscher bin. Selbst, wenn ich weder noch wirklich *bin*.“

Lara runzelt die Stirn. „Das hat doch nichts damit zu tun.“ Sie dreht sich zu den anderen, entschuldigend. „Dey sollte sich das doch nicht anhören müssen.“ Dann zu ihm. „Könntest du bitte aufhören, oder einfach gehen?“

Er isst noch immer seinen Kuchen. Er kaut so laut, er kaut sogar sein eigenes Kauen. Alle reden durcheinander; er wäre gerne bei seinen Memes und seinen Shitposts. Wenn er Angst hat, stellt er sich Menschen als Sticker vor.

„Wenn du nicht bereit bist, solche Fragen zu akzeptieren, wie kannst du dann jemals erwarten, dass man dich akzeptiert?“ Mit den Stickern kann er ganz viele Finger auf ganz viele Menschen legen und ihnen zeigen, wie er sie auf Allgemeines reduzieren kann.

„Jake, du musst dir das nicht anhören, ja? Ich habe in meinem Leben genug transphobe Scheiße gehört, ohne dass jetzt jemand hierhin kommen muss und das auch noch bei unserem Transtreff macht.“

Politische Archetypen, das sind sie, das ist Marcia. Verachtenswert. Niemand hat mehr als einen Sticker verdient. „Wow, bist du empfindlich. Tschuldigung. Ich dachte, das ist ein Ort, um Leuten bei ihrer verinnerlichten Transphobie zu helfen.“

„Jake“ nickt, „ja, das ist es auch, es ist auch völlig okay, dass du –“, aber Lara unterbricht ihn. „Schau dir sie doch mal an, sie wollte uns nur beobachten, sie ist nicht hier, weil sie es ernst meint.“ Sie legt den Satz an seine Haut, fest. „Jake“ wirft ihr einen zornigen Blick zu, sagt ihr, sie sei nicht besser als er. Lara schnaubt verächtlich, „Jake“ dreht sich zurück zu ihm, sagt ihm, es sei vielleicht wirklich besser, wenn er jetzt ginge, zu einer anderen Gruppe oder so, es seien ja noch genügend Leute da, die ihn bestimmt gerne kennenlernen wollten.

„Nein. Wieso? Ja, klar. Kann ich machen.“ Er spannt seine Sätze an und lässt sie dann gleichgültig fallen wie seine Arme beim Schlendern. Er wirkt unkomplizierter, unbefangener, als er es wollte. „Ich gehe jetzt ganz, das klappt heute nicht mehr, glaube ich.“ Er geht in Richtung Ausgang und „Jake“ rennt ihm nach.

„Das ist doch lächerlich. Du hast nur eine Frage gestellt. Sie war zwar etwas unhöflich im Tonfall, ja, aber ich kann sehen, dass du wirklich mehr sehen willst. Bleib doch da. Lara hat viel Pech in ihrem Leben, sie ist manchmal so. Das hat nichts mit dir zu tun.“

Eigentlich braucht er einen Platz, wo seine Skepsis und sein Verlangen beide geachtet werden. Wo es ok, ist, trans zu sein, aber auch transphob. „Ja, vergiss es. Ich muss sowieso gehen.“

„Kann ich dir wenigstens einen Flyer mitgeben? Damit du weißt, wo wir uns noch so treffen.“

„Was? Nein. Danke. Aber – am Eingang waren da doch so Sticker, oder? Kann ich einen von denen kaufen?“

„Sehr gerne, die gibt's sogar kostenlos. Manche hab' ich selbst designt.“ Jake rennt zum Eingang, er läuft ihm/ihr hinterher. Er/sie holt einen großen Karton voller Sticker. Ein ganzes Fest. „Willst du nur die queeren, oder auch die Umweltsticker?“

„So viele wie möglich. Alle Themen. Nehme alle. Wenn ich darf.“

Er geht aus dem Gebäude. Jake hält ihm die Tür offen und verabschiedet ihn. Er muss seinen ganzen Willen aufbringen, um sich nicht umzudrehen, um sich selbst in den Fenstern zu sehen, wie er davongeht. Er schreibt Marcia, wo er war, was er gesucht hat, und sie antwortet ihm, *natürlich sind Transmänner Männer <3 jetzt schreib mir mal, wann du zu Hause bist, Demo morgen klappt wahrscheinlich nicht, oder?* Er fühlt sich richtig jungenhaft und richtig depressiv. Doch, ich komme.

Seinen Eltern sagt er nichts und er legt sich schnell schlafen. Er schreibt Marcia seine Probleme. *du drehst dich im Kreis!!! hör doch mal auf, dir Sorgen zu machen, wir hatten das doch alles schon mal*

Ich drehe mich nicht im Kreis

u sure about that?

Selbst wenn, mein Kreis ist immerhin größer als deiner. Gute Nacht.

Mit ihr würde das lange ja auch nicht mehr gut gehen.

Manchmal hat er auch ein Alter Ego, das mehr Agenda ist als *rational agent*, mehr Persona als Person. Es klebt sein Selbst mit einer Leidenschaft auf sein Notebook, die ihn wieder fasziniert, distanziert.

Er will im Recht sein. Seine Sticker liegen auf seinem Nachttisch. Er hat sie auf sein Handy gelegt, um zu probieren.

Mein Transsein schlägt Leuten ins Gesicht.

Gott, alles hat ein bisschen einen Platz für mich. Wie unangenehm. Ich denke und dann denke ich nicht.

Er wird sich von Marcia trennen. Sie wartet auf ihn in den Planken, mit einem Glitzerhemd in Regenbogenfarben, einer kurzen, schwarzen Latzhose und zwei Flaggen. *Trans pride* und *queer pride*. Sei doch spezifischer, will er schreien, sie schlagen, und er wünschte sich, sein Kiefer könnte sichtbarer angespannt werden, wäre härter. Er würde seinen Plan nicht durchführen können, wenn er sie vor sich hatte, die ihm seine Identität auf die Zunge legte. *Stop forcing me down my own throat, for fuck's sake*. Wenn er das wirklich machen wollte, dann würde er es auf seine eigene Art machen.

„Wie war's gestern so? Jetzt hattest du ja ein bisschen Abstand, alles zu verarbeiten.“ Sie lächelt ihm zu, aufmunternd.

„Sagte ich das nicht schon? Ich wurde rausgekickt, wegen meiner „Transphobie“.“

„Wie soll ich dich so je zu Pride Events mitnehmen, ohne die ganze Zeit auf dich aufpassen zu müssen? Du musst da echt noch an dir arbeiten.“

„Hah, ja, da hilft es besonders, eine lesbische Freundin zu haben.“

Sie sieht ihn entnervt an. „Nicht schon wieder, ich sagte dir doch, meine Sexualität ist kompliziert und hat nichts-“

Er sieht andere Transpersonen, die sich miteinander unterhalten und lachen, mit Buttons, auf denen Pronomen stehen, die er wahrscheinlich noch nicht mal gehört hat. Er wünscht ihnen alles nur erdenklich Gute.

„Marcia, ich glaube – ich muss mir das alles nochmal genauer überlegen, bevor wir hier weitermachen, okay?“ Er kanzelt sie gekonnt ab und geht an zwei Mädchen vorbei, die sich an den Händen halten. Marcia wäre da doch so viel glücklicher.

Ich demonstriere, weil ich gerne langsam in gleichen Zeitintervallen meine Schritte mit meinen Füßen nach vorne schiebe und weil eine Demo eigentlich nichts ist als eine große Installation, die man in Kunsthallen findet. Ich liebe Installationen, weil sie alle Sinne beanspruchen, die ich dann anziehen kann.

Die Sinne. Ich bin alleine, da Marcia wahrscheinlich längst allen gesagt hat, dass wir Streit haben, und demonstriere mich durch den schmalen Spalt der anderen. Ich schreie inkohärente Sachen, mache das aber gut, mit meiner großen Flagge und langen Fahne. Groß und stark, mit festem Schritt und breitem Kreuz laufe ich langsam und hart. Viele haben auch Umweltplakate und mich starren zittrige Eisbärenaugen an, die aussehen, als wären sie aus Animes. Ignoriert man die, hätte man sich beinahe vorstellen können, auf einer Militärparade zu sein, oder eine

Waffe zu tragen. Ich sehe gut aus, mit schwarzem Hemd, Kette, masc(ara). Ich halte meine Wahrnehmung hoch über meinen Körper und bin beteiligt. Ich stoße Wörter durch den Raum und Stücke fremder Beteiligung schießen ihm um die Ohren, sind laut und sicher. Ich will Anzüge tragen und debattieren und kämpfen, ich will Blut in meinem Gesicht haben und Hass und Stärke und Angst.

Er demonstriert gegen seine Gelenke, demonstriert sich nach Hause und nennt seine neue Liste „Krieg“. *Von Marcia trennen, 1x Sticker IM UNTERRICHT auf Handy kleben (HAUPTPLAN), Judith Butler lesen, trotz Abitur, aber aus Interesse, NICHT AUS ANGST, zu einem anderen „LGBTQ+“-Treffen gehen, vorher sicherstellen, dass kritisches Denken erwünscht ist (Jake fragen?), mehr lernen, sogar Sticker auf Notebook kleben (auf Redbubble dieses komische Axolotl in Transfarben?)*

Er hat einen Plan und geht früh schlafen. Er spürt sein Leben eng an ihm, spürt es knuspern. Ein Kissen aus Euphorie liegt auf der einen Seite seiner Gedanken, auf der anderen Seite sein Körper. Er fühlt sich wie ein kaputter Kopfhörer, aber gerade geht er auf der guten Seite noch.

Er hat einen Traum. Er steht auf einer Bühne, stolz in der Mitte seiner Ecke. Sein Körper ist heruntergezogen. Seine Kochen öffnen sich weit. Die Lichter gehen an. Der Vorhang wird aufgerissen. Nichts stimmt. Er ist so beschämmt. Er ist so frei.

Er sagt Touché, warum auch immer.

Er läuft über den Platz zur Schule. Seine Gesichtsknochen wiegen 3x so viel wie zuvor. Er zieht sein Hemd nach vorne, sodass es flach herunterfällt. Er öffnet die Tür, betrachtet sich selbst kurz im Glas, läuft über den Platz zur Schule. Seine Gesichtsknochen wiegen 3x so viel wie zuvor. Er tritt ein. Aber sie wiegen 3x so viel wie seine Angst.

Marcia wartet auf ihn. Er weiß nicht, was genau er über Nacht geworden ist, warum er sich so schwer fühlt. Hauptsächlich ist er nur geworden. Er hat auf seinem Tumblr-Blog, den er seit einem Jahr nicht mehr benutzt hat, heute Morgen geschrieben: *A lack of identity is an identity factor as well. Call me an idiot but I just realized that yesterday.* Sie nimmt seine Hand

zögerlich, aber entschuldigend. An seiner Hand hängen noch seine Gesten von Gestern und er wünschte, sie würde die nehmen, sein Körper ist zu frisch, zu neu. Sie küsst ihn, aber eigentlich küsst sie nur seine Bewegung, seine Mimik; sein Gesicht erwischt sie gar nicht. Die können zurückküsselfen, denn ihn hat sie ja gar nicht erwischt. Er ist schon am Gehen, in sein Klassenzimmer, aber seine Bewegungen bleiben noch kurz, weil sie heute einfach so groß sind. Es riecht nach Gut und Böse und nach Marcias Parfüm. Sie umarmt ihn und die Umarmung rollt zwischen ihm und ihrem Körper hin und her. Er verlagert seine Gedanken, um weniger Druck auszuüben. Er blinzelt und fragt sich, wie er ihre Beziehung hätte beenden sollen, wenn sie es doch so gut meint. Sie umarmen sich, nein, sie nicken sich zu, nein, sie umarmen sich, sie nicken sich zu.

Mein Körper fühlt sich an, als hätte sich meine Seele vertikal herausgekrallt. Marcia und ich haben uns wieder vertragen. Ich halte die Sticker so fest, sie schneiden in meine Hand und riechen nach ihr. Seine Bewegungen waren gut und elegant und genauso *fancy* lackiert wie Marcias Nägel, aber jetzt riechen sie auch nach ihr.

Im Unterricht diskutieren sie über die politische Polarisierung in den USA, über die wahnsinnigen Rechten, über De Santis, der noch schlimmer ist als Trump und wenigstens nicht mehr kandidiert. Es macht mich wirklich besorgt, wie sich die politische Situation in den USA entwickelt. Der zunehmende Rechtsruck fördert die gesellschaftliche Spaltung. Und dann haben sie noch das Problem mit Rassismus und den laxen Waffengesetzen. Ich sehe das genauso. Es ist wirklich verrückt, was da drüben passiert. Ja, echt krass, was da abgeht. Niemand redet über die Transfrage. Alle Dimensionen politischer und kultureller Polarisierung werden angesprochen, aber niemals die Transfrage. Er hat Angst. Niemand schaut sich die Frage an, dabei ist diese Missachtung ein endloser Verweis auf sie. Egal, worüber sie reden, die Frage rauscht draußen an den Fenstern vorbei, stapelt sich bis zu den Türen. Jeder weiß es doch. Jeder fragt sich das Gleiche.

Er konnte es nicht tun, also entschuldigt er sich, geht aufs Klo, mit allen Stickern. Schließt sich ein und legt sie nochmal auf sein Handy. Sie waren ein bisschen zu groß für die Hülle, also wäre es so oder so gar nicht gegangen. Die Transfrage rauscht noch immer vorbei, aber er kann die Augen schließen und sich einfach vorstellen, dass es das Gebäude ist, das sich rückwärts

bewegt, in seine Kindheit, in der er sicher war, bei seiner Mutter, ein kleiner, eingepackter Käferwurm, mit Decken in seinem Gehirn, die nach anderen Dingen rochen, du gutes Würmi, in deiner kleinen Käferkuhle ohne Außenwelt, Käferchen Ufofisch kleines Gewürm.

Er setzt sich aufs Klo, dann fühlt es sich zu feminin an, einen Nervenzusammenbruch wie weinende Mädchen auf Partys zu haben. Er weiß nicht, was richtig ist. Er wollte in ein Narrativ steigen, in dem er hängen könnte wie in einer Latzhose, aber das konnte er nicht. Entweder wird er als *small soft boi* gesehen oder als Freak, der all seine Probleme nach außen gestülpt hat, oder als *Fujoshi*. Und das ist nicht richtig, aber das Zweite schon, doch er hat ja nicht nur seine Störungen offensichtlich gemacht, sondern auch seinen Humor, auch sein Durchhaltevermögen und seine Bereitschaft, alles zu hinterfragen. Er trägt das alles und es sollte honoriert werden. Aber er passt in alles ein bisschen, doch all die Ideologien, in die ein Teil von ihm passt, schließen sich gegenseitig aus. Transphobe hassen ihn, Transgender hassen ihn. Würde er Sticker verwenden, wäre er nicht mehr so morbide, so zynisch und frustriert, rational und unpolitisch. Er weiß nicht, was richtig ist. Er will im Recht sein. Ist die Wahrheit sein *Safespace*, seine Ideologie, tut er nur so, als wolle er Wahrheit, obwohl es ihm nur um den Stil dieser geht und er Angst hat, den zu verlieren, sich in unbekanntes Terrain zu begeben, stilistisch angeschlagen zu sein? Würde er dann aber so gerne diskutieren, wie er es tut, oder hat er da nicht das Problem, weil er nie seine eigene Meinung vertritt? Er will sich nicht verteidigen müssen. Sollte er die Wahrheit, die intellektuelle Sicherheit verlassen, um emotional zu reifen? Ist Fanatismus eine existenzielle Notwendigkeit, und würde er langfristig sogar mehr wissen, wenn er mit einer Ideologie freundschaftliche Beziehungen pflegen würde, statt einfach alles abzulehnen und sowieso nicht die Motivation zu haben, irgendwas zu tun?

Er würde die Ideologie ja auch jederzeit umtauschen können.

Er geht die Sticker durch. Die, die zu sehr nach Marcia riechen, steckt er wieder ein, da sie nicht passen. Kein F*** *THE CISTEM* oder so, zu vulgär und offensiv, aber ein kleiner Transsticker würde gehen, der auf sein Handy passen würde.

Oder war er nur dabei, alles, was er sich antrainiert hatte, sein kritisches Denken und seine intellektuelle Offenheit, in einem Akt der Selbsttäuschung aufzugeben? Er hatte viel Verständnis für alle *Incels*, für alle unironischen Konsumenten von *sigma male edits*, für alle Anarchisten und queeren Aktivisten, die das brauchten, aber er konnte das nicht. Er lässt die Sticker versehentlich fallen und hebt sie wieder auf. Würde das Verlassen des *Safespace* die

positive Abwendung von allen potenziellen Ideologien sein? Oder würde er erst dadurch wirklich beginnen, zu urteilen? War seine Dysphorie ein edles Opfer, das er erbrachte, oder war er einfach nur feige? Tritt er jetzt aus sich raus oder in sich rein? Und sollte er?

Natürlich gab es auch noch die Klotüren mit Stickern von Fridays For Future, der AIDS-Foundation und Aufklebern, auf denen „Body hair doesn't have a gender“ stand. Oh, jemand war schneller als ich. Aber ich würde meinen einfach heimlich daneben kleben und niemand würde es bemerken. Trotzdem hätte ich meinen Schritt getan und würde mich schon mal hineindenken können.

Erst lässt mich das nur denken. Denn ich möchte – zunächst einmal, lässt mich sicherstellen, dass.

Er ist kein Gewürm und kein queerer Aktivist und kein Philosoph und nimmt die Sticker in die Hand und hat zwei ausgewählt. Er steckt sein Bewusstsein in beide, er schließt beide Augen, nimmt die Folien, zieht sie ab, zieht seine Wahrnehmung, sein ganzes Selbst mit ab, nacheinander, hat beide unpraktisch an seinen Fingern kleben. Er klebt sie auf die Toilettenwand, direkt neben die Tür, neben den AIDS-Sticker. Dann fällt ihm auf, wie sehr es nach einer Stilgemeinschaft aussieht. Der FFF- und der AIDS-Sticker sind alt genug, um zu erkennen, dass sie zu einem anderen Zeitpunkt aufgeklebt wurden, doch der Umweltsticker und der Transsticker, den er genommen hat, sehen beide fast identisch aus. Er ist trans, natürlich ist er auch vegan. Er muss umdisponieren, macht schnell ein Foto von sich und den Stickern, damit die Übung einen Wert hat. Nachher würde er nachfühlen können. Marcia würde es nie wissen dürfen. Wahrscheinlich würde sie, würde er die Sticker dranlassen, ein Selfie machen und ihm schicken: *schau mal wie viele Allies wir haben! :D* Aber er zieht den Umweltsticker ab und legt ihn an den Rand. Überlegt, ob er wenigstens den auf sein Handy kleben könnte. Ohne Marcia hätte er alles gemacht; wären sie jetzt getrennt, wäre er ein queerer Aktivist geworden, aber es ging nicht, weil sie so wohlwollend lächelte.

Der Transsticker sieht wirklich gut aus, das Bild von ihm an der Toilettenwand gibt ihm das Gefühl eines *Cavetown*-Songs. Aber der Umweltsticker passte nicht zu ihm, er war kein Klimakleber oder Öko. Es war strategisch unklug, ausgerechnet den Transsticker ins Klo zu

kleben, den Öko-Sticker noch übrig zu haben. Theoretisch könnte er andere „LGBTQ+“-Sticker rausholen, aber auf seinem Plan stand nur, einen verwenden zu müssen, nicht gleich mehrere.

Agenda und *rational agent*.

Er kramt sein Tablet hervor und schaut sich die alten Sticker an, die er vor einem Jahr draufgeklebt hat. Da hat er noch einen alten Neoliberalismus-Sticker, aus der Zeit, in der er eine Aktienphase hatte. Er kann ja nicht mehr nur werden, sondern muss etwas Konkretes werden. Vielleicht kann er ja erstmal lernen, etwas zu verteidigen, an das er nur ein bisschen glaubt, um sich auszuprobieren. *Keep calm and enjoy capitalism*. Dann nimmt er einfach den. Erstmal wird er jetzt halt Kapitalist.

Die restlichen Sticker schmeißt er weg, und fühlt sich scheiße wegen der Umwelt.

Anmerkung: Die zitierten Lyrics auf der dritten Seite beziehen sich auf den Cavetown-Song „This Is Home“, der Geschlechtsdysphorie thematisiert und populär in der Trans-Community ist.

34. Landeswettbewerb

Deutsche Sprache und Literatur



Arne Seifert, Scheffel-Gymnasium Lahr

Thema 7: Abschied

von der Insel

34. Landeswettbewerb für Deutsche Sprache und Literatur Baden-Württemberg.

Was kümmert mich der Schiffbruch dieser Welt, ich weiß von nichts, als meiner seligen Insel.

Friedrich Hölderlin, Hyperion

Abschied von der Insel

Diese Geschichte erzählt vom gewöhnlichen Fräulein Schmidt, die gewöhnlich zufrieden mit ihrem gewöhnlichen Leben und ihrem gewöhnlichen Einkaufsladen an der so gewöhnlichen Schumannstraße 8 war, in der sie für gewöhnlich Margarine und Bleistifte verkaufte. Außerdem handelt diese Geschichte von Herrn K., der seine Flugangst überwand und aus dem Fenster flog. Des Weiteren treten Riccardo Gialoni, gefürchteter Preisboxer mit einer manischen Angst vor der Dunkelheit und Mr. J. Arnold Whittaker, dessen Vorname geheim bleibt und welcher das Träumen verlernt hat, auf. Der sonderbare Pianist Karl Theodor Hägeberg, Autor dieser Geschichte, wird selbst zum Gegenstand der Handlung.

Anmerkung des Autors: Dieser Text wurde später vom Protagonisten Hägeberg selbst aufgeschrieben. Das ältere Ich schlüpft in die Rolle des auktorialen Erzählers und erzählt von den Erlebnissen des jungen Hägebergs. Diese sonderbare Erzähltechnik mag für Verwirrung und Unmut beim Leser sorgen, der Autor schert sich allerdings keineswegs darum und verteidigt diese Eigenheit mit der Kunstfreiheit.

Die Stadt atmete auf, als Hägeberg wieder aus Übersee zurückkehrte. Der verloren geglaubte Sohn war aus seinem Exil nach Hause zurückgekehrt, und die Last der Sorgen um ihn fiel der Stadt von den Schultern. Es war Ende März und alle Zeichen standen auf Versöhnung mit den Bürgern dieser Stadt, die eingeschnappt waren wegen des lang anhaltenden Winters. Die Stadt betrieb Wiedergutmachung und ließ Flora und Fauna wieder aufleben.

Doch Hägeberg hatte keinen Blick für so etwas wie Blumen oder Bäume. Er hasste alles, was blühte und gedieh, weil es ihn an sein eigenes, nicht existierendes Gedeihen erinnerte. Ihm war es auch gänzlich egal, welcher Tag, geschweige denn Monat war. Hägeberg lebte in Jahren. Guten Jahren und schlechten Jahren. Dieses Jahr war ein schlechtes Jahr. Verloren trudelte er wie ein Blatt Papier, das der gnadenlosen Willkür des Windes ausgesetzt ist, durch seine Zwanzigerjahre. Während ehemalige Freunde und Wegbegleiter einen klassischen Weg einschlugen, wurde er schon wieder an einen neuen Ort geweht. Er konnte es nie an einem Ort aushalten. Freunde oder Familie hatte er nicht, nur sich selbst und seine urplötzlichen Tobsuchtsanfälle. Sie kamen, wie es ihnen passte, und ließen Hägeberg die vollständige Kontrolle über sein Tun und Handeln, seine Emotionen, Mimik und Gestik verlieren. Er kämpfte dabei oft mit dem inneren Drang, etwas kaputt zu machen, aber war zeitgleich seinem ewigen Drang, Gerechtigkeit über Mensch und Erde walten zu lassen, unterlegen. Gerne hätte er gegen einen Abfalleimer getreten, aber hatte es dieser wirklich verdient? War es gerecht, dass er ihn trat und nicht eine Parkbank? Und hatte die Parkbank ihm nicht in einer vergangenen Zeit einmal als bequemer Schlafplatz gedient? Hatte sie es also verdient? Niemand hatte es verdient, von ihm getreten zu werden, und im Sinnieren darüber, welches Objekt Gegenstand seiner Wut werden sollte, rauchte der Zorn aus seinem Kopf hinaus wie aus einem Schornstein und war verschwunden. Hägeberg hasste Planänderungen und Sonntagabende und außerdem besaß er ein abgelaufenes Busticket für die Busflotte eines südfranzösischen Verkehrsverbundes, welches er in Lons-le-Saunier aufgeklebt auf einer kopflosen Schaufensterpuppe gefunden hatte. Friedrich Hägeberg war außerdem passionierter Nichtraucher, mittellos und zurzeit wohnhaft im Adonis Hotel in der Schumannstraße 8. Das Hotel konnte er sich nur leisten, weil sein Vater, der nun schon viele Jahre tot war, den Betrieb einst geführt hatte. Über seine Mutter war und ist nichts bekannt. Der mitleidige Blick, mit dem sämtliche Bekannten von Hägebergs Vater ihn stets taxierten, wenn die Sprache auf sie fiel, hatte ihn bereits als Kind gelehrt, nicht nach ihr zu fragen.

Nun, da jede Facette Hägebergs wie eine Theaterbühne ausgeleuchtet ist, können Sie sich vermutlich einen ersten flüchtigen Eindruck über den Autoren dieser Geschichte machen. Wobei eines noch zu erwähnen ist. Hägeberg war Pianist. Im Erkerzimmer Nr. 45, welches im Westflügel des dritten Stockes im Hotel Adonis lag, stand sein Klavier. Ein hölzerner Rohbau, ohne Schnörkel oder andere lächerlich ästhetische Spielereien. Es fehlten allerdings nicht

nur Verzierungen, nein auch die Tasten waren vor geraumer Zeit entfernt worden. Schon als kleiner Bub hatte Hägeberg es geliebt, sich stundenlang vor das ausgehöhlte Piano zu setzen und die großen Virtuosen seiner Zeit zu imitieren. Seine Finger tanzten durch die Luft wie die Blätter draußen im Wind, ein Moll-Akkord jagte den anderen, Tonleitern, dann Oktavsprünge und schließlich, nach einem feurigen Intermezzo, fiel Hägeberg in sich zusammen und verbeugte sich vor den leeren Stuhlreihen.

Eines Tages schließlich hatte er beschlossen, Pianist zu werden. Er konnte ja nicht wissen, wie gut er wirklich Klavier spielen konnte, da er immer nur in der Luft gespielt hatte, aber alsbald kam er zu dem Schluss, er sei gut genug, um ein Pianist zu sein. So also die wichtigsten Punkte zu Hägebergs Vita, genug war genug. Im Übrigen hasste er Geschwafel und Verschnörkelung in Geschichten genauso wie an Klavieren.

Der also verloren geglaubte Sohn Hägeberg beschloss im selben Moment seiner Ankunft einen alsbaldigen Abschied von seiner Insel. Zwar kehrte er immer wieder in die Stadt zurück, doch dies hatte andere Gründe. Eigentlich hasste Hägeberg die Stadt. Laut war sie, donnernd war sie, brummend war sie, tosend war sie und noch viel schlimmer, oft war sie leise, in sich gekehrt und sensibel. Hägeberg hasste diese Stimmungsschwankungen, oft hörte er Stimmen in den Gassen, Straßen und auf den Plätzen. Stimmen aus längst vergangener Zeit, manchmal tauchten Gesichter auf, die ihn an etwas erinnerten; Erinnerungen, schnell schossen sie durch seinen Magen nach oben in seinen Hals, bereit aus dem Mund gelassen zu werden. „Hallo, alter Freund, wie geht es dir“, „Hallo Napelisia, wie siehst du immer noch gut aus, nach langer Zeit.“

Doch die Stadt war nach all dem Sturm in seinem Leben zu einer Insel geworden, die einzige Konstante in einem so bewegten Leben.

Er fühlte sich wie ein verlorener Seeräuber, alleinig getrieben von der Willkür des Ozeans, von Stürmen und Unwetter, nur die Insel, die Schatzinsel, voller Erinnerung an eine längst vergessenen Zeit, sie lag immer ruhig in den geglätteten Wogen des blauen Wassers, jederzeit bereit, betreten zu werden. Doch Hägeberg war ein Feigling. Er betrat die Insel

meistens nur durch die Hintertür, nur darauf bedacht, niemandem zu begegnen, um ja keiner Konfrontation ausgesetzt zu sein.

Und genauso schnell wie Hägeberg die Insel betreten hatte, verließ er sie meistens auch, denn die Früchte der lokalen Sträucher mundeten ihm nicht, die Federn in den Bettdecken streichelten ihn nicht, sondern stachen ihn und der feine Sand am Strand wischte nicht dem Abdruck seiner Füße, er verschlang seine Füße und versuchte seinen ganzen Körper hineinzureißen. Hägeberg brach deswegen meist nach wenigen Tagen schon wieder überstürzt auf.

Er träumte. Hägeberg wusste, dass er träumte. Er lief im Traum. Seine Füße trugen ihn mühelos über das Kopfsteinpflaster, das ihm seltsam vertraut erschien. Links und rechts wurde die Straße von alten Häusern gesäumt. Die Dämmerung war bereits über den Dächern hereingebrochen, über den Hügelketten schimmerte es lila, ein paar Wolken schwebten über dem Abendhimmel, sie sahen aus wie von einem Grundschüler in die Szenerie hineinschraffiert. Aus einem der unzähligen dunklen Fenster drang Klaviermusik, er erkannte das Stück, manchmal hatten eben nicht nur Lieder keine Worte, sondern auch Menschen. Plötzlich erhellten sich alle Fenster, fast so, als hätten sie ihn erkannt, sie leuchteten wie glückliche Kinderaugen.

Die alten viktorianischen Fassaden der Häuser glühten im Schein der Gaslaternen.

Vereinzelt lugte keck ein Erker hervor, auf Tuchfühlung mit den Zweigen der Birken, die die Traumstraße säumten.

Plötzlich zerriss ein Schrei die Stille: „Zu Hilfe, zu Hilfe!“, schrie eine Frauenstimme. „Hilfe, Hilfe, so helft mir doch“, klagte die Frauenstimme erneut. Hägeberg begann missmutig zu werden. Konnte man denn nicht einmal im Traum seine Ruhe haben? „He, Sie da! Ich benötige Hilfe. Mein Wellensittich, er ist mir entwischt.“ „Kluger Wellensittich“, entgegnete er. „Finden Sie das etwa komisch? Mein armer Kleiner sitzt dort verängstigt in den Zweigen der Ulme.“ Angestrengt blickte Hägeberg in die Krone des majestätischen Baumes, der seine Artgenossen in der Straße um Längen überragte. Doch er konnte in der Dunkelheit keinen Wellensittich ausmachen. „Ich kann ihn weder sehen noch hören“, schrie Hägeberg zum

Fenster hinauf. „Können Sie nicht hinaufklettern und ihn herunterholen?“ „Ihr Wille sei mir Befehl“, grummelte er.

Doch so sehr sich Hägeberg im Traum auch anstrengte, er vermochte es nicht, den dicken Stamm des Baumes zu erklimmen. Immer wieder rutschte er ab, jeder neue Versuch scheiterte ebenfalls kläglich.

Schließlich, eine halbe Ewigkeit später, erklang wieder die Stimme der alten Frau: „Macht nichts, viel wichtiger ist, dass Sie zurückgekehrt sind und es versucht haben.“

Und schließlich sah Hägeberg in das Gesicht der alten Frau und wurde wie vom Blitz getroffen. Diese Frau war ihm keineswegs fremd. Vielmehr handelte es sich bei ihr um eine enge Freundin seines Vaters, Fräulein Schmidt. Er konnte sich erinnern, dass ihr beständiger Drang gewöhnlich sein zu wollen, ihm als Kind sehr suspekt war. Im Detail konnte er sich allerdings nicht mehr an sie erinnern, ihr Gesicht jedoch hatte er nicht vergessen. „Seien Sie gegrüßt, Fräulein Schmidt.“ „Schön, dich mal wieder zu sehen, Karl! Mir ist doch wirklich mein Wellensittich ausgebrochen. Dabei war er ein so treuer Begleiter für mich. Josef K., so nannte ich ihn. Hoffentlich wird er seinen Prozess gewinnen! Überrascht blickte Hägeberg in ihr triumphierendes Lächeln. „Da guckst du, was? Der gewöhnlichen Fräulein Schmidt hätte man doch nicht zugetraut, dass sie der Weltliteratur mächtig ist. Nein, hätte man in der Tat nicht. Ich kann zufrieden sagen, dass ich mein Wissen und meinen Intellekt jahrelang hinter der Fassade meines Krämerladens versteckt habe. Es stand mir leider nicht zu Gesicht, mit meinen Büchern öffentlich zu protzen und zu hausieren, nein, dafür war die Stadt noch nicht bereit. Meine Freunde, zu denen ich ja glücklicherweise auch deinen Vater zählen durfte, Gott habe ihn selig, hätte ich damit nur vergrault. Bei dir ist mein Geheimnis nun sicher, doch ich verstehe, dass meine Ausführungen mehr Wahrheit beinhalten, als in diesen Traum hineinpasst. Es freut mich dennoch, deine Rückkehr in die alte Heimat bezeugen zu dürfen. Mach's gut, Karl!“.

Schlagartig wachte Hägeberg auf. In dieser Nacht würde er kein Auge mehr zutun können. Das unscheinbare Fräulein Schmidt, eine belesene Dame? Das hätte er nun wirklich nicht für möglich gehalten. Wenn die unscheinbarste, die scheinbar gewöhnlichste Person der Welt ihn so überraschen konnte, zu was wäre dann erst die ganze Stadt fähig?

Verstört blickte er aus den Fenstern seines Zimmers auf die dunkle Straße hinunter. Er kannte hier jeden Platz, jede Ecke war ihm vertraut. Was für Überraschungen diese vermeintlich bekannten Orte wohl noch für ihn bereit hielten? Diese plötzliche Ungewissheit

ließ ihn nervös werden. „Es war doch nur ein Traum, beruhige dich“, sagte er zu sich selbst. Doch Tatsache war, dass Fräulein Schmidt, eine Frau, an die er seit zehn Jahren nicht mehr gedacht hatte, eines Nachts in seinem Traum erschienen war und ihm verraten hatte, dass ihre oft betonte Normalität nur Schein war, dass sie in Wirklichkeit eine belesene, intelligente Dame war. Und was hatte sie zu ihm gesagt? „Macht nichts, viel wichtiger ist, dass Sie zurückgekehrt sind, und es versucht haben.“ Was sollte das nun wieder heißen?

Der Abend des darauffolgenden Tages war schon weit fortgeschritten, als sich eine hagere Gestalt aus dem Schatten der Häuserreihen löste. Hägebergs Mantel versuchte mit den schnellen Schritten seines Trägers Schritt zu halten, gezielt steuerten die großen Füße des Pianisten auf den Stadtpark zu. Der Grund dieses Verhaltens lag in der Tatsache begründet, dass Hägeberg seine verlorenen Schlüssel auf jener Parkbank, auf der er des Öfteren verweilt hatte, vermutete. Wenn ich doch nur wüsste, wo ich sie zuletzt gesehen habe, dachte er. Seit seiner Kindheit besaß Hägeberg die unangenehme Angewohnheit, allerlei Gegenstände ständig zu verlieren. Obgleich er meistens zu wissen glaubte, wo sich der verlorene Gegenstand aufhielt, fand er doch nie etwas wieder.

Von weitem schon erspähte er sein Ziel, doch es schien, als sei ihm jemand zuvorgekommen. Zwei Schatten, die anscheinend in ein Handgemenge verwickelt waren, blockierten die Bank. Hägeberg fühlte sich dieser sich vor seinen Augen abspielenden Szenerie überlegen, er empfand Gewalt als die Sprache der Sprachlosen. Er selbst war zwar meistens ebenfalls sprachlos, dies lag aber schlicht und ergreifend daran, dass er niemanden zum Sprechen hatte.

Langsam näherte er sich den beiden Gestalten, deren lautstarke Gestik die Szenerie vertonte. Hägebergs Hass auf die Insel hatte neue Ausmaße erreicht, das bemerkte er. Nicht einmal an den niedersten Plätzen der Insel, einer Parkbank, war er mehr sicher, dort, wo die saßen, die alles verloren hatten, die nichts mehr zu verlieren hatten, die dabei waren, alles zu verlieren und die, die dachten, ihr Verlust wäre ein Gewinn, Bettler, Tagelöhner, Herumtreiber, Straßenköter, Prostituierte; alle, die am untersten Ende der Gesellschaft

angekommen waren, ja, diese Menschen versammelten sich auf Parkbänken. Aber auch die, die alles gewonnen hatten, die dabei waren, alles zu gewinnen, Kinder, Erwachsene, Schüler, Bankiers, Anwälte, Ärzte, auch diese fanden auf Parkbänken Zuflucht. Denn um sich zu setzen, dafür reichten selbst solch niedere Institutionen wie Parkbänke. Parkbänke waren, so dachte Hägeberg, in ihrer Bedeutung auch gänzlich unterschätzt. Sie waren nicht nur Sitzgelegenheit, nein, sie waren die Chronisten unserer Zeit.

„Lassen Sie mich los!“ schrie der eine Mann nun, mit unüberhörbar starkem amerikanischem Akzent. Der andere Schatten schien ein geübter Kämpfer zu sein. Er bewegte sich tänzelnd und machte seinem Gegner mit präzisen, harten Hieben zu schaffen. „Loslassen, sagte ich!“ schrie der andere Mann schon fast flehend. „Versprechen Sie mir, dass Sie mich nie wieder belästigen werden?“ „Ja, wenn es sein muss“, entgegnete Whittaker resignierend.

Die Schatten ließen voneinander ab und plumpsten ins Gras. Hägeberg stahl sich an den beiden vorbei und suchte die Parkbank nach seinen verlorenen Schlüsseln ab. Doch seine Suche schien erfolglos zu sein, weder auf noch unter der Bank lag ein einem Schlüssel ähnlicher Gegenstand. Und urplötzlich wurde Hägeberg von einem seiner, im Prolog dieser Geschichte bereits ausführlich beschriebenen, Wutanfälle gepackt.

Er schrie laut auf und drosch wie ein Verrückter auf die hölzerne Lehne ein, der Schmerz, den diese Bewegungen hervorriefen, drang erst gar nicht bis zu seinem Kopf vor. Wie ein kleines Kind warf sich Hägeberg auf den Rasen und rollte ein paarmal wie von einer Tarantel gestochen über das Gras. Er war weder fähig sich zu artikulieren, noch in irgendeiner Weise zu vermitteln, was sein Problem war. Die beiden Zuschauer der Szenerie, welche hinter einem Abfalleimer Stellung bezogen hatten, ihres Zeichens ebenfalls von den Folgen der vormaligen Keilerei gezeichnet, wirkten stark verunsichert.

„Hören Sie auf damit!“, schrie eine der beiden Gestalten. Doch unser Pianist dachte überhaupt nicht ans Aufhören. Die Worte des Mannes waren keineswegs zu ihm vorgedrungen. Er sprang auf und hüpfte nun wild auf der Stelle, ja, als neutraler Beobachter dieses Theaters hätte man meinen können, die beiden Männer neben der Parkbank hätten dem hüpfenden Manne ein Serum verabreichte, welches Tollwut hervorrufe. Doch dies war keineswegs der Fall und einer der Zuschauer löste sich nun auch aus der Starre seiner Zuschauerposition und schritt mit gewaltigen Schritten auf den hüpfenden Hägeberg zu, versetze ihm einen gezielten Tritt gegen das Schienbein und warf sich auf ihn.

Schnell eilte der andere Schatten herbei und half, die wild strampelnden Glieder Hägebergs am Boden zu fixieren.

So verharrten die beiden Männer einige Minuten auf ihrem Schützling kniend. Hägeberg war inzwischen wieder zu Sinnen gekommen, wohl hatte er bemerkt, dass ihn vier starke Hände umklammert hielten. „Ist gut“, keuchte er. „Lassen Sie mich los.“

Die beiden Schatten erhoben sich und ließen Hägeberg wieder frei, dieser setzte sich auf die Parkbank, die wie in einem Kunstwerk unauffällig in den Hintergrund drapiert worden war und dennoch stiller Protagonist der Szene war.

Die beiden Schatten flankierten ihn. Zum ersten Mal warf Hägeberg einen Blick auf die Gesichter seiner Nebensitzer. Der Mann links von ihm besaß ein vernarbtes schmales Gesicht und einem kleinen Oberlippbart. Der Mann rechts von ihm zeichnete sich durch seine stechend blauen Augen aus. Sein Gesicht war ein wenig schwammig und beide Mundwinkel hingen wie die Lefzen eines Hundes nach unten. Der Pianist räusperte sich. „Guten Abend“, begann er. „Guten Abend“, antwortete der Rechte, mit starkem amerikanischem Akzent. „N`Abend“, fügte sein linkes Pendant hinzu. Auch er hatte einen leichten, eher südländisch klingenden Akzent, Hägeberg vermochte es aber nicht, diesen einem Land zuzuordnen. „Ich entschuldige mich vielmals für dieses ungebührliche Verhalten“, begann Hägeberg. Eine Pause trat ein. „Sprechen wir nicht mehr davon“, tönte die weiche, tiefe Stimme des rechten Nebensitzers. Dieser reichte dem Pianisten die Hand. „Mein Name ist J. Arnold Whittaker, meines Zeichens Handelsvertreter für Krawatten“. „Angenehm“. Hägeberg schüttelte die große fleischige Pranke des Mannes. „Mein Name ist Hägeberg, von Beruf Pianist.“ Er drehte sich nach links und schüttelte ebenfalls die Hand des anderen. „Ich bin Riccardo Gialoni. Ich verdiene mein Geld mit Boxen“. „Das erklärt Ihre professionelle Herangehensweise“, sprach Whittaker. „Sowohl im Kampf mit mir als auch mit dem Herrn hatten Sie also einen Vorteil. „Kann man so sagen“, knurrte Gialoni. „Darf ich nach dem Grund Ihrer anfänglichen Auseinandersetzung fragen?“, erkundigte sich Hägeberg. „Wir beschlossen einvernehmlich, diese Sache nicht mehr zu erörtern“, räusperte sich Whittaker. „Dem ist nichts hinzuzufügen“, knurrte Gialoni. Und so saßen drei Männer, die verschiedener nicht hätten sein können, in einer Mittwochnacht auf einer Parkbank und sahen, wie Millionen von leuchtenden Punkten achtlos über das Firmament verstreut worden waren. Wie zufällig ergaben sich Bilder, Muster, die man aus dem Streugut herauslesen konnte. „Es ist eine herrlich klare Nacht. Ich komme normalerweise nie in den Genuss dieser

nächtlichen Szenen, „ begann plötzlich Gialoni zu sprechen. Eine lange Pause entstand. Whittaker seufzte: „Ich schon. Seit geraumer Zeit schon habe ich mir etwaigen Schlaf abgewöhnt. Ohne meine Träume lohnt sich der Schlaf nicht mehr für mich. Und Träumen, das habe ich verlernt. Jawohl. Es mag unbegreiflich klingen und vermutlich ist es auch unbegreiflich, aber mir es nicht mehr vergönnt, in solch genüssliche Traumwelten abzugleiten, wie es das früher war.“ „Das ist mir unbegreiflich. Sie müssen sich das einbilden,“ rief Gialoni. „Keineswegs.“ „Es erscheint mir, wie bereits erwähnt, selber höchst unrealistisch, eine solch essenzielle kognitive Fähigkeit, das Träumen, die Vereinfachung der kompliziertesten geistigen Prozesse, einfach zu verlernen. Aber ich bin der lebende Beweis, dass es möglich ist.“ „Können Sie den Zeitpunkt, an welchem sie vergaßen, wie Träumen funktioniert, benennen? Ist er mit einem einschneidenden Ereignis Ihrerseits verknüpft?“, fragte Hägeberg. „Nein, es kam ganz plötzlich. Und dabei war Träumen meine Muße und Inspirationsquelle,“ seufzte Whittaker. Hägeberg räusperte sich. „Ich wünschte, ich könnte Ihnen helfen, aber jemandem zum Träumen zu bringen, liegt nun wirklich nicht innerhalb meiner Macht, fürchte ich.“

Die vorherige Stille kehrte wieder ein. Doch sie war keineswegs unangenehm oder peinlich, ferner unhöflich. Die drei Männer spürten, wie das kalte Holz der Bank gegen ihre Rücken drückte, sie hörten die Geräusche der Nacht, ein Rascheln im Gras, das Brausen eines Autos. Schritte auf dem Kies erinnerten die Männer, dass sie nicht allein waren auf dieser Welt. Auch wenn die Nacht diesen Eindruck suggerierte, es gab immer noch ihre Mitmenschen, die alle für ein paar Minuten vergessen hatten. Gialoni räusperte sich. Seine raue, kehlige Stimme durchschnitt die Stille. „Ich fürchte mich vor der Dunkelheit, ein wenig. Gestatten Sie, dass ich ein wenig Licht mache?“ Ohne eine Antwort abzuwarten, entzündete er die Gaslaterne neben der Bank mit seinem Feuerzeug.

Zum ersten Mal konnte Hägeberg seine Nebensitzer richtig betrachten. Ihm fielen die Muttermale auf Whittakers linker Wange auf und die markanten Gesichtszüge des Boxers. „Wie kommt es, dass Sie sich so vor der Dunkelheit fürchten?“, fragte Whittaker. „Ich weiß nicht, seit frühester Kindheit besitze ich eine Furcht gegenüber allem Dunklen. Ich gestehe, dass mein treuer Begleiter Peppino, ein Plüschartige, lange Zeit das einzige Mittel gegen diese Furcht war.“ Eine lange Pause trat ein. „Wenn ich in den Ring steige, dann stelle ich mir meine Gegner als Schatten vor. Schatten, die mich verfolgen, die fallen, wenn ich sie treffe, die ohnmächtig werden, wenn ich zu feste schlage.“ „Schränkt diese Furcht Ihre Lebensweise

ein?“, erkundigte sich Whittaker. „Nein, das tut sie nicht.“ „Dann glaube ich, ohne Ihnen zu nahe treten zu wollen, dass es mit ihrer Furcht nicht allzu schlimm bestellt ist. Ich kannte Leute, die fürchteten die Nacht wie den Tod,“ schloss Whittaker.

„Ich wiederrum habe meine Schlüssel verloren. Deswegen kehrte ich auch zu solch nächtlicher Stunde an diese Bank zurück, ich vermutete sie hier. Scheinbar habe ich mich jedoch getäuscht,“ erzählte Hägeberg unvermittelt.

Plötzlich begann Gialoni zu leise zu sprechen, alles Kehlige war aus seiner Stimme verschwunden. „Macht nichts, viel wichtiger ist, dass Sie zurückgekehrt sind, und versucht haben, ihren Schlüssel zu finden.“ Hägeberg stockte kurz, verzog aber keine Miene und erhob sich. „Meine Herren, ich glaube, es ist langsam Zeit, nach Hause zurückzukehren.“ Gemächlich schlenderten die drei Männer, die unterschiedlicher kaum sein konnten, durch die Gassen der Stadt. Der linke Mann war von riesiger Statur, nicht nur in die Höhe, auch in die Breite, der Mann in der Mitte war durchschnittlich groß und besaß sehr lange Arme. Der linke Mann war von eher geringer Statur, wohl zeichneten sich seine Muskeln aber durch den verschlissenen Ledermantel ab. „Lesen Sie gerne?“, fragte Whittaker, an Gialoni und Hägeberg gewandt. „Oh ja,“ antwortete Whittaker, „Lesen begann meine fehlenden Träume zu ersetzen.“ „Ich lese ebenfalls sehr gerne. Erst heute Morgen“, Gialoni deutete auf ein unscheinbares Wohnhaus, welches sie gerade passierten, „habe ich eine Buchempfehlung von einer alten Dame bekommen. Ich habe mir das Buch sogleich gekauft.“

Hägeberg brauchte das Haus, auf welches Gialoni gedeutet hatte, nicht einmal genauer unter die Lupe zu nehmen, die Buchstaben „Viktualien Schmidt“, welche auf einem Schild an der Hauswand prangten, leuchteten wie in Leuchtschrift geschrieben durch die Nacht.

„Meine Herren, es ist bereits spät. Ich verabschiede mich!“ Er reichte den beiden Herren die Hand und nickte ihnen zum Abschied zu.

Hägeberg stand auf seinem Balkon und ließ seinen Blick über die Weiten der Stadt schweifen. Ihm fiel auf, wie eine Stadt, ähnlich dem menschlichen Körper oder anderen Organismen aus unzähligen einzelnen kleinen Komponenten bestand, die sich im Gesamtbild

zu einem Stadtkomplex fügten. Jede Komponente hatte ihre Aufgabe, sie ergänzten sich perfekt.

Hinter einer Hügelkette im Osten der Stadt ließ sich bereits der erste Streifen orangenen Lichts blicken. Es sah aus wie das Licht, das unter einem Türspalt hervorschimmert. Der Nachthimmel, der sich über Hägebergs Kopf erstreckte, war die Tür, die Tür, welche den Weg in den Himmel versperre.

Die Stimmen Whittakers und Gialonis hallten noch in seinem Kopf nach, es war nicht die schlechteste Nacht gewesen, die er je auf der Insel verbracht hatte. Doch tausende Gedanken schwirrten in seinem Kopf herum. Unabhängig voneinander hatten ihm zwei Leute in kurzer Zeit zu seiner Rückkehr gratuliert, das stimmte ihn schon nachdenklich. Was wollten diese damit aussagen? Zu seiner Rückkehr in die Stadt konnte er sich selbst jedenfalls nicht gratulieren. Er wusste wohl, dass die Stadt nicht ohne ihn konnte, denn sie war nicht vollständig ohne den Pianisten. Sie atmete ein, wenn er die Stadt wieder verließ, atmete aus, wenn er zurückkehrte. Wie eine Mutter war sie, die erst schlafen kann, wenn alle Kinder im Bett liegen. Doch selbst Mütter lassen ihre Kinder früher oder später ziehen. Er wiederrum konnte auch nicht ohne die Stadt, doch war diese Beziehung getrübt. Er war verunsichert worden, durch das seltsame Erscheinen des Fräulein Schmidts in seinem Traum. Und warum zum Teufel war Gialoni mit dem Fräulein Schmidt bekannt? Unter Tausenden Menschen, die in der Stadt lebten, hatte gerade sie ihm ein Buch empfohlen. Seine Stunden auf der Insel waren gezählt, das wusste er. Und diesmal würde es auch keine Rückkehr geben, verschreckt hatte ihn dieses seltsame Gebaren ihrer Bewohner. Er gähnte. „Zeit zu schlafen“, sagte er laut auf die Straße hinunter.

Im selben Moment, in dem Hägebergs Bewusstsein den Pianisten langsam aus seinen Traumwelten zurückholte, wusste er, dass der Tag seiner Abreise gekommen war. Er spürte die harte Matratze, auf der er lag, und die dünne Daunendecke, die seinen Körper bedeckte. Das hereinfallende Sonnenlicht streifte seine geschlossenen Lider, er registrierte eine Änderung der Lichtverhältnisse in seinem Zimmer. Eigentlich hatte Hägeberg vorgehabt, noch ein wenig liegen zu bleiben, doch die Sonnenstrahlen, die auf seinem Fenster durch die

Bewegung der alten Ulme vor seinem Balkon zu tanzen schienen, erschienen Hägeberg als zu verlockend und er öffnete die Augen. Verschlafen betrat er den kleinen Balkon, der keck aus der Fassade des Hotels hervorlugte.

Von hier oben hatte man einen wunderbaren Blick auf den südlichen Teil der Stadt. Doch dafür hatte Hägeberg kein Auge, er sah viel lieber in die Fenster der gegenüberliegenden Häuser.

Da war zunächst einmal der Geisteswissenschaftler Professor Taschennagel, promoviert sowie habilitiert, der die Professur für Philosophie an der hiesigen Universität innehatte. Wie jeden Morgen saß er an seinem Küchenfenster, die Morgenpost durchblätternd und die Artikel in herablassendem Ton mit Zitaten aus Homers „Odyssee“ oder eines ähnlich antiken Werkes goutierend.

Zwei Fenster weiter links konnte man dem Gerichtsdiener Franz T. dabei zusehen, wie er seine morgendliche Rasur mit einem grandiosen Schnitt in die linke Wange beendete. Kümmern tat ihn das nicht, dafür hatte er schon zu viel erlebt.

Ganz rechts, dem Blickfeld Hägebergs schon fast entkommen, buk Frau Huber augenblicklich einen Kuchen, der heute Nachmittag serviert werden sollte.

Hägeberg mochte es, den anderen, all denjenigen, die ruhige und geordnete Bahnen im Wasser des Lebens zogen, zuzusehen. Er selbst, der regelmäßig in selbigem Wasser ertrank, beneidete die Schwimmer nicht für ihre Bahnen, er fand nur Gefallen daran, ihnen dabei zuzusehen, wie sie eben jene zogen. Sein Blick schweifte ab und streifte die unzähligen Dächer der Stadt, „ein Paradies für Schwalben“, wie sein Vater stets zu sagen pflegte.

Im Wasser des Lebens war diese Ansammlung von Dächern, Denkmälern, Straßen und Plätzen zu einer Art Insel für Hägeberg geworden, der Rand des Schwimmbeckens nach einer besonders turbulenten Bahn.

Doch es war an der Zeit, den Rand, die Insel, die ewige singuläre Konstante in dem bewegten und stürmischen Leben des Pianisten Josef Theodor Hägebergs zu verlassen und sich auf zu neuen Ufern und vielleicht auch zu neuen Inseln zu machen. Denn er fürchtete um ihre Konstanz, das was er an der Stadt liebte, schien nicht mehr zu gelten, zumindest wenn es nach Fräulein Schmidt ging.

Er kehrte vom Balkon in sein Zimmer zurück, sammelte alle achtlos im Raum verteilten Habseligkeiten ein, warf sie in seine lederne Reisetasche und schloss den Reißverschluss. Dann warf er einen letzten Blick auf längst verblasste Kinderzeichnungen an den Wänden

des Zimmers, die von einer langen Benutzung dieses Raumes zeugten. Er klappte den Klavierdeckel zu, löschte das Licht und verließ das Hotel, schloss die Tür zweimal ab und versteckte seinen Zweitschlüssel, den anderen hatte er bekanntermaßen verlegt, nicht ohne sich vorher noch einmal von der Nichtexistenz möglicher Zuschauer zu vergewissern, hinter dem kleinen blauen Blumentopf, der den Eingang zum Hotel schmückte.

Ein letztes Mal musterte er die stellenweise brüchige Fassade des Hotel Adonis, blickte auf zu den Fenstern im Parterre. Dann schickte er sich an, die Straße hinunterzueilen. Mit wehendem Mantel schritt er unzählige Gassen und Straßen dieser Stadt auf und ab.

Niemand sah ihn, er sah niemanden. Nach einer halben Stunde Fußmarsch hatte er die historischen Stadtmauern hinter sich gelassen und lief nun durch Felder und Wiesen.

Hägeberg verließ die Stadt, wie er sie betreten hatte, durch die Hintertür. Ein letztes Mal drehte er sich um, die Sonne stand bereits im Zenit und die Stadt war nun nicht mehr als eine gigantische Ansammlung von stecknadelgroßen, grauen Punkten in der Ferne.

Hägeberg reflektierte seine Zeit in der Stadt, dachte an all die Menschen, die die Stadt ihm geschenkt hatte. Keiner von ihnen hatte versucht, seinen Abschied zu stoppen, aber selbst wenn sie diesen bemerkt hätten, wären sie nicht im Stande gewesen, sein Vorhaben zu stoppen. Und vielleicht wollte auch die Insel mit ihm abschließen, hatte sie ihm doch mithilfe ihrer Bewohner gezeigt, dass man sich wohl täuschen kann. Schlagartig wurde ihm bewusst, dass er zwar Abschied von der Insel genommen hatte, die Insel aber ebenso Abschied von ihm nahm. Abschied – von der Insel.

Er lächelte, hob seine Hand zu einem angedeuteten Gruß und drehte sich um, um weiter zu laufen, immer gen Westen, durch Wiesen voller Blumen. Die Wogen des Wassers hatten sich geglättet, ein Schild am Wegesrand markierte die Stadtgrenze. Ein Schlüssel hing daran, sichtbar für den Suchenden. Macht nichts, viel wichtiger ist, dass du zurückgekehrt bist.

Referenzierte Musik/Literatur:

- Felix Mendelsohn, Lieder ohne Worte
- Franz Kafka, Der Prozess

Journalistisches Porträt

Schreiben Sie ein journalistisches Porträt über eine Person, die ein Ehrenamt ausübt.



Magdalena Pfeffer

Thema 8:

**Schreiben Sie ein journalistisches Porträt
über eine Person, die ein Ehrenamt ausübt.**



Felicia Eger

Kolleg St. Blasien

Die Rentnerin Gudrun Eger engagiert sich ehrenamtlich in ihrer Stadt:
Eine Win-win-Situation



Abbildung 1: Gudrun Eger

Gudrun Eger ist Vorsitzende des Kulturvereins „Die Brücke“ und Schatzmeisterin im Städtepartnerschaftsverein.

Schwedt. Wie jedes Jahr kurz nach Silvester findet der Neujahresempfang statt. Der Raum ist hell beleuchtet und prall gefüllt. Alle Blicke richten sich nach vorne. Vorne, als Highlight des Abends, die Verleihung des Ehrenpreises. Er wird verliehen von der Bürgermeisterin. Hinter ihr sind Fotos der zwei Preisträger an die Wand projiziert. Eine davon ist Gudrun Eger. Ihre blonden, schulterlangen Haare umrahmen ihr strahlendes Gesicht. Die Laudatio der Bürgermeisterin findet sehr persönliche Worte. „Bescheiden, aber immer am Ball und aktiv.“ Gudrun Eger streift einmal ihre weiße Bluse zurecht und begibt sich in Richtung Bühne. Sie bekommt einen Blumenstrauß überreicht und es werden Fotos gemacht. Die Bürgermeisterin und die zwei Preisträger strahlend nebeneinander. Dieser Abend wird morgen in den regionalen Zeitungen zu finden sein.

„Eger“, so nimmt Gudrun Eger am nächsten Morgen wieder zahlreiche Anrufe entgegen. Das Telefon kommt nicht zur Ruhe, denn es steht eine Veranstaltung an. Diese muss geplant werden. Gudrun Eger als Vorsitzende und Veranstaltungsplanende des Kulturvereins „Die Brücke“ hat dabei eine zentrale Rolle. „Nach zwei Jahren Vorstand kam eine Vorstandssitzung, in die ich als Vorstandsmitglied rein ging und als Vorsitzende wieder rauskam“, erzählt Gudrun Eger. Jeden Tag ist sie gedanklich bei der Organisation der Vereinsveranstaltungen. Auch bei der Namensgebung des Vereins haben sich die Gründerinnen ihre Gedanken gemacht: „Wir dachten an die Brücke, die wir für unsere Mitglieder zur Kultur im weitesten Sinne mit unseren Angeboten schlagen wollten. Wir dachten an die Brücke, die wir mit einem kontinuierlichen Vereinsleben, mit dem gemeinsamen Erleben von Kultur, von einem guten Miteinander von Mensch zu Mensch schlagen wollten.“ Heute steht nur selten das Telefon bei Gudrun Eger still und sie zückt sogleich Papier und Kugelschreiber.

Gudrun Eger ist Ehrenamtliche. Jeden Tag dient ihr unentgeltliches Engagement dem Gemeinwohl und der Stärkung der Gesellschaft. Nicht nur der „Brücke“. Sie ist auch Schatzmeisterin des Städtepartnerschaftsvereins.

„Ich möchte die Gesellschaft zumindest im Kleinen mitgestalten und dabei mich selbst in der Gemeinschaft verwirklichen.“

Mit dem Bus nach Polen.

Der Städtepartnerschaftsverein pflegt die Kontakte zwischen verschiedenen Ländern. Dazu gehört auch Polen. Schwedt ist die einwohnerreichste Stadt im Landkreis Uckermark im Nordosten des Landes Brandenburg und liegt an der Oder, die hier die Grenze zu Polen bildet. Polnische Partnerstädte des Vereins sind Gryfino, Chojna und Koszalin. Zu ihnen hält der Städtepartnerschaftsverein regen Kontakt und organisiert Treffen zum gegenseitigen Kennenlernen aller Partnerstädte. Zahlreiche Vereine erhielten für ihre Begegnungen nach Antragstellung projektbezogene Zuschüsse. In Moryn in Polen leben seit März 2022 Waisenkinder aus der Ukraine, welche der Städtepartnerschaftsverein besucht, und mit einer Geldspende unterstützt hat. Immer mit dabei: Frau Eger. Die Kinder werden online aus der Ukraine unterrichtet „Sie saßen alle in einem Raum und wurden an Tablets mit Kopfhörern differenziert unterrichtet.“, erzählt Gudrun Eger von ihren Eindrücken. So lernten seit Bestehen des Partnerschaftsvereins und durch die vielfältigen grenzüberschreitenden Aktivitäten Schwedter insbesondere ihre polnische Nachbarstadt näher kennen und es wird selbstverständlich, die Nachbarn über Veranstaltungen zu informieren und einzuladen. Gudrun Eger pflegt ebenso Kontakt mit der polnischen Tourist-Information, um auch polnischen Gästen Stadtführungen anbieten zu können, und recherchiert Möglichkeiten des Austauschs. Zwischen Polen und Deutschland herrscht eine harte Sprachgrenze. „Cześć“ bekommt man öfter in Schwedt zu hören. Die Volkshochschule in Schwedt bietet zahlreiche Sprachkurse an, um die Kommunikation zwischen den beiden Ländern zu unterstützen. Dieses Angebot nimmt auch Gudrun Eger seit einigen Jahren wahr, um sich noch besser auf die polnischen Stadtführungen vorzubereiten.

Die Sonne scheint warm auf die Markisen des Cafés direkt neben der Oder, während Gudrun Eger mit ungefähr 10 anderen Kulturbotschafter:innen auf ein Schiff voll mit Touristen wartet. „Hallo, schön dich zu sehen, Gudrun“, wird sie freundlich von ihren Kolleg:innen begrüßt. Es herrscht ein angenehmes Gesprächsklima, als Ernst Günther¹ einen Anruf erhält. „Es dauert wohl noch ein bisschen“, teilt er den anderen mit. Das kann Gudrun Egers ausgeglichenes Wesen jedoch nicht beeinflussen. Es ziehen große Containerschiffe und kleine Ruderboote auf der Oder neben ihnen vorbei, während sich Gudrun Eger und die anderen Kulturbotschafter:innen auf ihre bevorstehenden Führungen gemeinsam vorbereiten. Dann

¹ Name redaktionell verändert

bekommt Ernst Günther einen zweiten Anruf. Das Schiff ist jetzt fast am Anlegerplatz angekommen.

Vom Berufsleben zum Unruhestand.

Gudrun Eger verabschiedete sich 2011 vom aktiven Berufsleben im Bereich Wirtschafts- und Innenstadtentwicklung. Ihr Arbeitsplatz war dabei im Rathaus zu finden. Aber auch heute ist sie hier gern gesehen. Ihre ehemaligen Kollegen wissen, welcher Gudrun's Schreibtisch war, und erzählen von den Aufgaben und Projekten, die sie betreute. Innerhalb ihrer Arbeit bei der Stadtverwaltung sei sie unter anderem für die Mitgliedschaft der Stadt in der Kommunalgemeinschaft POMERANIA e.V., mit dem Schwerpunkt der grenzüberschreitenden Zusammenarbeit mit den Nachbarkreisen auf der polnischen Seite der Oder, zuständig gewesen. Sie habe die Bedeutung des Unruhestandes wortwörtlich angenommen und fand schnell eine Aufgabe, bei der sie ihr Interesse für Kunst, Kultur und Literatur integrieren konnte. Dafür hat sie ihre Interessenlage in verschiedenen Vereinen getestet.

Ausschlaggebend für ihre Wahl für den Kulturverein „Die Brücke“ war eine vom Verein organisierte Lesung der Schriftstellerin Regina Scheer, welcher Gudrun Eger als Gastzuhörerin beiwohnte. Regina Scheer stellte ihren Roman „Machandel“ vor, welchen Gudrun Eger bereits kannte und schätzt. „Nun konnte ich die Autorin persönlich erleben.“ Gudrun Eger ist wichtig, dass sie nicht nur sich selbst weiterentwickelt, sondern auch andere für die Kultur begeistern kann.

Kultur näherbringen. Das liegt Gudrun Eger am Herzen. Und Kultur hat Schwedt viel, gestaltet mit einer großen Anzahl an Kunstwerken, auch von Künstlern aus der Stadt selbst. Als Kulturbotschafterin präsentiert sie die Geschichte und Kunst der Stadt in umfangreichen Stadtführungen.

Gudrun Eger kann aus weiter Entfernung nun bereits das Schiff sehen. Es fährt langsam an den Anlegerplatz heran. Während das Schiff noch gewendet werden muss, werden zwischen den Kulturbotschafter:innen die letzten Kleinigkeiten besprochen. Dann ist es soweit. Das Boot hat angelegt und über den Steg laufen ca. 100 Gäste.

Als Gudrun Eger 1974 nach Schwedt zog, lag die Einwohnerzahl bei rund vierunddreißtausend. In den Achtzigern stieg die Einwohnerzahl auf über fünfzigtausend. Wegen des Bevölkerungswachstums entstanden mehrere neue Wohngebiete und die Einwohnerzahl erreichte mit knapp 54.000 Einwohnern ihren Höhepunkt. „Der Anteil an

Kinder- und Jugendlichen war groß. Man konnte schon aus kilometerweiter Entfernung Schwedt an den Hochhäusern erhaschen“ so Michael Schmidt² „Es gab ein breites Angebot an Freizeit- und Sportaktivitäten für Jugendliche. Das Stadtzentrum war gut besucht und vor allem beim Eisverkauf bildeten sich lange Schlangen.“

Die 100 Gäste vom Schiff werden nun in Gruppen aufgeteilt. Gudrun Eger beginnt mit der Stadtführung und ihre Gruppe verschwindet hinter einem Haus. Ernst Günther beginnt mit seiner Gruppe eine Führung durch die Uckermärkischen Bühnen Schwedt, ein Einspartentheater mit erweitertem Gastspielbetrieb. Er führt die Menschen hinter die Kulissen des Theaters und erklärt die sich dahinter verborgenden Geschichten und Techniken. Nach diesem spannenden Programmpunkt tauschen Ernst Günther und Gudrun Eger die Gruppen. Aber erst einmal gönnt sich Ernst Günther eine Verschnaufpause, während er und seine Gruppe im Café auf Gudrun Eger und ihre Gruppe warten. Ihm ist die Freude an diese Führungen und an dem Miteinander mit den anderen Kulturbotschafter:innen anzusehen. Sie alle kennen sich schon lange und haben nur Gutes übereinander zu erzählen.

Heute gibt es mehr Eisdiele als Nachfrage. Die Stadtbevölkerung ist deutlich gesunken und hat nun, trotz einiger neuer Ortsteile, nur noch eine Einwohnerzahl von rund 33.500. Menschen über 55 Jahre machen dabei mehr als die Hälfte aus. Aber zum Glück gibt es jeden Mittwoch um 10.00 Uhr eine Veranstaltung im „Kosmonauten“, dem Vereinshaus des Kulturbundes. Durch „Die Brücke“ bietet Gudrun Eger ein niederschwelliges Angebot, einen Begegnungsraum, an dem auch wenig mobile Menschen und Menschen mit geringen finanziellen Mitteln Teilhabe finden können. Dies ist besonders in einer Stadt, in der der demografische Wandel bereits so weit fortgeschritten ist, wichtig.

Gudrun Eger und Ernst Günther treten ihre zweite Führung an. Für Gudrun Eger geht es wieder in die Stadt selbst. Sie zeigt zahlreiche Kunstwerke und erklärt ihre Entstehung und Künstler. Man spürt überall ihre Leidenschaft, Geschichten zu erzählen. Denn wer weiß schon, welche Geschichten sich hinter den Mauern des Berlischky-Pavillons, an der weiträumigen Straßenanlage Lindenallee, nach ihrem Erbauer benannt, verbergen?

Anfang 60. In diesem Alter hat Gudrun Eger ihre Rente angetreten. Damit gehört sie altersmäßig der größten Bevölkerungsgruppe in Schwedt an. Diese ist oft negativ besetzt, die

² Name redaktionell verändert

4. Lebensphase. Mit der Quantität der älteren Gruppe verändert sich auch die Wahrnehmung der Gesellschaft auf diese. In der Leistungsfähigkeit als eingeschränkt wahrgenommen, wird auch im alltäglichen Sprachgebrauch der Begriff „Alter“ negativ konnotiert. Diese defizitäre Wahrnehmung ist unzeitgemäß. Gudrun Eger hat diese Lebensphase mit der gewonnenen Freiheit genutzt, neue Dinge ausprobiert und sich in verschiedenen Bereichen ehrenamtlich eingebracht.

Bei ihrer Stadtführung hat Gudrun Eger zu fast jedem Kunstwerk, sei es eine Skulptur oder ein Bauwerk, eine kleine Anekdote parat. Sie forscht gerne im Museum oder Archiv nach, um auch jede Frage zu beantworten. Nach einer ausführlichen Führung durch Schwedt geht es für Gudrun Eger und ihre Gruppe wieder zurück zu den Uckermärkische Bühnen Schwedt. Dort hat auch Ernst Günther seine zweite Führung beendet. „Wir haben die Führung sehr genossen“, berichten die Gäste des Schiffes. Nach einem herzlichen Dankeschön von ihnen ist Gudrun Egers Aufgabe auch getan.

Der Alterungsindex ist in Schwedt doppelt so hoch wie der Durchschnitt deutschlandweit. Das spürt auch Gudrun Eger. Seit 30 Jahren Vereinsleben finden die Angebote des Vereins „Die Brücke“ großen Zuspruch und oft müssen sie befürchten, dass die Stühle nicht ausreichen. Gudrun erzählt, dass leider der Nachwuchs fehlt und der Verein so immer älter wird. Der demographische Wandel und damit einhergehende Ängste und Unsicherheiten sind in aller Munde und so beschäftigen sie nicht nur die jüngeren Generationen, sondern ebenso die Älteren. Es ist wichtig, die Potenziale und Ressourcen älterer Menschen zu nutzen, um das Alter nicht als Bedrohung zu betrachten. So hat es auch Gudrun Eger gemacht, als sie 2019 das Amt der Vorsitzenden für den Kulturverein „Die Brücke“ übernahm.

Der Tag war anstrengend, doch es erfüllt sie, sich einzubringen. Sie ist in ihrem Element. Es beglückt sie, mit anderen Mitgliedern aus dem Kulturverein „Die Brücke“ zusammenzukommen und diese Veranstaltungen zu planen. So schafft sie es immer wieder ein breites Spektrum an Veranstaltungen anzubieten. Dieses erstreckt sich über Kunst, Literatur und Musik. Sie pflegt zu allen städtischen Einrichtungen Kontakt.

Gudrun Egers Einsatz im Ehrenamt ist eine Win-win-Situation. In der tagtäglichen Ausführung ihres Ehrenamts trägt sie dazu bei, sich selbst und andere ältere Menschen in soziale Netzwerke zu integrieren. Auch die Bürgermeisterin der Stadt Schwedt/Oder weiß Gudrun Egers ehrenamtliches Engagement zu schätzen und überreicht ihr den Ehrenpreis: „Ein

herzliches Dankeschön für Ihr besonderes ehrenamtliches Engagement für eine lebendige Kultur- und Tourismusszene in unserer Stadt.“ Und so lächelt Gudrun Eger in die fotografierenden Kameras wohlwissend, dass ihr Ehrenamt Tag für Tag wertgeschätzt wird.

Quellenverzeichnis

1. Textquellen

- <https://www.schwedt.eu/de/29617> aufgerufen am 01.12.2023
- <http://www.kulturverein-bruecke-schwedt.de/> aufgerufen am 6.12.2023
- <https://de.wikipedia.org/wiki/Schwedt/Oder> aufgerufen am 12.12.2023
- <https://muae.brandenburg.de/de/schwedt-entdecken/aktuelle-meldungen/ehrenpreis-der-buergermeisterin-2023/54645> aufgerufen am 12.12.2023
- Artikel: Uckermark–Anzeiger, Freitag, 20. Januar 2023

2. Bildquellen

- <https://muae.brandenburg.de/de/schwedt-entdecken/aktuelle-meldungen/ehrenpreis-der-buergermeisterin-2023/54645> aufgerufen am 12.12.2023

34. Landeswettbewerb Deutsche Sprache und Literatur

Baden-Württemberg 2024

(Thema 8)

Ein journalistisches Porträt

-Pfarrer Reinhold Ernst Rolf Hoffmann-



von

Joshua Knapp

KS1

St. Raphael Gymnasium Heidelberg

Für Himmel und Hospiz

Pfarrer Reinhold Hoffmann begleitet Schwerkranke und sterbende Menschen ehrenamtlich auf Ihrem letzten Weg

In Deutschland gibt es rund 280 stationäre Hospize, dazu kommen weitere 1.500 ambulante Hospizdienste und etwa 340 Palliativstationen in Krankenhäusern.¹ 2012 ergab sich laut einer Umfrage des Deutschen Hospiz- und Palliativ Verbands e.V. (DHPV), dass sich 27 Prozent aller Sterbenden das Hospiz als ihren bevorzugten Sterbeort wünschen - das sind hochgerechnet heute etwa 270.000 pro Jahr.² Damals war der Anteil der Menschen, die im Hospiz starben, mit gerade einmal drei Prozent jedoch sehr gering. Dies war auf einen Mangel an stationären Hospizen, qualifiziertem Personal sowie auf erhöhte finanzielle Leistungen zurückzuführen. 2015 verabschiedete das Bundeskabinett auf Antrag des Bundesgesundheitsministeriums ein Hospiz- und Palliativgesetz, welches jährlich bis zu 200 Millionen Euro für Sterbende bereitstellen sollte.² Mittlerweile schätzt der DHPV, dass jährlich etwa 35.000 Menschen in stationären Hospizen versorgt werden.¹ Insgesamt wurden die Kapazitäten somit deutlich erweitert. Vergleicht man heutige Statistiken mit den Zahlen aus 1996, so haben sich nicht nur die Anzahl an stationären Hospizen fast verneunfacht, es fand auch ein erheblicher Zuwachs an Personal im Bereich Palliativmedizin und Hospizdienste statt.¹ Aber hinter diesem institutionellen Ausbau verbirgt sich weitaus mehr: Das ehrenamtliche Engagement von Menschen ist der Schlüssel zum Erfolg dieser Entwicklung. Im Jahr 2023 setzen sich über 120.000 Menschen deutschlandweit für die Arbeit an Schwerkranken und Sterbenden ein.¹ Einer von ihnen ist auch Reinhold Hoffmann. Seit Jahren arbeitet er mit einem kleinen Team in der Sterbehilfe. Ein gesellschaftlich hochrelevantes Ehrenamt, dessen Herausforderungen nicht jeder gewachsen ist. Er schon.

Pfarrer Reinhold Ernst Rolf Hoffmann wurde 1957 in Neustadt an der Weinstraße geboren und wuchs in Biedenkopf im Landkreis Marburg als einer von drei Brüdern auf. Später bekam er drei Kinder mit seiner ersten Ehefrau, bevor er sich scheiden ließ und seine aktuelle Ehepartnerin heiratete. In seiner Laufbahn diente er in mehreren Pfarrgemeinden und ist nun bereits seit 25 Jahren in Oberzent tätig. In den Tiefen der Region Odenwald liegend ist sein

¹ (www.dhpv.de, 2023)

² (www.biva.de, 2023)

Wohn- und Arbeitsort zwar unscheinbar, jedoch weitflächig und durchaus besonders -wie seine ganze Persönlichkeit.

Ursprünglich wollte Reinhold Hoffmann kein Pfarrer werden. Nein, er spielte zeitweise sogar mit dem Gedanken aus der Kirche auszutreten. Dies lag nicht an einem fehlenden Glauben. Viel mehr waren dem Jugendlichen die Strukturen und Bräuche der Kirche zu veraltet und streng. Dennoch begann er Religion und Latein auf Lehramt an der Universität in Marburg und später Göttingen zu studieren. Seine damaligen Lehrer dieser Fächer hatten ihn nämlich sehr inspiriert und er wollte einen ähnlichen beruflichen Pfad einschlagen. Während seines Studiums begegnete er einem alten Schulkameraden, der Pfarrer werden wollte. Beide blieben im engen Kontakt und mit der Zeit entdeckte auch Reinhold Hoffmann sein Interesse für die Theologie und für eine künftige Arbeit als Pfarrer.

Die seelsorgerische Tätigkeit als Pfarrer konfrontierten Reinhold Hoffmann immer wieder mit der Präsenz des Todes.

Schon vorher in der Familie seiner Kindheit ist der Tod kein „Tabu-Thema“. Sein Vater kämpfte noch im zweiten Weltkrieg als Pilot der Luftwaffe. In einem seiner Einsätze wurde seine Maschine getroffen. Nach dem Krieg ging er seinem Beruf als Chirurg und Frauenarzt nach. Als 1975 der Bürgerkrieg im Libanon ausbrach, verpflichtete er sich zum Dienst in einem dortigen Krankenhaus, in dem auch verletzte Soldaten untergebracht wurden. Dort hatte man die Leichen im gleichen Hof gestapelt, in dem das Personal in der arbeitsfreien Zeit Tennis spielte. Reinhold Hoffmann erzählt vom Trauma seines Vaters nach dessen Rückkehr. Später habe sein Vater von sich aus kaum noch über diese Zeit gesprochen.

Schon früh macht der junge Reinhold Hoffmann selbst seine ersten Begegnungen mit dem Tod. Als er 5 Jahre alt ist, stirbt seine Oma. Er erinnert sich genau, wie seine Mutter trauerte, trotzdem aber nicht die Trauer den Tag bestimmen ließ. Mit 15 Jahren, stirbt auch seine andere Oma, die Mutter des Vaters, in seiner Anwesenheit. Dieses Ereignis prägt ihn. Seine restlichen Großeltern sterben noch vor Vollendung seines 18. Lebensjahres.

Etwas später wird sein Bruder Opfer eines tragischen Autounfalls, den er nur um ein Haar überlebt. Dieses Ereignis, das ihm bis heute auf dem Herzen liegt, weckt in ihm viele Fragen über Leben und Tod.

Im Jahr 2007 erleidet seine Mutter einen Schlaganfall. Bruder und Vater versuchen eine Reanimation, sind auch scheinbar erfolgreich, jedoch kommt die Hilfe zu spät. Seine Mutter ist bereits hirntot. Alles, was bleibt, ist die lebende Hülle einer toten Frau. Nach diesem für ihn heute noch bewegenden Ereignis entscheidet sich Reinhold Hoffmann im Alter von 50 Jahren, neben seinen Verpflichtungen als Pfarrer zusätzlich einen eigenen Hospizdienst zu starten, so wie er es schon lange vorhatte. Er beginnt als Notfallseelsorger. Über die Jahre erweitert er die Angebote seines Hospizdienstes. Heute arbeitet er mit einem kleinen Team, bestehend aus 24 Mitarbeitern, in der Region, nach der auch seine Hospizgruppe benannt ist. Außerdem hilft er bei der Ausbildung von neuen Ehrenamtlichen.³

Sowohl seine Tätigkeit als Pfarrer als auch das zusätzliche Ehrenamt wirken sich auf sein soziales Leben aus. Zu seinen Kindern habe er guten Kontakt, sagt er. Kein Teil seines sozialen Lebens sei jedoch das, wonach sich die meisten sehnen: Echte Freunde hat er, nach eigener Aussage, kaum welche. „Ich schätze mal, das kommt einher mit meinem Beruf als Pfarrer“, erklärt er. In seiner Funktion müsse man eine bestimmte Rolle in der Gesellschaft einnehmen, die typisch für Geistliche sei. Seiner Aussage nach findet er sich damit jedoch ab und lässt sich davon nicht weiter stören. Es ist sogar so, dass er sich in gewisser Hinsicht Distanz, zum Beispiel zu seinen Gemeindemitgliedern, wünscht.

Neben den sozialen Aspekten gibt es weitere Herausforderungen: Hospizdienst ist zeitaufwendig und erfordert ständige Bereitschaft. Dazu kommt eine starke mentale Belastung. Deshalb empfiehlt Reinhold Hoffmann sein Ehrenamt nur denen, die eine gute Wahrnehmung und Macht über ihre eigenen Gefühle haben. Er betont, wie anspruchsvoll eine Beschäftigung dieser Art sein kann. Außerdem meint er, dass eine gewisse Lebenserfahrung durchaus nötig sei, um gute Seelsorge zu leisten.

Auch ihn nimmt das Ehrenamt in vieler Hinsicht mit. Neben erfüllenden Momenten kann es für ihn sehr nervenaufreibend sein und ihm sehr nahegehen. Er weiß, wie er damit umzugehen hat. Trotzdem fällt es ihm nicht immer leicht seiner Selbstverpflichtung treu zu bleiben. Er berichtet, dass er regelmäßig eine Supervision macht, um Geschehenes zu verarbeiten. Andere Kollegen täten sich ebenfalls schwer mit manchen Fällen. Oft springt er dann für sie ein.

³ (www.hospizgruppe-odw-sued.de, 2024)

„Ohne Auszeit ginge das allerdings nicht“, meint Reinhold Hofmann. Und für einen Pfarrer hat er sich ohne Frage eine Art der Ablenkung ausgesucht, die nicht jeder erwarten würde. Er fährt für sein Leben gerne Motorrad. Um genau zu sein, handelt es sich um einen Cruiser. Oft fährt er zusammen mit seiner Frau. „Motorradfahren ist wie Meditation für mich, da ich mich ganz auf das Fahren und nichts anderes konzentrieren muss“ meint er. So sei es die perfekte Ablenkung vom Alltag und seiner Arbeit. „Ich genieße jede Minute, die ich auf meinem Motorrad sitzen kann“, fügt er hinzu und betont, es fühle sich „immer ein bisschen wie Urlaub“ an.

Auch Musik bietet ihm die Möglichkeit abzuschalten: So genießt er klassischen Rock und Metal Bands wie Pink Floyd bzw. Deep Purple, oder hört auch gerne die Musik der „frühen“ Ära der britischen Band Genesis. Außerdem musiziert er selbst. Er spielt Gitarre und in der Vergangenheit sang er sogar in Bands. Auch faszinieren ihn Action Klassiker wie „Fast and Furious“. Diese dienen seiner Meinung nach optimal als Ausgleich zu seiner alltäglichen Beschäftigung.

Seine Freizeitinteressen passen fast klischehaft zu seinen schulterlangen, zu einem Zopf gebundenen Haaren, Ohrring und einem etwas verdeckten Tattoo am Oberkörper. Sein unkonventionelles Erscheinungsbild ist ihm für sich selbst besonders wichtig, und dürfte schon manch einen überrascht, verwundert und beeindruckt haben.

Vor einigen Jahren platzt die Diagnose eines Darmtumors in den Alltag von Reinhold Hoffmann, der sich daraufhin einer Operation unterziehen muss. Beim Erwachen nach dem Eingriff wird er von einer beruhigenden Anwesenheit seines Bruders begleitet, ein Moment der Geborgenheit, den er bis heute nicht vergessen hat. Dabei berichtet er, dass er schon, bevor er seine Augen öffnete, die Atmosphäre fühlte. Diese persönliche Erfahrung festigt ihn in der Sinnhaftigkeit seiner Seelsorgearbeit und der Art und Weise, wie er sich Sterbenden nähert. Genau dieses wahle Gefühl, welches er einst selbst empfand, will er auch bei anderen erzeugen.

Auf die Frage, welchen Eindruck er bei seinen Seelsorge-Besuchen hinterlassen will, antwortet er: „Mir geht es darum, Menschen zu stärken, in dem, was sie sind.“ Besonders wichtig und unverhandelbar in diesem Ehrenamt sei daher der Respekt, den man haben und zeigen müsse. Er erläutert, dass viele Sterbende unter seelischem Stress und teilweise auch an fehlender Nähe zu anderen Menschen leiden. Er sieht seine Aufgabe auch deshalb darin, die Bedürfnisse

des oder der Sterbenden nach seinen Möglichkeiten zu stillen. „Gespräche sind nicht immer die Lösung“, meint er. Oft sei es am wichtigsten, einfach Beistand zu leisten. Zum Beispiel erinnert sich Reinhold Hoffmann an einen Fall, in dem er nichts weiter tat, als neben einer schlafenden Sterbenden zu sitzen und dabei ihre Hand zu halten, „oder besser gesagt diese zu tragen“, erklärt er. Er berichtet von seiner Beobachtung, dass die Frau entspannt und für einige Zeit vollkommen unbeschwert wirkte. Sein Ziel ist die individuelle Zuwendung zu jedem einzelnen Menschen. So ist auch geistliche Hilfe trotz seines Hauptberufs als Pfarrer, kein Standard für ihn. Ganz im Gegenteil: Ist der Sterbende oder Bedürftige beispielsweise Atheist, liegt es ihm fern zu versuchen, ihn auf der letzten Strecke seines Lebens zu bekehren. Allerdings sei die Art der Hilfe an sich nicht immer so bedeutsam, sondern zumeist auch, dass diese von außen erfolge. Ihm ist es besonders wichtig, dass sich jeder, den er unterstützt, respektiert, aufgehoben und wohl fühlt.

Ein essenzieller Teil seines Konzepts für eine erfolgreiche Seelsorge ist, seiner Meinung nach, Authentizität. Dafür muss man mit sich selbst im Reinen sein.

Als Person ist Reinhold Hoffmann freundlich, tiefgründig und äußerst einfühlsam, was ihn besonders gut geeignet für sein Ehrenamt macht. Er hat ein offenes Ohr für diejenigen, die es ganz besonders brauchen. Hoffmanns Einsatz für Menschen, die am Ende ihres Lebens Unterstützung benötigen, zeugt von einem selbstlosen Charakter, welcher keinesfalls selbstverständlich, jedoch zweifelsfrei erforderlich für seine Aufgabe ist. Seine inspirierende Persönlichkeit erscheint auf den ersten Blick als makelloses Vorbild. Doch auch er arbeitet immer noch an sich selbst, wie er zugibt. Beispielsweise berichtet er von einem Ausflug mit seinem Sohn, an dessen Ziel angekommen, sie einem jungen Menschen begegneten, welcher sich wie eine „Drag-Queen“, so Reinhold Hoffmann, kleidete. Er erinnert sich, in diesem Moment darüber nachgedacht zu haben, ob es ihn wohl stören würde, wenn sein Sohn sich vergleichbar kleiden, oder sich als „Gender-nonkonforme“ Person identifizieren würde. Er kam zum Entschluss, er würde es bevorzugen, wenn dies nicht der Fall wäre. Reinhold Hoffmann betont jedoch gleichzeitig, dass seine Überzeugung nicht durch Homo- oder Transphobie beziehungsweise Geschlechtsidentitätsfeindlichkeit im Allgemeinen entstanden ist, sondern viel eher, weil er nicht möchte, dass sein Sohn angefeindet werden könnte. Er ergänzt jedoch, dass er ihn trotzdem unterstützen würde, wäre es sein Wille. Wenig später ärgert er sich über seine möglicherweise doch vorurteilsbehaftete Interpretation der damaligen Situation. „Ich

weiß doch gar nichts über sie“, erklärt er. Die von ihm beobachtete Person leide vielleicht gar nicht und er wisse nicht einmal genau, ob sie wirklich das ist, was er ursprünglich meinte an ihrem Äußeren zu erkennen. „Vielleicht war das nur ein Kostüm“, sinniert er. Der Moment der Gedankenversunkenheit zeigt, wie sehr er immer wieder seine eigenen Vorstellungen hinterfragt.

Er schildert ein weiteres Ereignis hinsichtlich seiner eigenen vorgefassten Meinungen. Während eines Besuchs in einer Werkstatt für seinen geliebten Cruiser spürt er eine „unangenehme Unsicherheit“, als er die Angestellten beobachtet. In diesem Moment erschienen sie ihm wie Figuren, die er schnell mit dem Etikett "Nazis" versieht. Später stellte sich diese Überlegung als klares Vorurteil heraus. Das Bedauern, dass er nun darüber äußert, zeigt: Dieser Mann hat eine hohe Fähigkeit zur Selbstreflexion.

Was ist seine Meinung, wenn es um externe Hilfe in seinem Ehrenamt geht? Reinhold Hoffmann wünscht sich mehr Engagement von Seiten der Öffentlichkeit. Selbstverständlich muss das Personal für den Hospizdienst und die Seelsorge vorhanden und geeignet sein, jedoch spielt die Gesellschaft eine ähnlich wichtige Rolle für den generellen Umgang mit dem Thema Tod. Er lobt, dass, seiner Meinung nach, mittlerweile mehr über das Sterben geredet und besser kommuniziert wird, kritisiert jedoch, dass nicht genug angepackt wird. Er spricht von „Alibi-Geschichten.“ Seiner Ansicht zufolge fehlt es immer noch viel zu häufig an echter Hilfeleistung. Als Beispiel nennt er Aktionen wie den bekannten „Wünschewagen“⁴: Die Öffentlichkeit nutze derartige Angebote als Gelegenheit, um sich so im Grunde genommen Vorwürfen für fehlendes Handeln zu entziehen. Er betont, dass rein gar nichts falsch an der Erfüllung letzter Wünsche sei, hebt jedoch hervor, dass dies nichts an der Tatsache ändere, dass trotzdem Hunderte andere nicht die Hilfeleistungen erhielten, die sie bräuchten. Seiner Meinung nach fehlten Gelder, das Personal sei oft zu unqualifiziert und die Personaldecke zu dünn. Er erscheint zwar gelassen, ist zur selben Zeit jedoch auch besorgt. Man erkennt, dass ihm sein Ehrenamt besonders viel bedeutet.

Reinhold Hoffmann trägt viel Leidenschaft in sich. Er kämpft für grundsätzlich für eine ehrenamtliche Tätigkeit mit Sterbenden. Er ist ein Mensch für Menschen. Dabei opfert er sich selbst auf: Bevor er in Oberzent als Pfarrer tätig war, betreute er unter anderem eine

⁴ (www.wuenschewagen.de, 2024)

Jugendgruppe und erinnert sich, dass er, als er nach Hause kam, häufig von eben diesen Jugendlichen in seiner eigenen Wohnung begrüßt wurde. Sie hatten ein sehr enges und offenes Verhältnis zu ihm. Diese Art der Gemeindearbeit war nicht nur für seine damalige Ehefrau sehr gewöhnungsbedürftig, sondern ist auch heute noch besonders außergewöhnlich. Ihm machte das alles nichts aus. Er freute sich Menschen dort helfen zu können, wo er konnte. Dasselbe gilt auch noch heute für ihn. Bald wird Reinhold Hoffmann sein 17. Jahr im Hospizdienst antreten und somit auch eines seiner Letzten. In zwei Jahren möchte er in den wohlverdienten Ruhestand gehen. Dann will er auch sein Ehrenamt niederlegen. Bis dahin will er seine Zeit der Stabilisierung der Hospizgruppe widmen, sodass er die Leitung ohne Bedenken abgeben kann. Danach möchte er auch aus Oberzent wegziehen. Er selbst sagt, ein Grund dafür sei der Abstand, den man bräuchte von allem, was geschehen sei in seiner Zeit in Rothenberg.

In einem Zeitungsartikel für ein regionales Magazin wird Pfarrer Hoffmann einst zitiert: „Leben ist nie ohne Risse, Verletzungen, Kränkungen möglich“, die Frage sei, wie jemand damit umgehe. Man könne sich zurückziehen oder aber die Herausforderung annehmen, diese Veränderungen ins Leben zu integrieren. Seine Worte sind weniger eine theologische Betrachtung als vielmehr eine Einladung zur Selbstreflexion und zur Akzeptanz des Lebens in seiner ganzen Vielfältigkeit. Als Pfarrer spricht nicht nur über das, was sein Glaube lehrt, sondern teilt eine Weisheit, die aus seiner Erfahrung entstanden ist.

Literaturverzeichnis

www.biva.de. (29. 12 2023). Von <https://www.biva.de/aus-unserer-beratungsarbeit/sterben-tod-und-palliativversorgung/> abgerufen

www.de-fact.de. (16. 01 2024). Von http://www.de-fakt.de/bundesland/hessen/odenwaldkreis/details/?tx_ttnews%5Btt_news%5D=20876&cHash=235c59e949f872724c650508da2aaf2c abgerufen

www.dhpv.de. (29. 12 2023). Von https://www.dhpv.de/zahlen_daten_fakten.html abgerufen

www.hospizgruppe-odw-sued.de. (24. 01 2024). Von <https://www.hospizgruppe-odw-sued.de> abgerufen

www.wuenschewagen.de. (25. 01 2024). Von <https://wuenschewagen.de/> abgerufen

Wir danken für die freundliche Unterstützung.





Baden-Württemberg

MINISTERIUM FÜR KULTUS, JUGEND UND SPORT